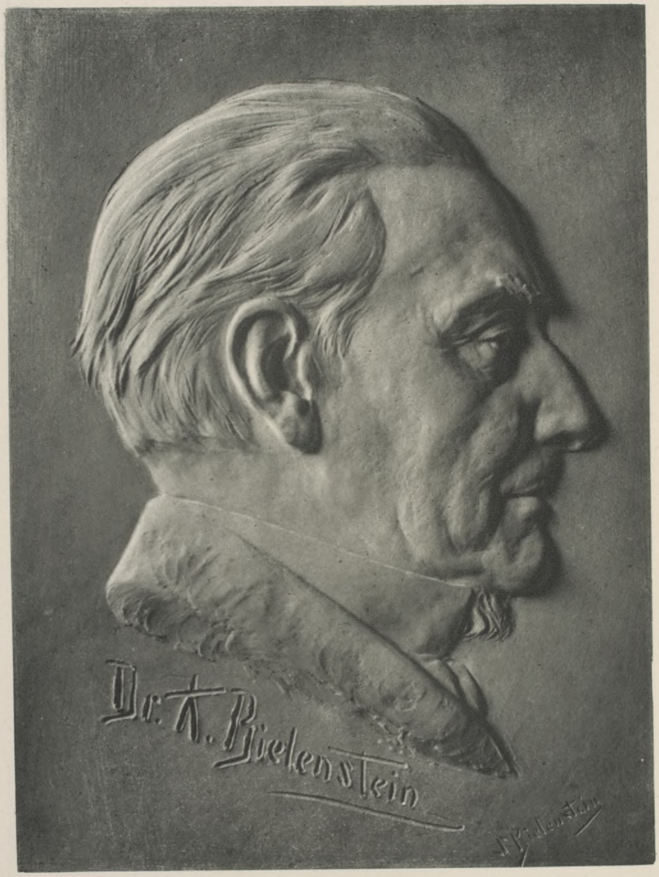
Ein glückliches Leben

Von DDr. A. Bielenstein


Dr. A. Bielenstein

Ein glückliches Leben.

Selbstbiographie

von

Dr. A. Bielenstein,

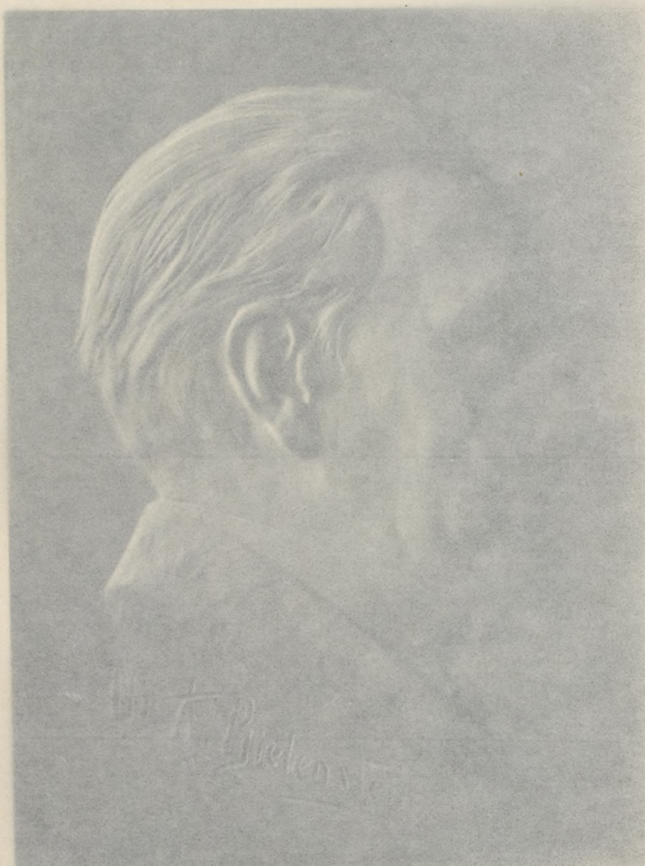
Pastor zu Doblen in Kurland.

Mit dem Porträt des Verfassers in Photogravure.

Riga.

Verlag von Jonck & Poliewsky.

1904.



Ein glückliches Leben.

Selbstbiographie

von

DDr. A. Bielenstein,

Pastor zu Doblen in Kurland.

Mit dem Porträt des Verfassers in Photogravure.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1904.

Meinen treuen Freunden,

Propst H. Seesemann zu Grenzhof,

Pastor G. Seesemann zu Grünhof,

Pastor H. Klapmeyer zu Lesten,

als ein Ausdruck innigen Dankes für die stete Harmonie unsres Lebens und Strebens

gewidmet.

Inhalt.

Einleitung.

Ein glückliches Leben!? Der Pessimist wird den Kopf schütteln: wer kann sich des rühmen ein solches gelebt zu haben? Ist es überhaupt möglich in dieser irdischen Welt? — Ich meine doch; es gibt ja Sonntagskinder, und ich bin buchstäblich ein Sonntagskind gewesen. Mich selbst rühme ich freilich nicht dessen, daß ich ein glückliches Leben gehabt, aber die Güte Gottes, die mich geführt hat. Es sind Bücher geschrieben über das Glück. Ich möchte in drei Worte fassen, worin das Glück besteht: geliebt werden, mit gewissem Erfolg arbeiten, mit Gott in Gemeinschaft stehen. Durch die Liebe meiner Eltern, meiner Ehegattin, meiner Kinder, vieler Freunde u. s. w. bin ich reich beglückt gewesen. Von Jugend auf hat man mich stets für besser gehalten als ich war; mancherlei Ehrung hat man mir dargebracht, die ich nicht verdient hatte. Ich habe ein arbeitreiches Leben geführt, und es erscheint mir glücklich, wenn auf dem einen oder anderen Gebiet durch meine Arbeit etwas gefördert ist. Es sind mir schwere innere Kämpfe erspart geblieben, wie mancher sie durchmacht, der durch Zweifel und Irrtum zu klaren und festen religiösen Überzeugungen sich mühevoll durchringen mußte. Ich

danke es meinen Erziehern und der Führung Gottes, daß ich ruhiger und leichter den Weg habe finden können.

So darf ich mein Leben wohl ein glückliches nennen, trotzdem daß es mir nicht an Sorgen und Mühen gefehlt hat, trotzdem daß ich Krankheiten erlebt und erlitten und an teuren Gräbern gestanden habe, trotzdem daß mir jahrelang durch allmähliche Erblindung die Freude an der Arbeit erschwert worden. Und wenn ich trotzdem von einem glücklichen Leben rede, so hege ich damit nicht ein Phantasiebild zum Trost etwa der Zukunft, sondern ich habe die tatsächliche Erfahrung aus einem langen Leben, wie sie freilich nicht jeder hat, aber haben könnte, wenn er ernstlich die entsprechende Auffassung seiner selbst, der Welt und Gottes zu gewinnen gesucht hätte.

Als Ausdruck der Stimmung, die ich während meines Lebens und auch in den Tagen des Alters festzuhalten mich bemüht habe, mögen folgende Zeilen dienen, die ich im Jahre 1892 niedergeschrieben:

Mehr Licht!

(20. Mai 1892.)

Die Sonne sinkt, die weißen Nebel steigen,
Nacht bricht herein, es schauert die Natur;
Den grünen Wald erfüllet düstres Schweigen,
Das Köpfchen neigt die Blume auf der Flur.

Doch bald erwacht im Osten neuer Morgen,
Das Licht bricht an, die Lerche singt ihr Lied;
Vom Tau erfrischt, schaut auf ohn' Gram und Sorgen
Der Blume Aug', des Menschen froh Gemüt.

O Tag, du holder, schwindest mir von dannen,
Die Welt wird trüb' und grau vor meinem Blick;
O kehrt zurück, ihr Bilder, die zerronnen,
Auf meinen Pfad, du Licht, o kehr zurück!

Und soll's nicht sein, o Herz, gib dich zufrieden,
Nimm hin dein Los aus deines Gottes Hand!
Nimm hin, was dir die Liebe hat beschieden,
Die an die Prüfung auch den Segen band.

Du hast geschaut, mein Aug', so viele Lande,
Die Herrlichkeit der Welt hast du geschaut;
Die Woge, die sich wälzt am nord'schen Strande,
Den Himmel, wo er über Firnen blaut.

Du hast geschaut, mein Herz, die reichste Freude
Am heim'schen Herd, in immer neuem Licht,
Das Leben lang die schönste Augenweide,
Der treuen Deinen liebes Angesicht.

Du hast geschaut manch Werk, das dir gelungen,
Manch Bäumlein wuchs, des Gartens schatt'ge Zier;
Auch mancher Gegner, den Geduld bezwungen,
Er wandte wieder freundlich sich zu dir.

Was willst du weiter, wenn nun Abenddunkel
Die Hand vom Werk zu ziehn dir ernst gebeut?
Schau, Seele, von der Erd' zum Sterngefunkel,
Hier wird es Nacht, dort leuchtet Freud' nach Leid.

Da droben wird ein Morgenrot erglühen,
Das dieses Lebens Rätsel alle klärt,
Der Hoffnung wird Erfüllung dort erblühen,
Dem Aug' des Blinden wird dort Licht gewährt.

So bleibe still, mein Herz, in Dank gedenke,
Daß es an Lieb' und Freud' dir nie gebrach;
Dieselbe gute Gotteshand, sie lenke
Zum ew'gen Licht dich aufwärts allgemach.

Doblen 1903.

A. Bielenstein.

I.

Kindheit und Knabenzeit (Neu-Autz).

Lang, lang ist es her.

1. 1826—1833.

Geboren wurde ich am 20. Februar/4. März 1826 zu Mitau, während mein Vater auf der Kanzel der lettischen Kirche die Sonntagspredigt hielt, und empfing in der Taufe den Namen Johannes Gottfried August. Die Namen waren bedeutsam und ich danke meinen Eltern dafür. Der „Gnade Gottes“ und des „göttlichen Friedens“ bedarf ja der Mensch und was die „hohen“ Dinge anlangt, so sollen wir ja nicht in Eitelkeit nach dergleichen trachten, aber doch sind uns „hohe“ Ziele und Aufgaben gestellt, und der Weg in das Himmelreich geht in die Höhe. Städter blieb ich nur etwa ein Jahr. Mein Vater sehnte sich aufs Land; die waldigen Berge des Harzes bei der Klosterschule Ilfeld mögen es ihm angetan haben, und während meine Eltern im Sommer 1826 eine Reise nach Deutschland machten, wo der Vater nun zum erstenmal seine Heimat und Verwandtschaft wiedersehen konnte, erhielt er brieflich die Aufforderung das eben vakant gewordene Pastorat Neu-Autz anzunehmen. Komtesse Elise von Medem, nachmalige Gräfin Kleist-Czernowitz, die sechs Jahre lang von meinem Vater in Mitau umfassenden Unterricht erhalten, hatte zu dieser Wahl den Be-

sitzer von Neu-Autz, ihren Schwager Baron Ferdinand von der Ropp angeregt. Mein Vater folgte dem Ruf mit Freuden und machte nur die eine Bedingung, daß er nicht das neue aber unpraktisch gebaute Wohnhaus beziehen müsse, sondern daß ihm das alte verfallene Wohnhaus genügend restauriert werde. Sein idealer Sinn und sein für Naturschönheit empfängliches Auge hatte beim ersten Blick erkannt, daß um das alte Wohnhaus namentlich nach Süden und Osten viel schöner ein Garten auf den beiden Seiten des Baches sich neu schaffen ließe. Nach der Übersiedelung aufs Land in das neue Amt 1827 war es auch das erste, was meine Eltern unternahmen, einen Obst- und Blumengarten und einen kleinen englischen Park anzulegen, der allmählich jedem ersten Besucher eine freudige Überraschung und der Familie für Jahrzehnte unsagbar viel edlen Genuß gewährte. Erst in zweiter Linie machte mein Vater sich an eine Reform der Pastorats-Landwirtschaft nach den damals besten Prinzipien. Die materielle Existenz eines baltischen Landpastors gründet sich ja hauptsächlich auf den Ertrag der Widme-Ökonomie, und diese Fundationen, in Kurland namentlich aus der Zeit Gotthard Kettlers, haben eine Solidität, wie die Geldgagen so vieler anderer Beamten sie nicht haben, weil der Wert des Geldes abnimmt, der des Grund und Bodens aber zunimmt. Es braucht auch die Ökonomie durchaus nicht notwendig den Pastor von seiner amtlichen seelsorgerischen Tätigkeit abzuziehen, namentlich, wenn ein Pastor so wenig materialistische Gesinnung hat, wie mein Vater, dessen Name G. B. von Familiengliedern und Freunden oft als „gebe" gedeutet wurde.

Meine frühesten lebendigen Erinnerungen knüpfen sich an die Pflanzungen, an eine Kanalgrabung, an die Anlagen des Wasserfalls im Pastoratsgarten. Das Flüßchen

hieß der Seebach (lett. Esere), weil es der Abfluß des Kerklingenschen Sees war und bot durch seine aufgestaute Wasserfülle dem Pastoratsgarten einen großen Reiz und uns Kindern die mannigfaltigsten Freuden. Der Reichtum an Krebsen war so groß, daß eine ganz kurze Zeit genügte, in einem blanken Messingkessel, wenn die Köchin einen solchen zehn Schritt von der Küchentür in den Bach stellte, ein Gericht der delikaten Tiere zu sammeln. — Sodann erinnere ich mich lebhaft des Jahres 1830, wo ein Vetter von mir, cand. theol. August Woltmann aus dem Hannöverschen, nachmals Superintendent zu Zellerfeld im Harz, uns besuchte. Mein Vater begleitete den Neffen auf seiner Weiterreise bis Petersburg, und die Illumination, mit der wir den heimkehrenden Vater erwarteten, sehe ich im Geist noch heute.

Der polnische Aufstand desselben Jahres bewegte vielfach unsre Gegend wegen der nahen littauischen Grenze. Einfälle von Banden der Aufständischen nach Kurland kamen öfter vor, und in einer Winternacht bei Abwesenheit des Vaters erlebten wir einen tüchtigen Schrecken. Die Mutter wurde von den Dienstmägden geweckt: Polen seien auf dem Hofe. Wir Kinder flüchteten aus den Betten weinend in das Zimmer der Großmutter. Aber die Hausfrau, mutig und besonnen, überlegte, während sie sich ankleidete und dann zur Haustür ging, was sie den Leuten zu essen vorsetzen könnte. Die Bosheit der Menschen nimmt ja mit der Sattheit ab. Als die Fremden eindrangen, stellte es sich heraus, daß es nur gute Freunde waren, die Familie unsres drei Meilen von Neu-Autz wohnenden Hausarztes Köber, welche in zwei Kibitken mit russisch uniformierten Kutschern aus der Stadt kam und bei uns etwas Nachtruhe suchte. In derselben Zeit passierte hart an der kurländischen Grenze die kuriose Ge-

schichte, daß ein polnischer Gutsbesitzer, Namens Sabielsky in Laischen, bei dem Aufstand kompromittiert und von der russischen Polizei verfolgt, sich dadurch rettete, daß er starb und begraben wurde, danach aber wieder auflebte und freilich unter dem Namen seines Bruders unbehelligt auf seinem Gute jahrelang weiter residierte.

Nach dem polnischen Aufstand kam zum erstenmal die Cholera ins Land und verbreitete viel Furcht. Die Grenzen der einzelnen Güter Kurlands wurden mit bäuerlichen Wachtposten besetzt, und fremde Leute, namentlich jüdische Hausierer („Pindelkrämer“, prov. für Bündelkrämer) wurden wenn möglich zurückgewiesen. Zwischen Neu-Autz und Kerklingen fand sich auch eine Stange über den Weg als Schlagbaum und ein Zelt mit solchem Grenzwächter, welcher meinen Vater, wenn er mit mir, dem kleinen Jungen, zum Filial fuhr, ehrerbietig vorbeiließ.

Unser Leben im Pastorat war ein einfaches und stilles. Wir waren unsrer drei Kinder, ich das jüngste, meine Schwester Sophie drei Jahre älter und ein Stiefbruder Theodor, sieben Jahre älter als ich, aus der ersten Ehe meines Vaters. Dieses Stiefbruders mütterliche Großmutter Charlotte Roux, von uns allen Großmutter genannt, welche am Eßtisch immer präsidierte, ein Zimmer bewohnte, welches als Flügel des Hauses nach dem Fluß zu hinausgebaut war, schloß unsren Familienkreis ab und war noch eine Repräsentantin des vorhergehenden Jahrhunderts. Sie war 1752 geboren, hatte also den ganzen siebenjährigen Krieg und die beiden letzten Herzöge Kurlands erlebt und konnte uns von dem Einzug Ernst Johann Birons in Goldingen erzählen. Sie starb erst 1840 ohne Krankenlager, als sie in der Nachbarschaft zu einem Kaffeebesuch war, nachdem sie in dem Sommer desselben Jahres noch monatelang während einer Reise meiner Eltern das

ganze Hauswesen hatte führen können. Diese gute Alte hat es mir klar gemacht, wie bei etwas hohem Alter der Menschen durch wenige Generationen hindurch das Gedächtnis von Ereignissen, die vor mehreren hundert Jahren geschehen, sich erhalten kann, namentlich in früheren Zeiten, wo die Erinnerungskraft nicht so wie heute durch Aufschreiben und Nachlesen außer Dienst gesetzt wurde.

Der Verkehr im Pastorat Neu-Autz war damals, wie überhaupt in jener Zeit, nicht groß. So hatten wir Kinder auch nicht viel Umgang mit Altersgenossen. Man behalf sich mit dem Nächsten, und ich kann nicht umhin den Schweinehüter meiner Eltern, Fritz, zu nennen, einen Spielgefährten für mich auf der Trift bei seinen vierbeinigen Pflegebefohlenen, dessen nicht immer salonfähige Sitten mich nicht gerade zur Nacheiferung anreizten, wenn er z. B. die Talglichtenden aus den Messingleuchtern, die er täglich putzen mußte, mit Wohlgeschmack verzehrte.

Die „Nachbarschaft" bestand eigentlich nur aus den beiden gutsherrlichen Familien, von der Ropp auf Neu-Autz und von Kleist auf Kerklingen, welche beide ihren Pastor und ihre Pastorin wert hielten. Namentlich im Roppschen Hause erfuhren wir viel Wohlwollen und freundliche Liebe, wurden z. B. zu jedem Weihnachtsabend eingeladen, wo der große Christbaum hoch in den Kuppelsaal hinaufragte und wo wir Pastoratskinder gleich den eignen reiche Geschenke erhielten. Es war Regel, daß die näheren Verwandten des Roppschen Hauses, wenn sie zum Besuch kamen, auch das Pastorat besuchten, und ebenso wurden wir Pastorater auch zu solchen Zeiten wie immer gern im Hof gesehen. Die drei Lakaien in Livree, deren das gastfreie Haus bedurfte, die Kutsche mit einem Viererzug und Vorreiter machten auf uns Kinder Eindruck, aber man gewöhnte sich auch daran. Es ließe sich viel erzählen über

dieses Roppsche Haus, über den Gutsherrn, der eine der ersten Besteigungen des Mont Blanc mitgemacht und aus Rom aus dem Atelier des jungen Thorwaldsen eine Reihe schöner Marmorbüsten mitgebracht, über die Herrin, welche, eine Nichte der letzten Herzogin von Kurland, in Charakter und Betragen ein Muster von Noblesse, in Ordnung und Sauberkeit ein Vorbild allen Hausfrauen war. Aber es führt das zu weit.

Der Familienkreis im Pastorat wurde 1831 durch den plötzlichen Tod meines kränklichen Stiefbruders noch kleiner. Meine Schwester und ich waren nun allein auf einander angewiesen, die einzigen Spielgefährten. Natürlich war sie die Klügere. Sie war die unermüdliche Sheherasade, wobei sie teils schon aus Büchern, teils aus dem reichen Schatz ihrer Phantasie schöpfte, aus welcher heraus sich später eine hübsche poetische Gabe entfaltete.

Ehe ich sieben Jahre alt wurde, gab's noch keine ernste Schule, aber ich bin mir noch wohl bewußt, wie mannigfaltig Vater und Mutter meinen kindlichen Geist beeinflußten. Mein Vater hatte bei Joh. Friedr. Herbart Philosophie und Pädagogik studiert, und er wußte genau, daß die frühesten Eindrücke in der Seele am dauerndsten haften, und so benutzte er und ebenso meine treue Mutter jede Gelegenheit mein Interesse zu wecken und meinem Streben von früh an eine gedeihliche Richtung zu geben. Das Nächstliegende war das erste. Seitwärts von der Gartentür stand ein Apfelbaum. Ich habe ihn schon als kleiner Knabe nur in starkem Umfange gesehen; etwa zwei Fuß über dem Erdboden teilte er sich in drei starke Äste. An derselben Stelle hat er früher noch zwei andere auch starke Äste gehabt, die aber schon vor den dreißiger Jahren ihm abgenommen waren. Auf diesem Baum soll Dorothea, die letzte Herzogin von Kurland, geb. Reichsgräfin

Medem, als junges Mädchen gesessen haben, wenn sie vom väterlichen Schloß Alt-Autz mit der damals Neu-Autz besitzenden Familie von Rutenberg und mit ihrer Freundin Sophie, Tochter des Neu-Autzschen Pastors U. G. Becker den Verkehr pflegte. Der mächtige Apfelbaum lebt noch heute (1903), muß also weit über hundert Jahr alt sein und hieß bei uns und heißt noch heute Dorothea. Im Pastoratsgarten steht noch heute eine Allee alter Linden, von denen zwei in ihrer rissigen Rinde Namen trugen, die eine den des Pastors Becker, die andere ein D, wiederum ein Andenken an unsre letzte Herzogin. Ein Stück Rinde mit diesem D gab mein Vater in das kurländische Museum, als der Baum ausging. Eine dritte Erinnerung an dieselben tempi passati war eine Laube von eng zusammengepflanzten alten Linden am Rande des Wäldchens auf halbem Wege vom Pastorat zum Hof, wo ebenfalls Dorothea mit Sophie Becker ihre Stelldichein sich gegeben. Unter dem Apfelbaum und unter den Linden hatten wir Kinder unsre Spielplätze, und die Erzählungen der Eltern pflanzten die ersten Regungen des baltischen Patriotismus in unsre Seele.

Aus dem engeren Kreis kam ich bald in den weiteren. Die klassische Bildung des Vaters, seine Fülle von Geschichtskenntnis bot uns früh die homerischen Sagen. Er saß an Winterabenden gern mit dem Gesicht dem warmen Ofen zugewandt in der großen Stube. Ein zweiter Stuhl stand neben ihm, dessen Breite meiner Länge entsprach. Mein Kopf ruhte auf des Vaters Schoß, und von seinen Lippen strömten die lieblichen Geschichten von den Irrfahrten des Odysseus, von dem goldnen Vließ, aus der Jugend des Cyrus, von den Heldentaten des Leonidas und Themistokles, von den Kriegszügen Alexanders des Großen u. s. w. u. s. w. Mir tut das Herz weh, wenn

der heutigen Jugend mehr und mehr die klassische Welt und ihre edle Poesie fremd wird.

An demselben Ofen, näher an ihn herangerückt, saß gern die alte „Großmutter“ und wurde nicht müde deutsche Märchen zu erzählen, von Reineke, von den sieben Geißlein u. s. w. Die Zahl derselben war nicht groß, aber sie konnten immer wiederholt werden und verloren nie etwas von ihrem Reiz. Die Großmutter erhöhte das Vergnügen, indem sie uns gern mit Bratäpfeln traktierte, die nach der Sitte der damaligen Zeit auf der Juschke*) gebacken waren.

Die Liebe zur Natur und die Freude an ihr lernten wir von den Eltern durch die in jedem Sommer unfehlbar veranstalteten Partien in die Wälder oder auf die Hügel der Umgegend. Ich entsinne mich, vier Jahr alt, zum Riezchen- (Pilze-) oder Beerenlesen mitgenommen zu sein. Ein Hauptziel waren die auch botanisch höchst interessanten, durch eine besondere Flora ausgezeichneten Dobelsberge zwischen Kerklingen und Sirmeln, die ihren Namen nicht von „doppelt“, sondern von einer Schlucht (lett. dobe) haben. Auf der einen Seite dieser Schlucht steht bei dem Bauerhof Inzehn ein echter heidnischer Burgberg, welchen aber in den dreißiger Jahren noch niemand als einen solchen erkannte. Auf der anderen Seite der Schlucht und des Bächleins war das Ende des Hügelrückens durch einen riesigen Graben und Wall befestigt.

*) Juschke hieß der gußeiserne, aus zwei runden Deckeln bestehende Verschluß der Ofenzüge, ehe dieselben in den Schornstein mündeten; nach Öffnung einer kleinen Tür im Ofen langte man an diese eisernen Deckel, die während des Heizens natürlich herausgenommen waren. Solche Juschken vertraten damals die mangelhafteren Ofenschieber und wurden später durch die hermetischen Verschlußtüren beseitigt.

Dreißig Jahre später entdeckte ich an dem Walle die Fundamente der Dobenburg, welche die deutschen Ordensritter gegen 1260 dort für eine kurze Zeit gebaut hatten. Die romantische Lokalität lockte die Bielensteinsche Familie mit ihren Gästen oder mit lieben Nachbaren oft hin, und von 1830 bis 1867 bin ich dort häufig umhergestreift. Nach Süden und Südwest schaute man von dort auf dunkelgrüne Waldungen, nach Nordost über die Niederung des Groß-Autzschen Sees und hinüber auf die Hügel von Ihlen. In der Hügelgegend von hier nach Blieden ist die Wasserscheide zwischen dem Aa- und Windaugebiet, nicht weit von hier die mächtige Quelle der Waddax, des Grenzflusses zwischen Kurland und Littauen, welche nach einem Laufe von kaum einer halben Werst eine Wassermühle zu treiben schon imstande ist. Diese Land- und Waldpartien befähigten mich im späteren Leben zu einer sehr schnellen Orientierung auf Reisen, wo ich höchst selten der Führer z. B. in Gebirgen bedurfte, und sie pflegten in mir die Liebe zum Walde. Als kleiner Knabe habe ich bei Gelegenheit von Spaziergängen durch die Flur oft den Vater am Rock in das nicht ganz kleine Pastoratswäldchen gezogen, um daselbst ohne Weg und Steg durch das schattige Grün Entdeckungsreisen zu machen. Von den Spaziergängen heimkehrend, genoß die kleine Familie sehr viel Freude an Musik und Gesang. Die Mutter spielte auf dem Flügel aus der Brotmannschen Fabrik zu Wien, unter der Leitung des Vaters sangen wir alle. Das maßgebende Hilfsmittel war zu einem Teil das Miltheimsche Liederbuch aus dem vorvorigen Jahrhundert mit entsprechenden Melodien. Wer singt heute noch: „Komm, stiller Abend nieder, auf unsre kleine Flur ...“, oder: „An einem Bach, der rauschend schoß, ein armes Mädchen saß ...“, oder: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark ...“. Das letzte

Lied war gedichtet und komponiert, als der Kurfürst von Hessen aus seinen Landeskindern Rekruten an England zum Krieg im Kapland gegen die Hottentotten verkauft hatte. Wir sangen's mit Begeisterung, daneben aber auch Göttingensche Studentenlieder, Crambambuli u. s. w., sodann aus den Freiheitskriegen: „Was blasen die Trompeten?" — „Du Schwert an meiner Linken," u. s. w.

2. 1833—1840.

Der 20. Februar 1833 war für mich ein bedeutsamer Tag, ich vollendete mein siebentes Lebensjahr. Auf meinem kleinen Geburtstagstisch lagen zwei Dinge, die mir klar machten, es beginne nun eine neue Periode meines Lebens. Es war ein einfacher hölzerner Stiefelknecht, auf dessen unterer Seite 1833 geschrieben stand. Das zweite war Lederers Orbis pictus, Leipzig 1784,*) gelb gebunden. Dieser „Weltkreis" war nun freilich gar nicht „gemalt". Illustrationen waren vor 100 Jahren noch nicht so Mode. Das Buch enthielt nur von Anfang bis zu Ende in drei Rubriken auf jeder Seite deutsche Sätze, dieselben in lateinischer Sprache und die vorkommenden Vokabeln lateinisch und deutsch zum Auswendiglernen. Also nun sollte ich Lateinisch lernen, und — ich lernte. Es begann die ernstere Schule. Lesen und Schreiben hatte meine Mutter mir beigebracht. Sie schrieb die wunderschöne Handschrift der H. Bielensteinschen Töchterschule, welche aber bei mir nicht ganz haftete. Auch die Elemente des Rechnens, des Französischen, des Russischen und des Zeichnens brachte sie mir bei.

*) In der heutigen raschlebigen Zeit würde wohl nirgends ein Schulbuch gebraucht werden, welches vor einem halben Jahrhundert gedruckt worden.

In jenen unbefangenen Zeiten beschäftigte man sich ohne den geringsten Anstoß vielmehr ganz gutwillig mit Tappes russischer Grammatik und Karamsins russischer Geschichte. Die anderen Fächer lehrte mich der Vater.

Wenn ich in der Kürze auf das eingehe, was ich in den nächsten sieben Jahren trieb, so ist das kein Zeugnis über etwaige Frühreife oder absonderliche Begabung, die ich gehabt hätte, sondern ein Denkmal für meines Vaters Sorgfalt, der mir ein Fundament der Bildung geben wollte, welches wesentlich in den alten Sprachen und in der Mathematik liegt. In meinen Beschäftigungen von damals finden sich sodann auch die Bedingungen für das, was ich später zu treiben Neigung und was später zu leisten ich auch Befähigung hatte. Jedenfalls wurde ich nicht so geschult und erzogen, als es im Durchschnitt damals geschah oder gar heute zu geschehen pflegt. Eine Absonderlichkeit lag schon darin, daß mein Vater auch bei der mäßig großen Gemeinde doch vielfach amtlich und auch sonst in Anspruch genommen wurde. So kam es, daß nicht selten trotz des genauen Stunden- und Lehrplanes der Unterricht ausfiel. Da mußte ich mich denn sehr oft selbst beschäftigen, und das geschah namentlich mit schriftlicher Arbeit, in der Anfertigung von hundertfältigen Auszügen, sowohl aus ganzen Büchern, die ich für mich gelesen, als namentlich auch aus den Partien der grammatikalischen oder historischen Schulbücher, die bereits durchgenommen waren. Dadurch prägte sich der Lernstoff ein, und die Feder übte sich für Schriftstellereien, zu denen sie später in Bewegung gesetzt wurde. Wenn aber mein Vater Fahrten in die Gemeinde, in die Nachbarschaft oder in die Stadt machen mußte, so nahm er mich, wenn nicht regelmäßig, so doch sehr oft mit. So etwas würde heute manchen Eltern als eine bedenkliche Gefahr der Zerstreuung erscheinen. Mein Vater sah das

nicht so an. Er lehrte mich früh, nicht allein die Bücher, sondern auch die Welt und die Menschen kennen und bereitete auch den praktischen Sinn fürs Leben in mir vor. Oft wurde ich, schon vor dem zehnten Jahre in der Nähe zu Fuß und allein, manches Mal einige Meilen weit mit dem Kutscher zur Ausrichtung von kleinen Aufträgen gesandt. Unsere Patronin in dem Hofe Neu-Autz pflegte mich damals, wenn ich im Auftrag meiner Mutter zu ihr kam, ihren kleinen Feldjäger zu nennen. Im Hofe Neu-Autz lebte damals ein heimatloser ältlicher pockennarbiger Herr von Buttler, ein Mann voller Reformideen für die Landwirtschaft, ein Schwärmer für Klee- und Kartoffelbau. In diesen Stücken sympathisierte mein Vater mit ihm, und ich hatte manchmal Bestellungen bei dem alten Herrn auszurichten. Seine Lebensweise verdient verewigt zu werden, sie ist zweckmäßig, und ich habe sie oft selbst befolgt. Dieselbe lautete in altkurischer Sprechweise: Schtobb dir nich un misch (das sch nicht zischend ausgesprochen, sondern tönend) dir nich. Kaum zwölf Jahr alt, mußte ich manchmal im Auftrag meines Vaters in der Stadt zu Kaufleuten und Handwerkern gehen, um Rechnungen zu bezahlen. Ich galt ihm als zuverlässig. Von der Zeit an, wo ich Geldgeschenke bekam, mußte ich über Einnahmen und Ausgaben genau Buch führen. Die Hausbesuche des Pastors in den ca. 120 Wohnstätten der Gemeinde erforderten im Winter etwa zwei Wochen Zeit. Wie manchen Tag habe ich bei schöner Winterbahn vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Dunkelheit den Vater da begleitet. Dann trug ich den Sack mit Kringeln, welche die Mutter zu backen pflegte, und die ich dem Vater an die Bauerkinder austeilen half, welche alle im Lesen, im Katechismus u. s. w. examiniert wurden. Denke ich an jene Fahrten von Gesinde zu Ge-

finde, so steht mir ein Bild vor der Seele, welches jetzt nur noch in abgelegenen, landwirtschaftlich noch wenig kultivierten Waldgegenden sich findet, ich meine die Winterwege. Mit dem Schlitten vermied man damals mit Sorgfalt die sogenannten „Dämme“, die mit Seitengräben versehenen längeren oder kürzeren Wagenwege und wählte Wiesen und Weiden, Buschland, Wald und Moor, um zum Ziele zu gelangen. Diese Winterwege boten viel mehr Poesie und Naturgenuß als die größeren oder kleineren Landstraßen bzw. Feldwege und besaßen einen besonderen Charakter dadurch, daß sie in kleinen anmutigen Krümmungen hinliefen. Man konnte fragen, woher diese kleinen Krümmungen und ich selbst weiß keine andere Antwort als diese, daß das fahrende Bäuerlein zu Anfang der Winterbahn auf dem niedrigen Schlitten sitzend durch das Pferd verhindert wurde geradeaus zu sehen und an diesem rechts oder links verbeischauend, einen Busch, Baum oder Stein erblickte und an einem solchen nun rechts oder links ausbiegend, vorbeikommen mußte. Bei der heute außerordentlich vergrößerten Ackerfläche, bei der Verminderung der Weiden und Wiesen sind die poetischen Winterwege der alten Zeit zum Teil ganz verschwunden.

Die Fahrten von Bauerhof zu Bauerhof durch die zum Teil waldige Gegend, wo die Tannenäste unter der Schneelast oft tief sich beugten und von dem Krummholz des Pferdes berührt und erschüttert eine kleine Schneelawine auf die Fahrenden herabstürzen ließen, haben auf meine junge Seele einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich mit in Erinnerung derselben in späteren Jahren das folgende Lied einmal niederschrieb:

Die Tanne im Schnee.

Ich fahre dahin durch den schweigenden Wald,
Die Glocke klingt, es knarrt der Schnee;
Der andre Lärm der Welt ist verhallt,
Es lebt nur des Herzens Lust und Weh.

Die Tanne steht in der Schwestern Kreis,
Sie neiget die Zweige zur Erde her,
Kaum siehst du ein hoffnungsgrünes Reis,
Die weiße Last ist gar so schwer.

Das Herz jedoch ist nicht niedergedrückt,
Der Wipfel strebt zum Äther empor,
Er sehnt sich nach Freiheit unverrückt,
Er suchet das Licht, das er unten verlor.

O Menschenherz, tu's der Tanne gleich,
Wenn herab dir sinkt der matte Arm,
Wenn du seufzen möchtest schmerzenreich,
Wenn zu schwer dich dünket Last und Harm.

Steig auf mit dem Geiste zum ewigen Licht,
Wo die Klage schweigt und die Schwachheit weicht;
Die äußere Last, die beuge dich nicht,
Die Hand des Glaubens zur Krone reicht.

Ich fahre dahin durch den redenden Wald,
Ich schau aus der Tiefe zur sonnigen Höh',
Der Lärm der Welt ist weit verhallt,
Es lebt im Herzen nur Lust, nicht Weh. —

Wenn ich außerdem in jenen Jahren den Vater in den lettischen Gottesdienst begleitete, in der Sakristei zusah, wie er freundlich mit den Leuten redete, Amtshandlungen anschrieb, zuhörte, ohne müde zu werden, wie er mit seiner sehr wohlklingenden Stimme die Liturgie sang, und wie er predigte, so waren das alles Eindrücke, die meine kindliche Seele ganz leise dahin führten, daß ich den pastoralen Beruf als einen schönen ansehen lernte und ihn nachher wählte.

In meinen alten Papieren finde ich eine kurze Geschichte meiner ersten dreizehn Jahre, die ich selbst niedergeschrieben, ehe ich (1840) das Elternhaus verließ. Der Rückblick muß aus dem Bewußtsein gequollen sein, daß ein wichtiger Abschnitt meines Lebens dem Ende entgegen ging. Ich habe da genau verzeichnet, fast von Jahr zu Jahr, was ich allmählich zu lernen hatte. Da steht betreffs des Religionsunterrichts, daß ich, um nur das Bedeutsamste zu nennen, im Alter von neun Jahren ziemlich das ganze Alte Testament gelesen, vom Pentateuch bis zu den Chroniken, die Propheten Daniel, Joel, die Makkabäer und Tobias. Ich erinnere mich, daß ich dabei dem Vater gegenüber an seinem Schreibtisch saß und daß ich natürlich, was mir unverständlich oder langweilig war, überschlug und das Historische vorzog. Heutzutage wird darüber gestritten, ob man Kindern die heilige Schrift in die Hände geben dürfe, oder ob man sich für Kinder auf sogenannte Schulbibeln oder sonstige Auszüge beschränken müsse. Ich selbst habe von der damaligen Lektüre der heiligen Schrift mit Bewußtsein keinen Schaden an mir verspürt, vielmehr habe ich dadurch schon früh eine gewisse Bekanntschaft mit ihr gewonnen.

In meinem elften Jahr las ich beim Vater Woche für Woche die Sonntagsevangelien aus Schotts lateinischem Neuen Testament, im folgenden Jahr aus demselben Schott die lateinischen und griechischen Sonntagsevangelien.

Es erhellt hieraus, wie mein Vater, welcher in seiner Studienzeit am Anfang des Jahrhunderts selbstverständlich den Einflüssen des herrschenden Rationalismus stark ausgesetzt war, doch auf dem Grunde des Wortes Gottes feststand und auf dieses Fundament auch den Sohn stellen wollte. Bei der lebendigen Elastizität seines Geistes hatte er sich, den Fortschritten der theologischen Welt

entsprechend, zu einem positiven Standpunkt durchgearbeitet.

Die Hauptsache in meinem Unterricht war Lateinisch und Griechisch. Mit acht Jahren fing ich den ersten Kursus von Jakobs griechischem Lesebuch und Bröders lateinischer Grammatik an, mit neun Jahren die Hallesche griechische Grammatik, deren krause Lettern mit ihren Abkürzungen mir nicht ganz angenehm waren. Mit zehn Jahren begann ich Nepos, mit elf Jahren Homers Odyssee zu lesen. Herbart hatte schon für acht Jahr alte Knaben den Homer empfohlen. Der Inhalt zog den Knaben an, die Sprachform, der jonische Dialekt wurde natürlich noch nicht verdaut. Später, in meinem dreizehnten Jahr, hatte ich hundert Verse des ersten Gesangs im Gedächtnis und genoß den sprachlichen Wohlklang. Mit dem Homer stand die gußeiserne Tür des Ofens in meines Vaters Studierzimmer in naher Beziehung, denn das Basrelief auf derselben zeigte den zweispännigen Kriegswagen eines griechischen Helden und seines Rosselenkers, die den Trojanern entgegen fuhren. Ich kann nicht umhin an dieser Stelle einiges über das Schreibzimmer meines Vaters zu berichten. Neben der homerischen Ofentür war an der Zimmertür eine gewaltige Tafel aufgehängt, ein Bild der Weltgeschichte, der Strom der Zeit. Die einzelnen Völker, von oben beginnend, vereinigten sich erst namentlich zu dem makedonischen Weltreich, nachher zu dem größeren römischen, teilten sich dann wieder nach unten in die verschiedenen Staaten West- und Mitteleuropas, die zuletzt vom napoleonischen Frankreich verschlungen wurden. Die einzelnen quasi Stromläufe waren gefüllt mit Zahlen und Namen. Das Gesamtbild haftete anregend in dem Geiste des Knaben, der oft davor gestanden. An den Wänden hing ein großes Christusbild, auf dem Stehpult stand eine Büste

Luthers in weißem Biskuit und eine kleinere von Schleiermacher in Gußeisen. Der sehr einfache Schreibtisch trug stets eine Decke von grünem Tuch und auf der halbhohen Lehne des schwarz gepolsterten Schreibstuhls saß oft der Knabe, den Arm um des Vaters Hals schlingend und seinen Worten zuhörend. In diesen Jahren wurde ich durch Nitzschs lateinisches und griechisches Wörterbuch, welches etymologisch geordnet ist, zuerst auf die Familienzusammengehörigkeit der Wörter aufmerksam gemacht. Ich zog alle griechischen und lateinischen Wurzelwörter aus und gewann dadurch für die Zukunft ein schnelleres Verständnis der Wortbedeutungen. Mein Vater lehrte mich die Verwandtschaft der Sprachen zu beachten und aus dem immerhin geringen Maß der copia vocabulorum, die mir zu Gebote stand, stellte ich mir verwandte Worte aus dem Lateinischen, Griechischen, Russischen, Lettischen und Deutschen zu meinem großen Vergnügen in den Freistunden zusammen. Ich ahnte nicht, daß dieses die kleinen und schwankenden Schritte auf dem Wege waren, den ich als Mann weiter zu gehen veranlaßt werden sollte.

Geschichte und Geographie waren meines Vaters Lieblingswissenschaften, und ihm verdanke ich meine Liebe zu beiden. Landkarten waren immer zur Hand und wurden auch gezeichnet. Die Geschichte der einzelnen Völker der Erde wurde lebendig erzählend und anschaulich in mannigfaltigen Tabellen dargestellt. Auszüge machen und damit eine gewisse Summe von Kenntnissen in möglichst wenige Worte fassen, lernte ich, ehe ich das väterliche Haus verließ, und das ist mir später unendlich nützlich gewesen auf dem Gymnasium und auf der Universität. Da vermochte ich bald den Vortrag eines Dozenten nicht buchstäblich, sondern gleich im Exzerpt nachzuschreiben und dann vor dem Examen ganze Wissenschaften in einem Auszug von

wenigen Quartseiten zusammenzufassen. Ich halte es für einen pädagogischen Unfug, wenn heutzutage Studenten und Gymnasiasten wesentlich nach fremden Heften oder gar nach fremden Auszügen arbeiten. Viele ahnen es nicht, welcher Segen nicht bloß für das Gedächtnis, sondern auch für den denkenden Geist überhaupt in der einfachen Tatsache liegt, daß man etwas Beachtenswertes niederschreibt, selbst wenn wir das Niedergeschriebene vielleicht nie in unsrem Leben wieder lesen. Wir geben unsrem Gedanken durch das Niederschreiben eine mehr oder minder entsprechende Form. Ohne Form halten wir keinen Inhalt fest. Wir können gar nicht denken ohne Worte, und das gehörte oder gedachte Wort prägt sich durch die sichtbare Schrift noch ganz anders in die Seele ein. Ich bin wohl nicht der einzige, dem es so geht, daß er garnicht recht denken kann ohne zu schreiben. Sollte das nur eine Schwäche sein? Jedenfalls hat mich mein Vater dahin geleitet, und wenn ich später von der Erziehung des Geistes in Schulpforta berichten werde, werde ich zeigen, wie wir dort von Tertia bis Prima immer mit der Feder in der Hand arbeiten mußten und zu arbeiten lernten. Der niedergeschriebene Gedanke ist zugleich ein greifbares Objekt für die Kritik, für die Berichtigung, nicht allein der Form, sondern auch des Inhalts. Der flatternde, schwankende, formlose Gedanke ist nichts wert, und ich meine, je weniger ein Mensch schreibt, um so weniger wird er exakt denken, und je weniger ein Schüler seine Kenntnisse niederzuschreiben imstande ist, um so weniger wird er exakt wissen. Was aus diesem allen für das reifere Leben folgt, faßt Rückert in die Worte:

Laß auf dich etwas rechten Eindruck machen,
So wirst du schnell den rechten Ausdruck finden;
Und kannst du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirst du schnell den rechten Eindruck machen.

Die übrigen Lehrfächer übergehe ich, nur von der Mathematik bemerke ich, daß die von mir gebrauchten Schulbücher keinen packenden Eindruck auf mich gemacht haben; ganz anders die griechische Hallesche Grammatik und der alte Bröder.

Wenn ich an meine Lektüre in der Knabenzeit denke, so fällt mir der ungeheure Unterschied jener Zeit und der heutigen auf. Ich las sehr viel, aber es gab sehr wenig von der Art heutiger Kinderjournale und Erzählungen für die Jugend, die heute zum Teil nur eine Vorbereitung auf die für Erwachsene bestimmten Novellen und Romane bilden. Es gibt ja gewiß heute auch sehr gute Jugendliteratur, aber unter der ungeheuren Masse der Erzeugnisse auch sehr viel Nichtsnutziges. Die tiefsten Eindrücke haben auf mich in jenen dreißiger Jahren gemacht: Erzählungen aus den Freiheitskriegen der Griechen, Campes Reisebeschreibungen (6 Bände), Campes Robinson, Kohlrauschs deutsche Geschichte, Beckers Weltgeschichte, Voß' Übersetzung der Odyssee und der Ilias (später auch die Äneis), Aloysius Schreibers „Gemälde" aus Griechenland und Rom, Plutarch, Oltrogges deutsches Lesebuch, vieles aus Schiller, Ernst Schulzes Cäcilie, u. s. w.

Als ich Torquato Tassos „Befreites Jerusalem" in die Hände bekam, las ich es dreimal hintereinander durch. Von Romanen habe ich bis zu meinem 15. Jahr fast keinen kennen gelernt. Dramatische Sachen, namentlich von Schiller und einzelne von Lessing las uns gern der Vater vor.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer (und was) du bist. Das Bücherlesen ist ein erweiterter Umgang, ein geistiger Verkehr mit den Schriftstellern und mit den Personen, die in den Büchern charakterisiert werden. Wir suchen unsre Kinder vor dem Umgang mit minderwertigen Menschen zu behüten. Wie viel mehr

müßten wir sie behüten vor der minderwertigen Literatur, die unter stummer Zulassung von seiten des Erziehers oder auf eigne Hand von der Jugend in sich aufgenommen wird.

Die poetische Lektüre in den letzten Jahren vor 1840 und der intime Verkehr mit meiner poetisch veranlagten Schwester, die schon in jener Zeit selten einen elterlichen Geburtstag vorübergehen ließ ohne ein kleines Festspiel zu dichten, welches wir Kinder zusammen aufführten, und die in ganz fließenden Versen auch einige umfangreichere dramatische Dichtungen zustande brachte, veranlaßte mich zunächst aus dem natürlichen Nachahmungstrieb Ähnliches zu versuchen. Aber ich will nicht weiter diese Verirrungen enthüllen. Nur Scherzes halber erwähne ich, daß mir vom Jahre 1838 ein zweiaktiges Drama, „Arion", und ein anderes zweiaktiges, „Mucius Scävola", in Klein-Oktav vorliegen mit dem allgemeinen Titel: Sämtliche Werke von August Bielenstein, außerdem auch noch ein dreiaktiges, Richard Löwenherz, ein fünfaktiges, Frithjof und Ingeborg, und eine ganze Anzahl von Plänen zu nicht beendigten Dramen. Der unreife Junge ahnte damals nicht, daß dem späteren Manne dessen wirkliche gesammelte Werke in zwölf Bänden schön und gleichartig gebunden von seinen Freunden als eine Jubiläums-Festgabe (1890) geschenkt werden würden.

Im Herbst 1839 begannen die Eltern ernstlich zu überlegen, welches Gymnasium sie für meine weitere Ausbildung wählen sollten. Das „Gymnasium illustre" zu Mitau, vom letzten kurländischen Herzog, Peter, gegründet, hatte sich noch immer seinen guten Ruf bewahrt. Aber schon damals machten sich Einflüsse geltend, welche nach der Meinung meines Vaters der vollen Ausnutzung der Jugendzeit zur Erlangung wahrer Bildung hinderlich schienen. Der alte Klosterschüler von Ilfeld (dort nämlich hatte mein Vater seinen höheren Schulunterricht genossen) schaute sich

weiter um und erbat sich Auskunft über die königliche Landesschule zu Pforta bei Naumburg von einem Kurländer, der vor nicht langen Jahren dort den Kursus durchgemacht hatte, Alfred von Heyking, dem späteren kurländischen Vizegouverneur. Dieser machte erst auf die großen Schwierigkeiten, die des Knaben dort warteten, aufmerksam, redete aber sodann, als er die Intentionen meines Vaters erkannte, von ganzem Herzen zu und riet zu der Pension im Hause des Professor A. Koberstein, wo er selbst glückliche Jahre verlebt hätte. Seit jenem Ratschlag hat mir mein ganzes Leben hindurch das Wohlwollen, ich erlaube mir zu sagen, die Freundschaft des vortrefflichen Mannes gehört. Wir sind uns öfter im Leben nahe getreten und stets eins gewesen in der pietätvollen Dankbarkeit gegen die alma mater Porta.

Der Winter 1839/40 wurde fleißig zu meiner Festigung in der lateinischen und griechischen Grammatik benutzt, eine Abschiedsreise zu lieben Verwandten mütterlicher Seite im östlichen Livland wurde von Eltern und Kindern gemacht und am Karfreitag des Jahres 1840 wurde ich von meinem Vater konfirmiert, obschon ich noch nicht das bei uns gesetzliche Alter hatte. Der Vater wollte den Sohn auch von dieser Seite innerlich stärken gegen die Versuchungen, die ihm in der fremden Welt begegnen mußten. Der Mutter Hand hatte mir zum Andenken an den Konfirmationstag ein Lied geschrieben, dessen erster Vers lautete:

Bleib' bei dem, der unsretwillen
Auf die Erde niederkam,
Der um unsern Schmerz zu stillen,
Tausend Schmerzen auf sich nahm!

Bleib' bei dem, der einzig bleibet,
Wenn auch alles untergeht,
Der, wenn alles auch zerstäubet,
Siegend überm Staube steht! —

Nicht lange danach schrieb der Vater in der ihm eigentümlichen Weise einige Lebensprinzipien auf, z. B.: Willst du im Kampfe des Lebens siegen, sei keusch, arbeitsam, mäßig, übe Vorsicht! Der Glaube überwindet. — Philologie und Mathesis begründen die Philosophie, diese aber, wenn sie rechter Art ist, bewährt die Theologie. — In logicis ratio creat fidem, in theologicis fides creat rationem, fides est lumen animarum. — Eine reelle Welt ohne reelle Gottheit wäre der unerträglichste Widerspruch. — Versäume nicht Gymnastik und Musik, was bei den Griechen alle körperliche und geistige Ausbildung umfaßte. — Fiducit auf Gott und Recht! —

Ehe ich die folgende neue Periode meines Lebens zu schildern beginne, muß ich noch einen kurzen allgemeinen Rückblick auf das elterliche Haus werfen, welches ich nun verließ. Solche Jahre, wie ich sie verlebt hatte, kehrten niemals wieder. Während der zehn Studienjahre zu Pforta und Dorpat war ich in der Heimat nur ein flüchtiger Feriengast und auch lange nicht in allen Ferien. Kaum kehrte ich von Dorpat heim, wurde der Vater seiner Familie durch den Tod entrissen. Ich gründete mir das eigne Haus und da war wiederum die teure Mutter in meinem Hause mehr ein Gast als heimisch. Jene Zeiten kehrten nie wieder und konnten's auch nicht, aber das Bewußtsein eine glückliche Jugend gehabt zu haben und die dankbare Erinnerung an dieses Glück blieb. Jene Jahre hatten den Grund gelegt und was bis zum fünfzehnten Jahre in ein Kindesherz gepflanzt ist, das ist in der Regel maßgebend für das ganze Leben.

Soll ich in wenige Worte fassen, was den Charakter meines Elternhauses kennzeichnete, so könnte ich etwa sagen: Harmonie und Friede. Ich entsinne mich nicht, jemals irgend eine Art von Konflikt zwischen Vater und Mutter

erlebt zu haben. Und tägliche Eintracht, gleichartiges Streben und zwar Streben nach Hohem und Edlem, nach Gottseligkeit und Pflichterfüllung in Fleiß und Treue zu sehen, das muß doch auf Kinderherzen wirken. Eben solches muß den Kindern dann als das Natürliche und Notwendige gelten, anderes kann nicht mehr gefallen, es muß verabscheut werden, und wenn Gottes Gnade Kindern in jener ersten Lebensperiode solche Gesinnungen ins Herz hat einwurzeln lassen, dann gilt ihnen das Wort: der Eltern Segen baut den Kindern Häuser.

II.

Pforta.

Wie heilig ist diese Stätte.
Hier ist nichts anderes,
denn Gottes Haus und
hier ist die Pforte des Himmels.
1. Mos. 28, 17.

Am dritten Ostertage 1840 traten die Eltern mit uns zwei Kindern die große Reise ins deutsche Vaterland an, um mich in die Klosterschule zu bringen. Wie es damals anders nicht möglich war, ging es im eignen Wagen mit Postpferden auf der Mitau-Tauroggenschen Chaussee über Tilsit, Königsberg u. s. w. nach Berlin. Ehe wir diese Residenz erreichten, wurde von Küstrin nach Schloß Czernowitz bei Guben ein Abstecher gemacht, wo mein Vater seine vieljährige einstige Schülerin, Gräfin Elise von Kleist und deren Haus besuchen sollte und wollte. Mit der Kleistschen Familie hatten wir, als sie eine Reihe von Jahren in unsrer Nachbarschaft auf Groß-Autz waltete, viel verkehrt. Meine Eltern genossen in so hohem Grade das Vertrauen des Grafen und der Gräfin Kleist, daß diese, als sie hörten, ich solle nach Pforta gebracht werden, ohne weiteres beschlossen, ihre ältesten Söhne, Bogislaus und Ewald, zunächst wenigstens den zweiten, meinen früheren Spielkameraden, aus dem Berliner französischen Gymnasium wegzunehmen und auch ins Kobersteinsche Haus zu

geben. Wir waren dort fünf Jahre Stubenkameraden, machten zusammen das Rezeptions- und das Abiturientenexamen und blieben stets einander freundlich zugetan, bis er als Landrat und Mitglied des preußischen Herrenhauses von Schloß Czernowitz zu seinen Vätern versammelt wurde.

Von der mehrmonatlichen Weiterreise, deren mannigfaltige Eindrücke fester in meine Seele sich einwurzelten, als die von mancher späteren Reise, kann ich nur einzelne Momente hervorheben.

In Berlin standen wir auf dem Dach des Arsenals, jetzt Ruhmeshalle, und sahen unter unsren Füßen die große Maiparade von etwa 40000 Mann aller Waffengattungen zum Lustgarten vorüberziehen. Uns gegenüber saß Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner großen Suite zu Pferde. Den schwer kranken König Friedrich Wilhelm III. sahen wir an dem Fenster seines Schlosses uns gegenüber sitzen. Kaum 8—14 Tage später hörten wir im Harz, daß er der Krankheit erlegen. Sein Sohn bestieg als Friedrich Wilhelm IV. den Thron seiner Väter. — Eben dort in Berlin besuchten wir den berühmten Zoologen Lichtenstein (dessen Bruder, Arzt in Mitau, mich zur Taufe gehalten), und ferner auch den von ihm eben neu gegründeten Zoologischen Garten, dessen Bäume und Büsche noch recht dürftig aussahen. Die Berliner hatten damals den Witz gemacht, sie hätten einen Tiergarten, der kein Garten wäre und einen anderen, den ältern Tiergarten, der keine Tiere hätte. Von den Besuchen lieber Verwandten bei Hannover an der Lüneburger Heide und in Göttingen schweige ich. Aber ich kann nicht umhin, aus meinem damaligen Reisetagebuche die Worte hier einzufügen über den Besuch bei dem hochverehrten Lehrer meines Vaters, dem Professor Herbart, dessen philosophische Grundsätze durch seinen Schüler, meinen

Schwager, L. Strümpell in Dorpat, auf mein ganzes Leben und Denken einen so mächtigen Einfluß gewonnen. Ich schrieb damals in Göttingen: „Um 4 Uhr gingen wir alle zu Herbart, der ein hübsches Haus in der langen Geismarstraße hat. Er ließ sich nicht gleich sehen, sondern wir tranken erst mit ihr (der Professorin) Kaffee. . . . Endlich erschien er. Er ist klein und hat einen dicken Bauch. Seine Augen strahlen weit und verraten seinen Verstand. Er kann viel lachen und ist sehr heiter. Nach dem Thee spielte er uns in seinem Studierzimmer reizend vor, aber nur eigne Phantasien. Er hat einen schönen Flügel von Rittmüller, und unten spielt er mit seinen Füßen mit. In einem großen Kasten sind die Saiten (für all die zahlreichen Pedale) ohne Dämpfer, infolgedessen bei starken Stellen es sich sehr gut ausnimmt.“ Dieses Instrument mit dem großen Pedal, ähnlich dem der Orgeln, war Herbarts eigne Erfindung und nach seinen Angaben konstruiert. Ich habe sonst niemals einen derartigen Flügel gesehen. Bei einem zweiten längeren Besuch in den folgenden Tagen hatte Herbart die Freundlichkeit, mich kleinen Kerl für die Zukunft zu sich einzuladen. Der Besuch hat nur im Geist geschehen können. Auch zu dem hochbetagten Historiker Heeren, von welchem mein Vater die Geschichtswissenschaft so sehr lieben gelernt, und dessen Namen ich so oft von ihm gehört hatte, nahm mein Vater mich mit. Ich sollte große Männer sehen und hören, damit ich Lust bekäme, ihnen nachzueifern. An der Wilhelmshöhe bei Kassel kletterten wir in die Keule des Herkules auf dem Oktogon. Dann ging's über Eisenach und die Wartburg ins schöne Thüringer Land zu lieben Verwandten bei Arnstadt. Mein Vater dehnte mit mir die Reise auf einige Wochen noch weiter aus, zu Fuß über den Thüringer Wald, dann nach Coburg, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, München, Berchtes-

gaden, Salzburg, Linz, Regensburg und nach Thüringen zurück. Ich erinnere mich, wie mein Vater mich überall zur Selbständigkeit anleitete, mir überließ, die Reise-arrangements zu machen und mir alles zeigte, was meinen Geist bereichern, meinen Geschmack bilden konnte. Es waren köstliche Tage, und es ist wahr: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.“ Als ein charakteristisches Merkmal jener Zeit muß ich erwähnen, daß die Mehrzahl der Reisenden dem Reliquienkultus zu frönen pflegten. Wir beide Geschwister waren nicht frei davon, besonders aber hatte das weibliche Herz meiner Schwester eine unbezwingbare Neigung von jedem bemerkenswerten Ort nicht nur eine Ansicht, sondern ein fühlbares oder sichtbares Stück, sei es Holz oder Stein, mitzunehmen. Die Kanzelbrüstung, wo Luther in der Wartburgkapelle gepredigt, der Kalkputz an der Wand, wohin Luther sein Tintenfaß geschleudert, die Mauer einer historischen Ritterburg war nicht sicher, daß nicht ein Stückchen davon abgebröckelt oder abgeschnitten wurde. Es ist merkwürdig, wie ein solcher Trieb durch die ganze Menschheit geht, ein sinnliches Etwas von geistig Bedeutsamem zu besitzen, gleichviel, ob einmal ein religiöses oder einmal ein historisches Interesse zu Grunde liegt.

Schon bei unsrer ersten Anwesenheit in Thüringen hatten wir einen flüchtigen Besuch in Schulpforta gemacht, und ich hatte das liebliche Saaletal, die Klostermauern, die mir fünf Jahre lang nicht ein Gefängnis, sondern eine schützende Hut werden sollten, und die freundlichen Gesichter und Herzen meiner neuen Pflegeeltern kennen gelernt. Nach Schluß der Hundstagsferien, etwa acht Wochen vor dem Rezeptionsexamen (September) brachten mich die Eltern mit ihrem Segen in das Kobersteinsche Haus und reisten in die ferne Heimat zurück. —

Die alten Mönche haben es fein verstanden, liebliche Heimstätten zu gründen, und auch diese Himmelspforte, Porta coeli, nach dem Wort des Erzvater Jakob, wo dieser den Himmel offen sah, genannt, ist ein wunderbar schönes Fleckchen Erde. Hart am Fuße des mit Buchen bewaldeten Knabenberges steigt der schlanke, mit Schiefer gedeckte Turm der Benediktiner-Abtei empor. An dem gegenüberliegenden Nordufer der Saale zieht sich der weite Bogen der mit Wein bepflanzten Kalkberge herum, dazwischen die Sohle des Tales, ein üppiges Kornfeld. Heute fliegt der Reisende von Naumburg nach Kösen auf der Thüringer Eisenbahn unaufhaltsam hindurch und hat keine Zeit, das Bild mit dem Auge oder der Seele festzuhalten. Wie anders damals, wenn der Wandrer von Almrich an der sogenannten kleinen Saale durch den Buchenwald an das Pförtchen in der Mauer am Schulgarten trat, oder wenn er von Kösen unter der Obstbaumallee an der sich windenden Chaussee und durch die Kirschenplantage auf die Windlücke kam, in das Klostertor hineinschaute und unter der Wohnung des geistlichen Ephorus als wie unter dem Segen Gottes, vom Torwart begrüßt, hindurchging und nun rechts vor sich das schmale hohe Portal der Kirche erblickte, welches treppenförmig sich verjüngend, aufsteigt, und in altertümlichen Formen hoch oben den gekreuzigten Christus nebst den beiden Schächern und der Maria und dem Johannes zeigt, und wenn er dann links den Weg hinabgeht und durch die langen Kreuzgänge von Hof zu Hof bis an den sogenannten Fürstenbau und seinen Wendeltreppenturm gelangt. Bei solcher Fußwanderung hat man Muße zu beobachten und viele Jahrhunderte auf sein Gemüt wirken zu lassen.

Der Wendeltreppenturm war es, den ich fünf Jahre lang auf und ab lief, denn zwei Treppen hoch lag die Kobersteinsche Wohnung hinter dem weiten Flur, neben

welchem die Lehrersynode allsonnabendlich ihre Sitzungen hielt und über jugendliche Frevler ihre Urteile fällte. Die Fenster der Kobersteinschen Wohnung schauten zu einem Teil in den Schulgarten nach Osten, zu einem anderen Teil auf den kleinen friedlichen Gottesacker und den Altarchor der Kirche. In dem Flügel zwischen dem Fürstenbau und den großen Alumnatsgebäuden hatten wir Extraneer (die außerhalb Befindlichen), so im Gegensatz gegen die Alumnen genannt, unsre zwei Stuben, in deren jeder höchstens drei Pensionäre Platz hatten, daneben die entsprechenden zwei Schlafkammern. Durch unsre Fenster sahen wir auf den ewig rinnenden Brunnen, dessen Wasser aus der Klopstocksquelle hergeleitet wurde, und sahen über den breiten Hof hinüber auf das zweistöckige Wohngebäude des Amtmanns und des Musikdirektors, von dessen meisterhaft gespielter Violine die Töne oft lieblich zu uns herüberklangen. Ein Korridor trennte uns von dem Schreib- und Bibliothekszimmer u. s. w. des Professors, welcher aus solcher Nähe sehr bequem unsren Fleiß oder unsre Untaten kontrollieren konnte, was er aber gewöhnlich in sehr großer Güte und Milde zu tun pflegte, ohne jedoch jemals den Respekt bei uns zu verlieren. Er hieß bei uns Schülern der Dicke, rühmte sich dessen von den Obotriten Pommerns abzustammen, trug eine goldne Brille, die er sich wischen mußte, wenn er, was öfter geschah, bis zu Tränen lachte.

Unsre Professorin war eine so feingebildete Frau, wie ich sonst nicht viele kennen gelernt habe, und eine fürsorgliche Pflegemutter für uns jungen Leute. Es war eine ihrer vielen Liebenswürdigkeiten, daß sie von ihren in der Fastnacht mustergültig bereiteten Berliner Pfannkuchen, die Aprikosensaft in sich trugen und natürlich in Zucker gewälzt waren, uns einem jeden ans Bett trug und uns aus

dem Schlaf weckte, damit wir die Delikatesse noch ganz warm uns gut möchten schmecken lassen.

Pforta blühte entschieden in jenen vierziger Jahren. Das Lehrerkollegium (mit den Lehrern der Künste zusammen sechzehn) zählte in seiner Mitte kaum ein paar Männer, welche nicht der vollen Achtung bei uns sich erfreuten. Auch diesen wenigen fehlte es nicht so sehr an Gelehrsamkeit, als an der äußeren Art sich zu geben. Viele waren hervorragend und endigten später ihre Karriere als Direktoren anderer Gymnasien oder als Universitätsprofessoren; nicht wenige waren Autoritäten für ihr Fach, Koberstein für deutsche Literatur, Rektor Kirchner für Horaz, Professor Steinhart für Sophokles, Jakobi I für Mathematik. Letzterer hatte eine wunderbare Gabe, die schwierigsten mathematischen Probleme den Schülern klar zu machen, daß sie sie verstehen mußten, ob sie wollten oder nicht wollten. Sein jüngerer Bruder, der zweite Mathematiker, reichte nicht an ihn heran, unterrichtete auch nur in Unter-Tertia und in Unter-Sekunda.

Ich war in die Pforta gekommen, wie in eine ganz neue Welt aus dem stillen Elternhaus, wo nur ab und zu ein Verkehr mit gleichalterigen Kameraden mir zu teil geworden war, unter eine Schar von zweihundert, aus der einfachen Familie in eine bunte große Gemeinschaft, in einen kleinen Staat, der von einer Mauer umgrenzt ward, innerhalb derselben aber ein reiches mannigfaltiges Leben barg. Mit wenigen Worten könnte ich diesen kleinen Staat charakterisieren: Gesetz und Ordnung, organischer Zusammenhang, Pflichtgefühl und Pflichtleistung.

Alles war geregelt. Nicht allein die Stunden, sondern auch die Viertelstunden waren für eine besondere Tätigkeit bestimmt, und die Glocke in dem kleinen Türmchen auf dem Alumnat gab immer die Signale. Aufgestanden

wurde im Sommer um $4^1/_2$, im Winter um $5^1/_2$ Uhr. Morgengebet von $5^1/_4$ bis $5^3/_4$, bzw. eine Stunde später. Eine Viertelstunde zum Milchfrühstück. Lektionen im Sommer von 6 bis 12, im Winter von 7 bis 12 mit eingeschobenen Arbeitsstunden auf den Stuben. Mittagessen um 12, Schulgarten $12^1/_2$ bis 2, Lektionen 2 bis 4, dann Vesperkost und Arbeitsstunden bis 7. Darauf Abendessen und Abendgebet. Sekunda und Tertia mußte um 9 Uhr, Prima um 10 Uhr ins Bett. Wie viel andere Ordnungen aber gab's außerdem! Überall betrug das „akademische Viertel" zehn Minuten. In dieser Frist ordnete sich der Cötus im Betsal; wenn der Professor, vom Famulus geleitet, eintrat, rief im Vorbeigehen jeder Bankprimus den Bericht über die Nebensitzenden (Primaner, Sekundaner, Tertianer) zu: Sind alle, sind alle u. s. w. Der jugendliche Organist spielte die Orgel, der jugendliche Präzentor sang vor, der Lehrer las kontinuierlich aus dem Alten bzw. Neuen Testament und ein Gebet vor.

In den entsprechenden zehn Minuten ordneten sich im Kreuzgang die Alumnen zum Mittagessen nach den zwölf Eßtischen. Der Lehrer mit dem Famulus stellte sich an die Tür des Cönakulums, und der Tischprimus signalisierte im Vorbeigehen, ob einer fehlte. Der älteste Primaner an einem Tisch legte vor.

Eine Viertelstunde vor dem Ende der Schulgartenzeit rief die Glocke zur Heimkehr ins Haus. Nur die Primaner konnten bis zum Schlag der vollen Stunde draußen bleiben. Der ebene Teil des Schulgartens enthielt den Turnplatz, die Rasenplätze zum Ballspiel; an der Berglehne hatte jede Klasse im Buchenschatten ihren besondern Platz mit Bänken und Tischen und jede ihre Kegelbahn. In den zwölf Wohn- und Arbeitsstuben hatte an jedem Fenster ein Primaner sein Pult und an dem Tisch daneben je ein

Sekundaner (die „Frau des Mannes“) und je zwei Tertianer („die Kinder der Eltern“), die sogenannten „Unteren“ neben dem „Mittleren“ und dem „Oberen“, ihre Plätze.

Das Letztgesagte deutet schon den oben bemerkten organischen Zusammenhang an, der in Pforta herrschte. Der kleine Staat bestand ja aus lebendigen Gliedern, aus freien allerdings noch nicht erzogenen Geistern, die nach Alter und Begabung, nach dem Maße ihrer Unreife oder Reife lernen sollten füreinander zu leben und einander zu dienen, oder auch allmählich eine mehr oder minder leitende Stellung einzunehmen. Die Ordnung stellte sich nicht her durch mechanische Gewalt, sondern durch Weisheit von oben und durch wachsende Reife von unten. Dazu dienten die mannigfaltigen Ämter. In jeder Stube hatten die Tertianer reihum je für eine Woche die Pflicht in einem tönernen großen Kruge Sommer und Winter frisches Trinkwasser aus dem ewig rinnenden Brunnen zu holen. Andere Tertianer hatten je eine Woche reihum die Schulglocke in dem Türmchen über dem Alumnat alle Stunde oder auch öfter zu läuten. Die Klassen-Primi und -Sekundi hatten in jeder Klasse die Ordnung aufrecht zu erhalten, während die Klassengenossen sich sammelten und bis der Lehrer zur Lektion eintrat. Es waren verantwortliche Posten und es fehlte durchaus nicht an Subordination. Die zwei Ersten in der Klasse mußten vertrauenswürdige Charaktere sein, sie blieben an ihrer Stelle in der Regel für die ganze Schulzeit. Wurde ein Schüler nicht versetzt, so wurde er für das dritte Semester nie Primus oder Sekundus, und konnte höchstens die dritte Stelle in der alten Klasse einnehmen. Die Ehre hatte er ja nicht verdient. „Certiert“ wurde niemals weder im Lauf des Semesters noch am Ende desselben. Nicht der Platz, sondern die Zensur gab Ehre.

Der Klassenultimus hatte kleine Dienste an der Schultafel.

Aus den Primanern suchte jeder Lehrer sich seinen Famulus aus, welcher dem Lehrer zur Hand zu sein hatte, namentlich wenn dieser als Hebdomadarius die Wocheninspektion führte. Für diese Zeit wohnte und schlief dieser im Alumnat zwischen den Schülerstuben, hielt die Morgen- und Abendgebete, war bei den Mahlzeiten zugegen und sorgte für die Ordnung in den Arbeitsstuben und Schlafsälen.

Eine höchst segensreiche Einrichtung war es, daß der Primaner die beiden Tertianer an seinem Tische zwischen 4 und 5 Uhr nach der Vesperkost im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik täglich unterrichtete. Diese Stunden, Repetierstunden genannt, befestigten die Tertianer in dem, was sie in der Klasse gelernt hatten und dienten auch den Primanern als Repetition. Docendo discimus. Es bildete sich hier ein Pietäts- und Freundschaftsverhältnis aus, welches später darin einen Ausdruck fand, daß während der Valediktion, d. h. während die Abiturienten im Betsaal vor Lehrern und Kommilitonen ihre längeren oder kürzeren Abschiedsreden hielten, die gewesenen „Unteren" ihrem ehemaligen „Oberen" zur Ehre die Schulglocke läuteten, daß der Abschied weit hinaus in das Tal schallte.

Die zwölf ersten Primaner hatten den Titel Inspektoren. In jeder der zwölf Arbeitsstuben führte einer von ihnen das Regiment. Zwei von ihnen wechselten Woche um Woche miteinander ab, um die Ordnung im ganzen Schulhause, in den Kreuzgängen, im Betsaal, im Schulgarten u. s. w. aufrecht zu erhalten. Bei uns zu Lande würde es schwierig sein, ein solches Amt unter den Mitschülern zu führen oder einer Schülerautorität sich unterzuordnen. Es mag auch in Pforta nicht jeder in gleichem Maße es verstanden haben, in einer solchen Stellung seine

Pflicht zu tun und zugleich bei den Kameraden beliebt zu bleiben. Im großen und ganzen aber ging es in Pforta damit nicht schlecht. Jedenfalls war es eine treffliche Übung für den Charakter und je mehr man in den unteren Klassen gelernt hatte, dienend sich unterzuordnen, lernte man auch im letzten Semester einen Kommandostab zu führen, und wenn am Nachmittag des Valediktionstages die große Abschiedsscene zwischen den Kameraden im Schulgarten mit Handschlag und Kuß stattgefunden hatte, so war es ergreifend zu sehen, wie die über hundertachtzig Zurückbleibenden in langer Kette rechts und links an die Arme des wegziehenden Freundes sich angliedernd diesen durch die langen Klosterhöfe hindurch zum Tore geleiteten, wo die Reisewagen warteten. Da war das Pensum von vielleicht einigen Dutzend Versen Ovids vergessen, was der Inspektor dem Tertianer für eine Ordnungswidrigkeit als Strafe etwa aufgegeben haben mochte.

Obiges gibt einige Andeutungen über die Organisation des Pförtner Schulstaats, über die Mannigfaltigkeit der Pflichten, die dort weit hinausgehen über die Aufgabe, eine gewisse Summe von Kenntnissen sich anzueignen. Die wechselseitigen Dienste, die die Schüler einander im täglichen Leben zu leisten hatten, und die zu einem anderen Teil von den Lehrern der Schuljugend in Treue geleistet wurden, übten sämtlich einen erziehenden Einfluß.

Wie Tag und Woche, so hatte auch das Jahr seine bestimmte Ordnung. Wenn ich in der Kürze einiges darüber sagen soll, so könnte ich mich an den Kalender anschließen.

Um Fastnacht war es zu meiner Zeit üblich, unter Professor Kobersteins Anleitung Theateraufführungen zu veranstalten. Shakespeare wurde dabei bevorzugt. Primaner und bzw. einige Sekundaner leisteten unter der trefflichen Leitung zuweilen nicht Geringes.

Vor Ostern, wie vor Michaelis am Mittwoch nach dem Abgang der Abiturienten begann das vierzehn Tage dauernde Examen, die kleine (halbe) und die große (ganze) Elaborierwoche für die schriftlichen Arbeiten und dann nur zwei Tage für das mündliche Examen, welches Nebensache war. Die schriftlichen Examenarbeiten wurden zum kleineren Teil (Mathematik) unter Aufsicht des Mathematikers gemacht, die meisten auf den Arbeitsstuben. Ich bemerke hier, daß das Vertrauen der Lehrer die Selbständigkeit der Arbeiten erwartete und im großen und ganzen auch nicht gar viel getäuscht wurde. Die meisten von uns, wenn auch Faule unter uns waren, hatten gelernt eine Freude an der Arbeit haben, und es war uns Ehrensache, nicht mit fremdem Kalbe zu pflügen. Andrerseits galt es auch gar nicht als ein Unrecht, schwierige Punkte mit Kameraden zu besprechen. In jedem Fall hatte der Lehrer eine sehr genaue Einsicht in die wirkliche Leistungsfähigkeit des einzelnen. Drei Tage unmittelbar nach dem Examen dauerte die öffentliche Zensur, wo in Gegenwart des ganzen Lehrerkollegiums und des ganzen Cötus jeder Klassenordinarius sein Gesamturteil über die Klasse vortrug und dann jeden einzelnen seiner Klasse vors Katheder rief und lobend und tadelnd ganz detailliert ihm mitteilte, wie seine Examenarbeiten ausgefallen, was er überhaupt im Semester wissenschaftlich geleistet und was er an seinem Betragen etwa zu ändern habe. Unter Umständen war das ein Spießrutenlaufen. Die Kameraden horchten bei dem Urteil über einen Näherstehenden genau zu. Im übrigen konnten sie sich beschäftigen, wie sie wollten.

Am Sonntag nach Ostern kommunizierten Lehrer und Schüler. Am Sonnabend zuvor fand nach uralter Sitte seit der Reformation Privatbeichte statt, wo der einzelne Schüler in die Sakristei zu dem Ephorus trat und ganz

nach eignem Willen eine Beichte las oder sprach, ohne irgend genötigt zu sein, besondere Vergehungen namhaft zu machen. Der Geistliche, der seine Schüler aus dem täglichen Leben genau kannte, benutzte aber die Gelegenheit, pädagogisch nun vor der Absolution mit dem Schüler einzelne vorgekommene Tatsachen, einzelne Charakterfehler zu besprechen. So war es durchaus keine katholische Ohrenbeichte.

Im Mai und August gab es je einen Bergtag, wo der ganze Cötus nachmittags vor den Fenstern des Rektors das Mailied sang, dann mit der Schulfahne mit einem Musikchor klassenweise auf den Knabenberg zog, wo die Lehrerfamilien und viele Freunde, Herren und Damen aus Naumburg und Umgegend sich sammelten. Ein Tänzchen wurde gemacht und aus Zelten Erfrischungen genossen. Zum Abend zog man wieder fröhlich heim, jede Klasse mit besonderem Mützenschmuck, Eichenlaub, Buchenlaub u. s. w. Die Abiturienten, die Glieder der obersten Primanerordnung, trugen „Moosrosen" an der Mütze, krankhafte aber hübsche Auswüchse an Eichenzweiglein, verursacht durch Insektenstich.

Von „Kronsfesten" wurde nur ein einziges gefeiert, „Königs Geburtstag". Am Vormittag war Redeaktus, am Nachmittag Vogelschießen, wo jede Klasse ihren Vogel mit Armbrustbolzen zerstückelte. Die Bolzen wurden hinter dem Vogel von einer in einen Rahmen gespannten Leinwand aufgefangen. Jede Klasse trug mit Jubel und Musik zuletzt ihren Schützenkönig, der auf diesem Rahmen stand, um den ganzen Schulgarten herum an den Kaffeetischen der Lehrerfamilien vorbei.

Von historischen Gedenktagen wurde zu meiner Zeit die Leipziger Schlacht gefeiert, später trat an deren Stelle der Tag von Sedan. Der Befreiung vom napoleonischen Joch zu Ehren war es Sitte, daß nach der Festrede eines

Professors Schüler der oberen Klassen eigne Gedichte vortrugen. Der Patriotismus des ganzen deutschen Volks und auch der Schuljugend flammte gerade 1840 hell auf, als Louis Philippe mit seinem Minister Thiers die Rheingrenze bedrohte und begehrte und auch in der Pforta wurde mit Begeisterung gar oft das wenn auch nicht sehr poetische Lied „sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ gesungen. Unser Patriotismus hatte damals übrigens eine spezifisch preußische Färbung, und wenn wir auf Spaziergängen durch die meiningensche Enklave Camburg wanderten, so erklang in dessen Straßen mit besonderer Energie: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“

Der Stiftungstag der Schule wurde zu meiner Zeit im November gefeiert. Um für das dreihundertjährige Jubiläum der Anstalt (1843) eine bessere Jahreszeit zu gewinnen, wurde von da ab der 23. Mai bestimmt. An dem Stiftungstage hielt immer auch ein Primaner eine Festrede, und Bücherprämien wurden an die besseren Schüler je zwei für die einzelne Klasse verteilt.

Am Stiftungstage, an Königs Geburtstag und zu Fastnacht gab die Schule eine größere Tanzgesellschaft im Saale des Amtmanns für die Primaner und Extraneer, von welchen letzteren aber die jüngeren, namentlich Tertianer, dort eine minderwertige Rolle spielten. Die Damen dazu, deren in Pforta zu wenige waren, wurden aus Naumburg geladen. Ein gar ernst feierlicher Tag war das jährliche Totenfest, wo mit der Abendandacht eine Gedenkfeier aller im Laufe des Jahres verstorbenen Portenser verbunden wurde. Kurze Nekrologe der teuren Toten wurden vom Professor vorgelesen. Der Chorgesang von „Ecce, quomodo moritur justus“ gab der Feier ein für allemal den Namen des Ecce, und unter demselben Namen wird bis heute jährlich

ein Heft mit den Nekrologen des Jahres herausgegeben und zeigt, wie die alma mater mit ihren Zöglingen bis an deren Ende in Verbindung steht. Wenn der Professor das Katheder nach der Totenfeier verließ, rief er halblaut: „Havete, carae animae“ und der ganze Cötus wiederholte halblaut: „Havete, carae animae“. Auch an die ernste Feier knüpfte sich der Schülerwitz und bildete den Novizen ein, es würde ihnen für den folgenden Morgen Kaffee versprochen.

Nach dem allgemeinen Bilde muß ich aber einiges von mir selbst erzählen. Als Extraneus hatte ich die Vorzüge des Familienlebens im Kobersteinschen Hause und die Vorrechte der Primaner, denen zufolge wir eine halbe Stunde später aufstehen und eine Stunde länger des Abends aufbleiben konnten, auch viermal wöchentlich in der freien Zeit nachmittags Spaziergänge in den Buchenwald oder nach Kösen, Naumburg u. s. w. machen durften. Das Aufnahmeexamen bestand ich nach Untertertia. Bei dem Aufnahmeakt ermahnte uns der Rektor fromm, gehorsam, fleißig und dankbar in der Schule und im Leben uns zu beweisen, und wir bezeugten mit Handschlag, daß wir uns dieser vier Tugenden befleißigen wollten. Die ganze Erziehung war darauf angelegt, diese vier Tugenden in uns zu festigen. Ich bekam meinen Platz in der Mitte der Klasse und damit die Aussicht zur Versetzung nach dem ersten Semester. Die Hoffnung erfüllte sich und ich rückte nun regelmäßig von Jahr zu Jahr weiter bis in die Prima. Der Primakursus war für die damals ungeteilte Klasse vier Semester, vor deren Ablauf einem preußischen Untertan nicht erlaubt wurde, das Abiturientenexamen zu machen. Einem Ausländer gestattete man es auch, das Examen nach drei Semestern zu machen, wenn er im stande war, den Forderungen zu entsprechen. Mir wurde es auch gestattet — im September 1845.

Von dem Unterricht in Untertertia ist nicht viel zu sagen. Auf der Stufe diente er zur Befestigung der Elemente und bot mir nicht viel Neues, half mir aber zur Eingewöhnung in die Pförtner Methode des Lehrens und Lernens.

In Obertertia waren es zwei Lehrer, die es besonders verstanden, ihre Schüler anzuregen und zu fesseln. Der erste Geistliche, Niese, war ein Meister in Behandlung der alttestamentlichen Geschichte. In die Klasse eingetreten, ließ er mit wenigen Kreidestrichen an der Tafel das Land Kanaan vor unsren Augen erscheinen, und von Stunde zu Stunde wuchsen Berge, Flüsse, Orte in die Karte hinein, Egypten, Mesopotamien wuchsen hinzu, und wir mußten an der Schultafel nachzeichnen, ob wir die Sache inne hatten. Die biblische Geographie, die ich damals gelernt, hat bis in mein Gradualexamen vorgehalten.

Der andere Hauptlehrer war der „große" Jakobi. Was man oft an mathematischen Lehrern vermißt, die Verständlichkeit, besaß er in hohem Grade. Das einzige mathematische Lernbuch war ein von ihm verfaßtes, für jede Klasse besonders gedrucktes, je einige wenige Blätter umfassendes Programm, worin nur Andeutungen, Fragepunkte, die Lehrsätze ohne vollständige Beweise und die wichtigsten Aufgaben standen. Wir mußten nach jeder Stunde die Beweise für die Sätze mit sorgfältigen Figuren, alles in saubérster Gestalt aufschreiben, die Beweise selbstverständlich nur in der mathematischen Zeichensprache. Diese Arbeit auf der Stube wirkte, daß die Sache ein für allemal festsaß. Für das Lateinische vermochte Ciceros De senectute und De amicitia und Cäsar uns noch nicht sehr zu begeistern, Ovids Metamorphosen schon eher, und der zweite Kursus des Jakobs ließ uns auch ziemlich kalt. Aber das Lateinischschreiben und auch Versemachen fing

schon ernstlicher an und hatte einen gewissen Reiz. Die deutsche Grammatik bot mancherlei gar Neues, denn sie wies schon in dieser Klasse immer auf die Entwicklung des Neuhochdeutschen aus dem Mittel- und Althochdeutschen hin; der Lehrer für das letztere war aber einer der trockneren.

Mit Untersekunda begann für mich eine neue geistige Welt. Der Klassenordinarius, Prof. Jakob, war ein schwacher Charakter, und deshalb galt zu meiner Zeit diese Klasse für eine zuchtlose. Auch die vorher tugendhaften Schüler, welche in Obersekunda wieder tugendhaft wurden, kamen hier aus Rand und Band. Einmal gab es sogar eine Pulververschwörung mit einer Explosion, durch welche die Schultafel auf die Erde geschleudert wurde. Aber Jakob war ein guter Interpret des Homer, und ich bin gewiß nicht der Einzige gewesen, welcher von der Odyssee dermaßen angezogen wurde, daß ich in Untersekunda die ganze Odyssee (und in Obersekunda die ganze Ilias) durchlas und durchstudierte. Es war Sitte und Regel, daß im zweiten Semester dieser Klasse jeder eine lateinische Arbeit über irgend ein aus der Odyssee frei gewähltes Thema machte. Das sollte einerseits zum Beweise dienen, daß man sich eingehend mit der Odyssee beschäftigt hätte, und andrerseits zeigen, wie weit man in Handhabung des lateinischen Stils gekommen wäre. Ich erinnere mich lebhaft, wie ich mir während der Lektüre den Stoff gesammelt und nachher auf sechsunddreißig engen Quartseiten lateinisch ausgearbeitet habe zur Darstellung der Schiffahrt der Griechen in dem Zeitalter der Heroen (De navigatione Graecorum aetate heroica). Es war meine erste größere selbständige Arbeit, und ich bemerke, daß ich darin darzulegen versuchte, wie weit den Griechen damals die Meere bekannt gewesen, welche Meergötter sie verehrt, wie sie die Schiffe gebaut und ausgerüstet, wie sie ihre Fahrten zur See ge-

macht, welche Griechen oder welche andere Völker sich durch Seehandel oder durch Seeräuberei ausgezeichnet hätten.

In Untersekunda begann, was in Tertia nur wenig vorgekommen, die sogenannte Privatlektüre, die zu den charakteristischen Ordnungen der Pforta gehörte und auch wohl noch gehört. Wir wurden darauf hingewiesen, die besten lateinischen, griechischen und deutschen Autoren, für welche der Klassenunterricht nicht Raum und Zeit hatte, privatim zu lesen. Daß solches privatim möglich war, ist schon ein schlagender Beweis dafür, daß wir durch die laufenden Aufgaben der Lehrer, durch die gewöhnlichen schriftlichen Schularbeiten, Repetitionen durchaus nicht überlastet waren, während heutzutage, namentlich bei uns, soviel geklagt wird, daß die geistige Kraft der Schüler erlahme durch das Übermaß dessen, was die Lehrer von den Schülern in der Klasse fordern. Daß diese Klage in Pforta nicht vorkam, lag, wie ich meine, darin begründet, daß die Forderungen der Lehrer systematisch geregelt waren und alle Lehrer zusammen einheitlich funktionierten und nicht jeder einzelne in Eifersucht auf die Kollegen das meiste Wissenskapital aus den Schülern herausschlagen wollte. Sodann war die Methode des Unterrichts diese, daß wir das Allermeiste wirklich vom Lehrer selbst in der Stunde lernten und nicht genötigt waren, Autodidakten zu sein, denen der träge Lehrer das nur abfragt, was der arme Junge auf eigne Hand und ohne Verstand in den Kopf hineingequält hat. So brauchten wir keine Freistunden und keine Nächte am Buch zu sitzen und hatten in den ordnungsmäßigen Arbeitsstunden Zeit zu einer wirklich großen Menge von Privatlektüre und Privatstudien.*) Übrigens diente zu

---

*) Charakteristisch für die pädagogische Organisation der Schulpforta, und interessant dürfte es sein, wenn ich hier zusammenstelle,

diesen Privatarbeiten auch noch eine besondere Einrichtung, die der Studientage, die der Schülermund Ausschlaftage nannte, weil man an diesem Tage eine Stunde später aufstand. Solcher Studientage gab es im Monat etliche. Alle Lektionen fielen dann aus und man konnte uno tenore eine Arbeit weiter führen. An die Privatlektüre in den oberen Klassen schlossen sich auf den Rat der Lehrer Arbeiten der Feder, die unsre geistige Aktivität weckten. Wir machten Exzerpte aus dem Gelesenen, notierten

---

welche klassische Schriften meine Privatlektüre während der sieben Semester in Untersekunda, Obersekunda und Prima umfaßt hat. Ich bemerke, daß meine Privatstudien ein gutes Mittelmaß derjenigen Leistungen schwerlich überschritten haben, welche bei meinen Kommilitonen sich gefunden haben mögen. Also außerhalb des Klassenunterrichts las ich in Untersekunda: Ciceros Cato major (über das Greisenalter), Laelius (über die Freundschaft), vier Reden gegen Catilina, die Reden für Ligarius, Dejotarus und für Murena; Ovids Tristien I. u. II., zwei Bücher der Briefe aus dem Pontus; des Terentius Andria; 20 Gesänge der Odyssee; in Obersekunda: Ciceros Reden für Milo, für Sextius, eine gegen Verres; Sallusts Jugurthinischen Krieg und Catilina; Virgils Äneide (12 Gesänge); 20 Gesänge der Ilias; in Prima: Ciceros „vom Redner" und „Brutus" (46 Capp.), Horazens Oden (2 Bücher,) Epoden (1 Buch); Tibulls Elegien (1 Buch); Ilias (6 Bücher); Demosthenes Rede vom Frieden; Sophokles drei Tragödien (König Ödipus, Ödipus in Kolonos, Antigone). — Ich vermeide es billig, aufzuzählen, was ich dort in den oberen Klassen von klassischer deutscher Literatur aus der Hohenstaufischen und aus der Goetheschen Zeit privatim gelesen, erwähne aber doch zur Charakteristik Pfortas Lessings „Laokon" und „über die Fabel", Jak. Grimm über die Tiersage.

Von den üblichen schriftlichen Privatarbeiten, an die ich mich machte, nenne ich nur beispielsweise aus Untersekunda die Übersetzung der Rede des Kritias gegen Theramenes ins Lateinische und die des Iphikrates von Corn. Nepos ins Griechische; aus Obersekunda: die Übersetzung der „Kraniche des Ibykus", v. Schiller in lat. Hexameter, aus Prima: metrische Übersetzung einer Tibullschen Elegie ins Deutsche, einen lateinischen Aufsatz über den Charakter des Odysseus, wie derselbe nämlich von Homer, Sophokles, Virgil und Ovid überliefert wird.

auch allmählich mehr oder weniger zustimmende oder abfällige Kritik zu dem Gelesenen. Solche Bogen oder Hefte führten den Namen adversaria, womit schon angedeutet war, daß wir nicht auf die Worte eines Buches oder in verba magistri schwören sollten. Seitdem ist mir's zur zweiten Natur geworden, auf der Universität und später kritische Notizen niederzuschreiben oder auch auf den Rand gelesener Bücher zu verzeichnen.

Außer dem Homer war das zweite bedeutsame Moment in Untersekunda, wie Prof. Koberstein uns in die Kenntnisse der Muttersprache einführte. Ich muß hier Kobersteins vielseitigen Einfluß auf seine Schüler durch alle oberen Klassen hindurch in Schule und Haus zusammenfassen. Ich weiß nicht, ob irgendwo eine Untersekunda ein solches „Kolleg" über Geschichte der deutschen Sprache zu hören bekommen hat, als wir von Koberstein. Dasselbe umfaßte die ganze Zeit, in welcher es deutsche Literatur gegeben hat. Koberstein gab ja nur die Hauptsachen, aber es waren maßgebende Gesichtspunkte, aus welchen wir abnehmen konnten, worauf es bei der Geschichte einer Sprache ankommt. In Obersekunda behandelte Koberstein ein ganzes Semester lang deutsche Metrik, deren Prinzipien so grundverschieden von der Metrik der altklassischen Sprachen sind. Bei den Alten war die Silbenquantität die Grundlage, in der deutschen Sprache die Betonung. Was ich hier lernte, war der Anlaß zu einem Studentenaufsatz über lett. Metrik, welche auf derselben Grundlage ruht. Schon in Pforta zog mich das lett. Volkslied an. Meine Mutter sandte mir in ihren Briefen lett. Liederchen, welche sie daheim aus dem Munde der Leute für mich aufschrieb, ohne zu ahnen, wie später meine Studien auf diese Dinge sich richten würden. Sie streute damit Samenkörner aus, und ich habe dabei erfahren, wie wichtig es für die Jugend

ist, daß sie solche Samenkörner empfängt und für eins und das andere, ja für vieles interessiert wird. Es braucht ja nicht jedes Samenkorn aufzugehen und Frucht zu tragen, aber ein Teil geht nicht verloren.

Mit der Unterweisung in der deutschen Metrik gingen in Obersekunda poetische Übungen Hand in Hand, namentlich zu Balladen gab Koberstein historisch-patriotische Stoffe uns gern auf. Auch mußten manchmal seltene Gäste, berühmte Leute, die nach Pforta kamen, angesungen werden. Da ist's vorgekommen, wie Koberstein uns heiter einmal erzählte, daß ein Obersekundaner den Philhellenen Thiersch aus München in einem Gedicht begrüßen wollte, welches anfing:

Heil dir, aus München Thiersch,
Große Freude ist's mirsch . . . .

Andere verstanden ja besser auf dem Pegasus zu reiten, und was die Balladen anlangt, so wurden sie gern nach Uhlandschen Vorbildern geformt. In denselben zwei Jahren (Unter- und Obersekunda) führte Koberstein uns in die mittelhochdeutsche, althochdeutsche und gotische Grammatik ein. Wie vieles uns Dunkle, bisher natürlich ganz Unbeachtete trat uns da vor die Augen als ein Sinnvolles, z. B. das Präteritum der schwachen Konjugation als ein Kompositum des Verbalstammes mit dem Präteritum von tun (cf. ich sagte = ich tat sagen). Oder welcher weite Horizont eröffnete sich uns, als uns Koberstein die Lautverschiebungsgesetze Jakob Grimms darlegte, und wir nun auf einmal den Schlüssel besaßen, Sprachvergleichungen zwischen dem Deutschen, Lateinischen ꝛc. anzustellen ohne in die Gefahr des Phantasierens auf Grund bloß ähnlichen Klanges zu geraten. Wer lat. calidus mit „kalt" identifizieren wollte, würde hazardieren, aber lat. gelidus hat nach dem Gesetz auf der deutschen Zunge zu „kalt" werden

müssen. Bei solchem Unterricht kam ich mir manchmal vor, als ob ich zu der Schiffsmannschaft des Kolumbus-Koberstein gehörte und mit ihm neue Weltteile zu entdecken bekäme. Koberstein begnügte sich nicht in den gewöhnlichen Schulstunden uns zu lehren. Ich kann's nur ein Privatissimum nennen, wenn er in den Nachmittagsarbeitstunden mit seinen Sekundanern die ganzen Nibelungen im Urtext las und interpretierte und uns dabei ebenso in die Sprache des 13. Jahrhunderts, in die Lachmannsche Kritik, in die Geschichte der Siegfriedsage und in die des Rittertums einführte. Später nahm Koberstein ähnlich den Parzival durch, teilweise wurde er im Urtext gelesen, teilweise referierte Koberstein uns den Inhalt des Epos in anziehendster Form. Natürlich lockte uns dergleichen auf eigne Hand noch anderes aus jener Zeit zu lesen, und so nahm ich für mich Hartmanns Iwein sprachlich und sachlich durch. In Prima trug Koberstein deutsche Literaturgeschichte vor. Als Leitfaden diente sein Buch, an dessen immer neuen Auflagen er gerade in jenen Jahren arbeitete. Die ersten Auflagen waren ein Schulbuch, die späteren eine unerschöpfliche Fundgrube von Wissenswertem für den Gelehrten. Ein amüsantes Lesebuch war's nicht; es gab keine Raisonnements über die Schriftsteller und deren Werke, auch gar keine Proben aus der Literatur, aber ein riesiges Material, aus welchem, wie Koberstein manchmal selbst äußerte, viele andere Bücher würden herausgeschrieben werden.

Aus den Primanern wurden einzelne von Koberstein erwählt und aufgefordert, in der Aula bei festlichen Gelegenheiten, namentlich am Stiftungstage der Anstalt, die übliche Rede zu halten. Einmal fiel mir die Ehre zu, wo ich das Thema zu behandeln hatte: „In wiefern können unsre Volkssagen auch als Quellen der vaterländischen Geschichte gelten?“

Ich suchte zu zeigen, wie die Geschichte eines Volkes namentlich auch die innere Entwicklung seines Geistes und Charakters umfaßt, wie der Charakter einer Nation nicht erst spät sich gebildet, sondern schon in den Anfängen der Zeit vorhanden gewesen und bedingend und dauernd auf die Schicksale, Taten und Leiden dieses Volks eingewirkt hat und wie der Charakter der Deutschen in den Helden des Volksepos (z. B. in den Nibelungen) sich uns vor die Augen stellt und insofern die Sage als eine Quelle der Geschichte angesehen werden kann.

Von den reichen Anregungen, die Koberstein uns in der Schule gab, muß ich an dieser Stelle wenigstens einiges anführen, was der verehrte Mann uns in seinem Hause und sonst im täglichen Leben darbot.

Er war ein Vorleser, wie ich wohl keinen besseren in meinem Leben gehört habe. Viele Abende in jedem Wintersemester versammelte er uns Hausgenossen und eine Elite von Primanern bei sich und trug uns namentlich Shakespearesche und Goethesche, aber auch manche andere Dramen vor. Er hatte das Vorlesen von Tieck gelernt und erzählte wohl, wie dieser je nach Umständen und eigner Erregtheit mit einer oder mit zwei Händen oder auch mit Händen und Füßen beim Vorlesen agiert habe. Heinrich IV., der Kaufmann von Venedig, König Lear ꝛc. waren wohl seine Glanzstücke. Ehe er den „Lear" las, wurde dem Nachtwächter, der unter uns im Parterre wohnte, Kunde davon gegeben, damit er nicht Feuerlärm mache, wenn er den Professor oben schreien hört. Diese Vorlesungen als solche schon waren Interpretationen der großen Dichtungen, und wenn wir die Augen schlossen, konnten wir im Geist die Helden und Heldinnen wie auf der Bühne handelnd und leidend schauen. Es ist wohl zu begreifen, wie Kobersteins Sohn, Karl, durch diesen Vater unabsichtlich dahin geführt

wurde, daß er zur Bühne ging und ein ganz tüchtiger Schauspieler (und auch Dichter) wurde.

Nicht selten kamen Gäste, deren Namen einen guten Klang im Lande hatten, ins Kobersteinsche Haus. Hier sah ich öfter den Sohn des Naumburger Landrat Lepsius, Karl Richard, während er sich auf seine große Reise nach Egypten vorbereitete. Ich ahnte damals nicht, daß ich als Mann seine Schrift über die Aufstellung und Einführung eines allgemeinen linguistischen Alphabets bei meinen lett. Sprachstudien durcharbeiten würde. Ein andrer Gast war einmal Hoffmann von Fallersleben, welcher beim Eßtisch von seinen Liedern etwelche nicht lesend oder rezitierend, sondern singend uns vortrug. Ein besonderes kindliches Vergnügen machte es mir im Kobersteinschen Hause, Adelheid von Berlepsch kennen zu lernen, die Schwester von der Geliebten Ernst Schulzes. Dieser hatte beide Schwestern in seinem Epos „Cäcilie“ besungen, dessen gewandte Oktaven und dessen nordische Romantik mich in den Knabenjahren sehr angezogen hatte. Während meiner Tertianerzeit kam ein junger Grieche ins Kobersteinsche Haus; er hieß Euthymios Kastorchis, stammte aus dem „ziegenreichen Arkadien“ und hatte in Athen seine philologischen Studien bereits beendet, war aber nicht zu stolz, bei uns in Prima ein Semester zu hospitieren, um die Methode deutscher philologischer Arbeit kennen zu lernen. Er sprach auch deutsch, wir befreundeten uns, und ich habe noch von ihm ein Albumblatt, wo er von sich und von mir in griechischen Hexametern redet. In hohem Grade interessierte mich in seiner „Ephemeris“ (Tageblatt) aus Athen die dortigen politischen Streitigkeiten der Parteien mit all ihren modernen politischen Begriffen in neugriechischer Sprache zu lesen. Das war noch immer einigermaßen die Sprache des Demosthenes, aber es waren nicht mehr seine politischen Gedanken.

Aus der Gegenwart führte Koberstein uns wieder ins Mittelalter, wenn er uns die Architektur der Pförtner Kirche oder die schönen Dome von Naumburg oder Freiburg an der Unstrut zeigte und die romanischen oder gotischen Baustile eingehend erklärte, oder auf anderen Spaziergängen die Burgen der Umgegend, Rudelsburg und Saaleck, Schönburg und Goseck mit uns besuchte. In Freiburg stand die Villa des Turnvater Jahn mit der Inschrift „Frisch, frei, fröhlich, fromm". Der Alte mit dem langen weißen Bart und mit dem langen schwarzen altertümlichen Rock (Falten von der Taille ab, Stehkragen, eine Reihe Knöpfe) war öfter in Pforta als Gast zu sehen.

Es scheint auffallend, daß ich bisher so wenig von meiner Beschäftigung mit den alten Sprachen in Pforta erwähnt habe. Nun, von Homer habe ich ja einiges gesagt. In Obersekunda las ich die Ilias mit gleicher Lust bis zum letzten Verse. Die lateinischen Prosaiker, namentlich Cicero, begeisterten nicht gerade, aber man lernte lateinisch und griechisch schreiben, ja auch „Verse machen", „lateinisch dichten" könnte man es ja nicht nennen. Bis Prima exklusive wurde die Materie zu den lateinischen Versen immer vom Rektor gegeben. Professor Wolff, Ordinarius in Obersekunda, ein tüchtiger Gelehrter, aber weder eine Figur noch auch irgend hinreißend, zeichnete sich durch eine das Lachen sehr reizende Ausdrucksweise aus. Bei ihm „meckerten" die Moslems nach „Wanda" und er ließ einmal „einen König mehrere Jahre vor seinem Tode sterben". Eine neue Epoche war für uns die Versetzung nach Prima. Hier war es der Rektor Kirchner, Papel genannt, der im ciceronianischen Latein uns den Horaz erklärte, so daß wir den Odendichter wirklich lieb gewannen. In Prima wurden die Klassiker alle lateinisch interpretiert, und wir mußten

lateinisch mitsprechen, kamen auch allmählich in einen gewissen Fluß. Weniger klassisches Latein sprach Professor Steinhardt, aber die Schönheiten des Sophokles und das ganze klassische Griechenland lehrte er uns für das ganze Leben bewundern und verehren. Die Prima stellte an uns größere Anforderungen hinsichtlich der Gewandtheit auch im schriftlichen lateinischen und griechischen Ausdruck. Zu den Arbeiten des Semesterexamens gehörte auch eine lateinische Ode, die aber von den „jungen" Primanern noch nicht erwartet wurde. Mich plagte ein Dämon, daß ich es am Schluß des ersten Semesters auch wagte, den Porticus Portensis (den Kreuzgang unseres Klosters) zu besingen, und ich erschrak, als der Rektor bei der allgemeinen öffentlichen Zensur mit Verwunderung über mein Wagnis proklamierte, daß A. Bielenstein nebst nur einem älteren Primaner Nr. I für die Ode habe bekommen können. Nach dieser Zensur wage ich es auch dem geneigten Leser die lateinische Ode mit einer später von mir gemachten Übersetzung vorzulegen. Ich schildere darin nebenbei die alte Sitte, am Abend nach Beendigung des Semesterexamens eine Strohpuppe, den „Examenmann", mit Katzenmusik durch den Kreuzgang zu tragen, denselben unter dem Gesange „Vater Abraham ist gestorben", an den Kastanienbaum im Primanergärtchen aufzuhängen, und ihn dann in der kleinen Saale zu ertränken, aus welcher der Nachtwächter ihn um der Kleider willen herauszufischen pflegte.

Ad Porticum Portensem.

Laudabunt alii Pierium nemus,
Aut Pindi gelidi sacra cacumina,
Laudabuntve rigans gramina florea
  Largum Castalium caput.

Sunt, quis unum opus est, laurigeri juga
Parnassi assiduis tollere laudibus,
Pimpleas celebrare aut Heliconias
Vestras, Pierides, domus.

Musis grata domus tu quoque, porticus!
Laudari exiguo carmine quae meres.
Hos nunc versiculos accipe, quos tibi
Simplex mente pia cano.

Quum laeta urit iners arva Canicula
Umbras tu tribuis grataque frigora;
Cum brumale gelu glandiferae comas
Decussit subito ilicis;

Immitem Boream tuta tenes procul;
Almo sic pueros jam tria saecula
Tutarisque fovesque innumeros sinu
Musis Pieris datos.

Ante olim monachi carmina fornices
Sancti moesta tui flebilibus modis;
Nunc laetum resonant murmur et acrium
Clamores puerum vagos.

Illic quae ante oculos surgit imago nunc?
Ingentem strepitum percipio auribus,
Quam si florilegarum exierint apum
Stridenti agmina murmure.

En jam pompa venit, candida vestibus,
Cantum sacrum ululans, atque ferens simul
Sublimem effigiem stramineam humido
Noctis tempore pallidae.

Post aedesque latet Luna nitens metu
De coelo properant sidera lucida
Horrescit folium floris in hortulo
Frondes castaneae tremunt.

Discedunt pueri, conticuit sonus;
Rursus muta tenes longa silentia
Musarumque chorus limina, porticus
Antiqua ingreditur tua.

Musae te teneant usque Heliconiae,
Dum pilas hederae serta ligant tuas
Inspirentque animum et pueris novum
Et faustum ingenium simul.

An den Kreuzgang in Schulpforta.
(Übersetzung.)

Mag doch andrer Lied preisen Pierias Hain
Oder des Pindusberg heilige Gipfelhöh'n;
Lobe andrer Lied den Kastalischen Quell,
Der die blumige Wiese netzt.

Andre treibe das Herz stets mit beredtem Mund
Eurer Wohnungen Preis, Musen des Helikon,
Weit zu künden der Welt, oder des Parnassos
Dunkelschattigen Lorbeerwald.

Porticus, auch in dir weilen die Musen gern,
Daß dich rühme mein Lied, bist du vor allen wert.
Nimm die Gabe denn an, sei sie gering auch nur,
Die mein liebevoll Herz dir bringt.

Wenn das frohe Gefild lechzt in des Sommers Glut,
Bietest Kühle du dar und erquickenden Schatten uns,
Wenn des Boreas Wut raufet das braune Laub
Von den Häuptern des Eichenforst,

Hältst du ferne den Feind, tobe er noch so sehr.
Gütig hast du gehegt so schon drei Säcula
In dem schützenden Arm zahllose Knabenschar,
Die den Musen ihr Leben weih'n.

Frommen Mönches Gesang hallte vor Zeiten hier
Vom Gewölbe zurück, ernsten und heiligen Klangs;
Nun durchtoset dich heut' munterer Jugend Lust,
Wirres Gerufe und Jubelschrei.

Halt, welch' wundersam Bild stellt vor das Aug' sich mir?
Furchtbar schrecklichen Lärm hört mein erschrecktes Ohr,
Wie wenn krieg'rischen Muts zieht aus dem Vaterhaus
Blütensuchender Bienenschwarm.

Sieh, schon nahet der Zug, wallenden weißen Gewands,
Heult ein schauerlich Lied, hoch ein Menschengebild
Auf der Schulter. Die Nacht deckt mit Finsternis
Tal und Kloster in Nebelduft.

Hinter dem Kirchendach birget sich scheu der Mond,
Von dem Himmel entflieht goldener Sterne Schein,
In dem Gärtchen erstarrt ängstlich die Blume fein,
An der Kastanie das Blatt erbebt.

Und dort ziehet der Schwarm, wieder verstummt der Schall,
Tiefes Schweigen erfüllt wieder den Säulengang;
Und es kehrt zu dir heiliger Musenchor
Heim, ehrwürdiger Porticus.

Bleib den Musen geweiht, den Helikonischen,
Solang Epheugerank dein Gewölb' umspinnt;
Hauch von oben erfüll' strebender Jugend Geist,
Daß sie edle Frucht einst bring!

Rektor Kirchner interessierte sich gleich den anderen Professoren für die vielseitige Ausbildung seiner Primaner weit über das Maß seiner legalen Pflicht. Er gab uns z. B. ein Privatissimum außerhalb des Lehrplans, über Hodegetik, Wegweisung, wie wir auf der Universität unsre ernsten Studien gedeihlich beginnen und fortführen könnten. Ein anderes, höchst interessantes Privatissimum gab er uns über die Geschichte der altgriechischen Kunst, namentlich Bildhauerei, wo er seinen lateinischen Vortrag an die reichhaltige Sammlung von Gypsabgüssen in unsrem Museum anknüpfte.

Aus dem philologischen Gebiet hole ich noch nach, daß Dr. Dietrich, einer der mir näher stehenden Lehrer, welcher später Rektor des Gymnasiums zu Erfurt wurde, mich zuerst in das Verständnis der gesetzmäßigen Lautwandlungen im Griechischen und Lateinischen einführte bei Gelegenheit eines Programmaufsatzes, wo er unter anderem die Ent-

stehung des griechischen Zeta aus dj durch interessante Beispiele nachgewiesen hatte.

Dann muß ich noch mit Dank des Ephorus Niese gedenken, welcher mit uns Primanern an Winterabenden Disputierübungen über religiöse und philosophische Fragen vornahm. Niese hatte unter Schleiermacherschen Einflüssen studiert. Dieselben störten aber nicht seinen kirchlichen Standpunkt. Er war ein Kämpfer gegen Wislicenus und hatte gegen diesen eine Broschüre mit dem gleichen Titel wie W.: „Ob Schrift, ob Geist“ geschrieben. Auch wir in den Klostermauern, wir Schüler mit den Lehrern, nahmen regen Anteil pro und contra an den gerade in jenen Jahren beginnenden Bewegungen, die von der freien Gemeinde unter Uhlich in Magdeburg (1841), unter Wislicenus in Halle (1844) und andrerseits von den Deutsch-Katholiken unter Ronge und Czersky in Schlesien und Posen ausgingen.

Hier, bei dem Ende der Schulzeit, kann ich nicht umhin auch der Gesetzwidrigkeiten zu gedenken, deren man sich auch bei dem Streben nach Loyalität schuldig machte. Konditoreienbesuch war verboten, aber sowohl Josty, als auch Furcht wurden in Naumburg und Kösen besucht. Gingen wir zu dem letzteren, so „fürchteten“ wir uns. Als ich in Naumburg einmal solo eine Tasse Kaffee trank, trat unerwartet Koberstein ein. Er sagte schmunzelnd: „Auch du, mein Sohn Brutus!“ Ich verschwand, aber weitere Folgen gab's nicht. Ein andermal erlebte ich eine Karzerstrafe, es war die einzige Strafe, die ich mir im Lauf der fünf Jahre zuzog. Es war nämlich streng verboten, daß ein Schüler sich ein Pferd zum Reiten oder zum Fahren im Semester irgendwo mietete. Eine schöne Winterbahn verführte mich und meinen Stubenkameraden Ewald v. Kleist bei einem Spaziergang nach Naumburg dort zur Rückfahrt einen

Schlitten zu nehmen. Es wäre nicht bemerkt worden, wenn wir vor dem Tore der Pforta ausgestiegen wären, aber wir waren so toll und fuhren durch alle Klosterhöfe hindurch bis an das letzte Gebäude, das Fürstenhaus, wo wir wohnten. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell. Der nächste Sonnabend brachte die Verurteilung: einen Tag sitzen bei Wasser und Brot.

Dieses — ein kleiner Schatten. Ein Glanzpunkt meiner Schulzeit war im Mai 1843 das 300jährige Jubiläum der Schule. König Friedrich Wilhelm IV. hatte uns dazu eine kostbare neue Standarte geschenkt, deren weißer Atlas auf der einen Seite das Klosterwappen (Christus auf dem Regenbogen thronend, die Füße auf die Erdkugel stützend), deren andere das preußische Staatswappen zeigte. Ich gehörte als Obersekundaner zu der Fahnenwacht. Im Schulgarten war eine Festhalle gebaut. Alle die Festakte in der Kirche, alle die Reden, alle die Festschriften und alles, was sonst zum Fest gehörte, zu beschreiben, ist hier nicht der Raum, aber die innige pietätvolle Anhänglichkeit der alten Portenser, der Männer und der Greise, machte einen tiefen Eindruck auf uns, die Jugend, von denen mancher erst in reiferen Jahren den Segen erkannte, der ihm für seine Bildung in Pforta zu Teil geworden.

Auch meine Ferienreisen verdienen eine Erwähnung. Nur zweimal in den fünf Jahren konnte ich das Elternhaus und die kurländische Heimat besuchen. Die Fahrt erforderte damals, ehe es Eisenbahnen gab, je fünf Tage und fünf Nächte und trotzdem wurde eine Verlängerung der Sommerferien durchaus nicht gewährt. Auf diesen und auf allen anderen Reisen seit 1840 bis in das neue Jahrhundert hinein war mein steter treuer Reisebegleiter ein Reisesack mit sehr hübscher Kanevasstickerei, ein An=

denken von den fleißigen Händen meiner Mutter und meiner Schwester. Als der treue Reisesack mir fünfzig Jahre gedient hatte, war die Stickerei noch so tadellos erhalten, daß die Sattlerarbeit an ihm erneut werden konnte. Nun wird er noch den Nachkommen Reiseerlebnisse erzählen. Gewöhnlich verbrachte ich die Ferien bei Verwandten in Thüringen oder in Berlin bei einem Vetter, welcher in einer reichen jüdischen Familie die beiden Söhne christlich erzog. Das Haus war durch seine Bildung, Gesinnung und seine musikalischen Interessen anregend. Die ersten Kammermusiker von der Oper geigten mit dem Hausherrn reizende Quartette. Die Hausfrau stammte aus der Heineschen Familie in Hamburg. In den kürzeren Ferien ging es regelmäßig zu den Verwandten bei Arnstadt, bis Weimar gewöhnlich mit einem sogenannten Hauderer. So wurden die Inhaber einer Privatdiligenze genannt. Das rote Fahrbillet zeigte ein Porträt des „Stellwagens" mit einer echt sächsischen Umschrift: „Die Herren Bassagiere werden gebeten, beim Bebacken des Wagens selbst auf ihr Gebäck zu achten." Die Fahrt ging sehr langsam und nach kurzen Strecken wurden die Pferde vor den Schenken immer wieder gefüttert. Von Weimar oder Erfurt holte der Onkel im Rollwagen mich ab, oder ich wanderte zu Fuß. In Thüringen wurde mit lieben Vettern oder Freunden Paulinzelle und Schwarzburg, nördlich von Pforta die goldne Aue und die Klosterruine Memleben mit ihren verblaßten Kaiserbildern aus der Ottonenzeit an den obdachlosen Wänden besucht, öfters auch Weimar, wo der Shakespearesche Sommernachtstraum und in der Rangloge eine Enkelin Goethes geschaut wurde u. s. w. u. s. w. Die schönste Reise aber war es, als ich im Sommer 1845 kurz vor dem Abiturientenexamen mit einem teueren Kommilitonen die sächsische Lausitz von Herrnhut an und das ganze

Riesengebirge bis Adersbach durchwandern und darnach Prag, Teplitz und die sächsische Schweiz besuchen durfte. Meinen lieben Reisegefährten verließ ich in dem Hause seiner Eltern bei Torgau und besuchte in dem zweiten Teil der fünfwöchentlichen Ferien Verwandte im Oberharz (Zellerfeld). Den Rückweg nach Pforta machte ich über das reizende Ilfeld, wo mein Vater die Schule besucht und über den sagenreichen Kyffhäuser. Was für eine Menge von reichen und schönen Bildern nahm nun meine Seele aus dem Sachsen- und Thüringerland und aus der Ostmark, wo damals Germanen und Slaven noch friedlich aneinander grenzten, in die minder romantische nordische Heimat mit.

Am Ende des Sommersemesters desselben Jahres machte ich das Abiturientenexamen, und als ich nach der Valediktion, wo auch mir die Schulglocke den Abschied läutete, Prof. Steinhardt in seiner Wohnung ein Lebewohl sagte, sprach dieser zu mir die nie vergessene Mahnung, daß ich im baltischen Lande treue Wacht halten solle für den Bestand deutschen Wesens. Koberstein brauchte ein solches Wort besonders nicht zu sagen, denn sein ganzes Wirken Tag für Tag alle die Jahre hindurch hatte dahin gezielt deutschen Geist und deutsches Wesen so in uns zu festigen, daß es nie wieder aus unsren Herzen verloren gehen konnte.

Glückliche Jahre waren nun abgeschlossen. Dem Heimatlande war ich noch nicht entfremdet. Draußen war der Grund gelegt und Kräfte waren gesammelt, womit ich dem Heimatlande zu dienen entschlossen war, und meine Eltern im Grabe segne ich, daß sie mir das Opfer gebracht und mich in die Pflege der alma mater gegeben.

III.

Dorpat.

1846—1850.

Das Leben ist kurz,
Die Kunst ist lang.

Es war ein nicht unfreundlicher Oktobertag des Jahres 1845, an welchem ich in dem primitiven Fuhrwerk einer russischen Posttelegge der Musenstadt am Embach mich näherte. Trotz des sehr schlechten Herbstweges ging's mit dem Zweigespann auf der Hochebene rasch vorwärts, und der weiße Turm der ehstnischen Kirche und die gewaltige Ruine des alten Domes zeigten meiner erwartungsreichen Seele das nahe Ziel. Von der anmutigen Lage der Stadt war noch nichts zu sehen. Erst wenn man von der Poststation ins Tal hinabfährt, zeigen sich die hübschen Straßen mit den eng aneinander sich schließenden mehrstöckigen steinernen Gebäuden, der Embach mit seinen zwei Brücken, der nach Norden zur Stadt steil abfallende Domberg mit den freilich damals schon entblätterten Anlagen und den mannigfaltigen akademischen Instituten, Sternwarte, Kliniken u. s. w. Bei dem kleinen Häuschen hart am Fuß des Dombergs am oberen Ende der botanischen Straße, wo meine Geschwister wohnten, fuhr ich vor und wurde mit Liebe und Freude empfangen.

Der junge Professor der Philosophie Dr. L. Strümpell hatte im Frühling desselben Jahres meine einzige liebe Schwester geheiratet, und es war selbstverständlich, daß ich für die Studienzeit Hausgenosse und Familienglied meiner Geschwister wurde. Strümpell, aus dem Braunschweigschen (Schöppenstädt) stammend, war eine Reihe von Jahren im Graf Medem-Alt-Autzschen Hause und darauf in dem des Baron Ropp-Pokroy Hauslehrer gewesen. Wie auch viele andere in Kurland wirkende Hauslehrer, namentlich aus dem Hannöverschen, im Hause des alten Landsmannes, meines Vaters, sich sammelten, so war auch Strümpell ein immer gern gesehener Gast im Pastorat Neu-Autz gewesen. Ein Hauptbindemittel war für meinen Vater und Strümpell die Herbartsche Philosophie. Mein Vater war nicht müde geworden, auch im Alter noch seines Lehrers Herbart geistvolle Schriften immer wieder zu lesen. Nun konnte er sich mit dem jüngeren Manne darüber aussprechen und die Erweiterungen kennen lernen, die Strümpell dem System seines Lehrers zufügte. Bald knüpften sich auch die zarten Beziehungen zu der einzigen Tochter des Hauses an, die den regsten geistigen Anteil nahm an dem, was die forschenden Männer bewegte. Mir selbst war es in dem letzten Jahre vor meinem Eintritt in Schulpforta gegönnt, vier Wochen im Schloß Rempten an dem Unterricht teilzunehmen, den Strümpell seinen beiden Zöglingen, den jungen Grafen Karl und Fritz Medem erteilte. Das war eine schöne Zeit. In der Gartenlaube lasen wir Cicero, trieben Mathematik, Botanik 2c., Nachmittags wurde Scott gelesen, auf dem See zu Boot gefahren und gefischt. Dann wurden Jagden gemacht auf dem unergründlich tiefen Moosmorast. Nun wurde ich des Schwagers Hausgenosse in Dorpat. —

Bei dem Semesteranfang 1846 im Januar stand

mir noch ein Maturitätsexamen an der Universität bevor, denn das preußische Abiturientenzeugnis galt vor dem russischen Gesetz nicht. Beiläufig bemerke ich, daß Strümpell in den 70er Jahren als Professor zu Leipzig, als die baltischen Schulen noch nicht russifiziert waren, beim sächsischen Unterrichtsministerium dahin gewirkt hat, daß in Sachsen ein baltisches Abiturientenzeugnis anerkannt wurde. Ich hatte nun in Dorpat bezüglich der anderen Fächer keine Sorge, aber das Russische fehlte mir fast vollständig. Da hatte ich das Glück, von einem Manne Privatstunden zu erhalten, dessen Elternhaus mit meinen Eltern nachbarlich befreundet war. Es war der nachmalige Kurator des Warschauer Lehrbezirks Feodor von Witte, der damals in Dorpat Lehrer der russischen Sprache an der Kreisschule war und zugleich Jura studierte, ein sehr intelligenter Mann. Derselbe verstand es, mir die mannigfaltigen Schwierigkeiten der russischen Sprache (ich erinnere mich mit Vergnügen, wie lichtvoll er das Wesen der russ. Formen und Derivationen des Zeitworts darlegte) beizubringen, während keine der vorhandenen russ. Grammatiken wissenschaftlichen Ansprüchen genügte. Ich erinnere mich mit Schrecken des Peninsky, der eigentlich gar keine Regeln, geschweige denn Gesetze der Sprache aufstellte, sondern nur seitenlange Register von Ausnahmen. Nach Jahren atmete ich auf, als ich das kleine, verständnisvolle Buch v. Nikolitsch in die Hände bekam.

Der vortreffliche Professor Rosberg gab mir im Januarexamen ein überraschendes „gut“ als Zensur, und eine zweite Freude war mir die Freundlichkeit des Rektor Neue, welcher eine Reihe von Jahren in Schulpforta Lehrer gewesen war und dessen Ausgabe des Sophokles mit den meisterhaft kurzen Anmerkungen von mir so viel gebraucht worden war. Er examinierte natürlich Griechisch und La-

teinisch. Nachher hörte ich bei ihm Tibull und besuchte den alten Herrn 1876 in Stuttgart, wohin er sich pensioniert zurückgezogen hatte.

Meine Erinnerungen stehen hier bei dem Beginn der Universitätsstudien, aber noch kein Wort habe ich von der Wahl eines Berufs gesagt, welche doch vor dem Eintritt in die Universität beschlossen sein muß. Die Wahl der Theologie war für mich etwas ganz Selbstverständliches. Von klein auf war ich in die Richtung auf dieses Ziel ganz natürlich hineingewachsen. Eine Nötigung hatte von keiner Seite stattgefunden. Meine kränkliche Mutter hätte vielleicht gern den Beruf des Arztes mir gewünscht. Ein inneres Widerstreben, eine dogmatische Schwierigkeit bei dem Gedanken an eine pastorale Wirksamkeit war meiner Seele stets fremd geblieben. So wurde ich Theologe. Es dürfte zur Charakteristik meines Vaters und seines pädagogischen Einflusses auf mich dienen, wenn ich folgende Aufzeichnungen meines Vaters aus der Zeit meiner Übersiedelung von Pforta nach Dorpat hier einfüge.

„Für August muß ins Reine kommen, ob er in sich den Beruf findet, ob sein Herz, sein Gemüt ihn zieht und treibt, sein bestes Wissen ihn überzeugt, daß er als Theologe der Welt am meisten nützen könne, als Prediger oder Lehrer der Religion, auf welcher Stufe es auch sei, — oder ob er sich mehr angezogen und stark fühlt mehr zu nützen in einem anderen Beruf. — Und wenn er nun Theologie studieren will, so ist ihm doch das klassische Altertum mit seinem Heidentum nicht hinderlich, vielmehr nur förderlich gewesen und hat seine Zunge gelöst um das Heilige und Heiligende desto besser auszusprechen. Ebenso wird die Philosophie ihn nicht ganz verschlingen dürfen, sie darf nur Mittel werden, Welt und Natur, Menschheit und Geschichte, Gegenwart und Umgebung richtiger zu beur-

teilen und durch das Christentum zu heiligen. — Der Beruf muß für ihn passen, Gott verherrlichen und den Menschen nützen. — Möge dann Exegese des Alten und Neuen Testaments, aber eine unbefangene mit heiliger Gesinnung und ein auf Bibelkenntnis gegründetes System sein Wohnhaus werden, das er sich ausschmücke und bereichere, worin er lebe und wirke. So wird er ein Segen für die Welt werden!“

Neben den nun beginnenden theologischen Studien war ein anderes Hauptstück des neuen Lebens die Stellung zur Burschenwelt. Der Fuchs mußte sich doch entscheiden, ob er einer Korporation sich anschließen wollte, — für mich konnte nur die Kuronia in Frage kommen, — oder ob er als „Wilder“ leben wollte. Die Korporationen waren unter Nikolai I. und dem Minister der Volksaufklärung Uwaroff verboten. Bei der Immatrikulation nahm der Rektor Versprechen und Handschlag von uns, daß wir keiner verbotenen Verbindung uns anschließen würden. Ich bin weit davon entfernt, meinen Kommilitonen einen Vorwurf zu machen, wenn sie sich trotzdem einer Korporation anschlossen; denn daß die studentischen Verbindungen existierten, war ein ganz offenkundiges Geheimnis, und die Universitätsobrigkeit duldete ganz wissentlich die Übertretung des Gebots, statuierte also gewissermaßen die Gesetzwidrigkeit und tat auch ganz recht daran, denn die Korporationen waren in keiner Hinsicht staatsgefährlich, sondern wirkten in vielen Stücken auf das Studentenleben sehr wohltätig. Aber andrerseits verdient derjenige auch keinen Vorwurf, welcher sich durch ein gegebenes Versprechen gebunden fühlt. Bei mir kamen einige andere maßgebende Momente hinzu. Ich fand in Dorpat nicht eine Schar von Kameraden und Freunden vor, mit denen ich jahrelang auf derselben Schulbank gesessen, die mich hier gleich

in ihren Kreis hätten ziehen können. Sodann hatte ich in Dorpat nicht so sehr wie andere das Bedürfnis, mich an eine Gemeinschaft anzuschließen, um nicht allein zu stehen und zu versimpeln. Ich wurde ja gleich Glied einer mir nahe stehenden Familie und kam dadurch sofort in einen Kreis von Menschen, die mir für Gemüt und Geist gar vieles boten. Endlich wirkte der Trieb in mir, der von klein auf in mich gepflanzt war, die kostbare Zeit ernst und streng zu benutzen. Das korporelle Leben erfordert viel Zeit. Ich meine nicht, daß sie gerade verschwendet werde, aber ich weiß, daß es große Anstrengung kostet, wenn einer zugleich das bunte Burschenleben mitmachen will und doch auch ernstlich den Studien obliegen möchte. Manchen ist diese Anstrengung zu groß, und solche leiden Schiffbruch, wie andere wiederum auch der Gefahr unterliegen, Schiffbruch zu leiden, wenn sie sich auf sich selbst zurückziehen und sich von der Kommilitonengemeinschaft fernhalten.

Infolge solcher Erwägungen wählte ich den Mittelweg, blieb „Wilder", schloß mich aber als solcher den lieben Landsleuten, den Kuronen, an, machte einen Teil ihrer Kommerse fröhlich mit, gewann meine nächsten Freunde in der Korporation, ging andrerseits mit einem Kreise von Theologen um, die zu keiner Verbindung gehörten, nahm lebhaften und aktiven Anteil an reformatorischen Bewegungen in der Burschenschaft (unten hierüber Genaueres) und habe so eine ganz fröhliche und glückliche Studentenzeit verlebt.

Das Studentenleben stand in jenen vierziger Jahren unter drückendem Regiment. Aus der Öffentlichkeit war es, so zu sagen, in die Mauselöcher gedrängt. Die Uniform mit dem blauen Kragen und Mützenstreif und den blanken Knöpfen duldete keinen korporellen Farbenschmuck.

Die notwendigen Kollegia waren vorgeschrieben. Auf den Straßen der Stadt unter dem Schatten der sehr schönen Anlagen auf dem Domberge konnten wir uns bewegen als einzelne, aber jedes Auftreten korporeller Gemeinschaft war undenkbar. Auf dem Lande, jedenfalls in gewisser Entfernung von Dorpat, in Novum, in Mollatz, hier namentlich zu den größeren Kommersen sammelten sich die Landsleute, begrüßt von Böllerschüssen, in der einfachen Halle und freuten sich des Frühlings, in dem grünen Walde plaudernd und singend. Wollten wir in der Stadt des Abends mit Freunden zusammen sein, so war die Zahl bis auf zwölf beschränkt, und wenn nicht alle, so mußten die Namen der Wohnungsinhaber als Kaventen aufgegeben werden, um Unfug, der gar nicht drohte, zu verhüten, und waren wir zusammen, so kam schon vor Mitternacht der Pedell und ersuchte uns auseinander zu gehen, und nur einzelne dieser Sicherheitswächter ließen mit sich verhandeln und duldeten noch ein Weilchen längeren Beisammenseins. In jene Jahre fiel der Abschied des Rektor Neue. Er war der letzte Rektor, den das Professorenkonseil aus seiner Mitte zu diesem Amte wählen konnte. Ihm folgte auf Grund ministerieller Wahl der bisherige Gymnasialdirektor Haffner, ein tüchtiger Pädagoge (als welcher er sich auch später in der Leitung des Rigaschen Stadtgymnasiums bewährte), als Universitätsrektor aber wesentlich nur ein Beamter. Später wurde unter Alexander II. der Dorpater Burschenwelt ein freieres und fröhlicheres Leben gewährt, wurden die Korporationen wiederum öffentlich anerkannt, der Uniformsrock wieder ausgezogen und das Geschlecht aus den sechziger Jahren hat keine Ahnung davon, wie das Burschentum in jener, meiner Zeit, sich in das Versteck zurückziehen mußte.

Trotz alledem war und blieb Dorpat auch in meinen

Studienjahren eine echt deutsche Universität. Die geistige Freiheit hinsichtlich der Studien und auch der geistige Verkehr zwischen mindestens einem Teile der Studentenschaft und einem Teil der Universitätslehrer blieb durch die zeitweiligen Maßregelungen der Universitätspolizei unbehelligt und ungestört. Dorpat war damals noch lange nicht auf die Stufe etwa eines höheren Gymnasiums herabgesunken, wie es die russischen Universitäten damals waren und bis heute sind. Auch in Westeuropa, z. B. in dem doch germanischen England, ist die akademische Freiheit, die Deutschland besitzt, nicht Sitte und nicht bekannt, diese akademische Freiheit, die nur wenig begrenzte Selbständigkeit des Studenten in der Auswahl der ihn interessierenden und ihm wichtig erscheinenden Vorlesungen, der nicht vorhandene Zwang von zeitlich bestimmten Kursen oder semestralen Examinas. Das dem Studierenden überlassene Maß des wissenschaftlichen Fleißes mag ja manchem schwachen Charakter Gefahr und Schaden bringen. Aber Großes kann doch nur aus und in Freiheit geleistet werden; nur in der Freiheit kann ein Jüngling zum tüchtigen Manne werden, und der schwache Charakter wird durch einen Schulzwang auch niemals ein starker werden. Eine Hauptbedingung dafür, daß dem Studenten eine akademische Freiheit gewährt werden kann, ist eine vorangegangene tüchtige Gymnasialbildung. Nur eine solche macht den Jüngling für die akademische Freiheit reif, und wo ein Volk oder Land noch nicht tüchtige Gymnasien hat, da kann es auch nicht entsprechende Universitäten geben, wie in Deutschland, und in gleicher Weise muß die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit wie des wissenschaftlichen Urteils, so auch des sittlichen Charakters minderwertig sein zum Schaden des Staats, der eben dann nur einen relativ kleinen Teil von wirklich genügenden Dienern und Beamten zur Dis-

position hat. Seit einem Jahrzehnt merkt man in Dorpat das sinkende geistige Niveau der Studentenschaft infolge der Russifizierung der baltischen Gymnasien und infolge des Zuströmens von Gymnasiasten und sogar von Zöglingen der geistlichen Seminare aus den inneren Provinzen nach dem nun so umbenannten Jurjew.

Die bitteren Folgen der angedeuteten Zustände in den Gymnasien des Reichsinnern, welche nicht imstande waren einigermaßen gereifte Jünglinge auf die Universitäten zu entlassen, traten nun in den Universitäten im Jahre 1899 öffentlich hervor. Eine ganz eigenartige illoyale Studentenbewegung brach im ganzen Reich aus, nicht gleich in Gewalttätigkeiten sich äußernd, sondern in wohlorganisiertem passiven Widerstand gegen die faktische Universitätsordnung, und nötigte durch wiederholten Ausbruch die Regierung, an umfassendere Schulreformen 1901 Hand anzulegen. (Weiter unten Genaueres über diese bemerkenswerte Epoche.)

Wir kehren ins Jahr 1846 zurück. Es war doch eine goldne Zeit, die ich durchlebte. Es fehlte uns damals nicht an Frohsinn und Heiterkeit. Auf dem Dom sammelte sich ganz Dorpat, wenn das Quartett der Kuronen unter Leitung von Amadeus Matschewsky in der Fliederlaube zwischen Sternwarte und Anatomikum wie ein Nachtigallenchor sang. Am Katharinenabend gingen wir vermummt, wo irgend eine Wohnung erleuchtet war, zu bekannten oder zu fremden Familien zu Musik und Tanz und wohlgedecktem Tisch, und wer die Weihnachtsferien in Dorpat verbleiben mußte, fand immer noch Landsleute und schmückte mit diesen fröhlich einen Christbaum und lachte über die guten und schlechten Witze, welche die Freunde in dem Weihnachtsblatt in Prosa und Poesie zur wechselseitigen Erheiterung handschriftlich herausgaben. Die Einfachheit

des Lebens war unter uns Studenten unvergleichlich viel größer als heute. Ich denke mit einem gewissen Schrecken an die damaligen Restaurationen von Ducko und Gacko (Duckowsky und Gackstätter), wo der alte lahme Kellner auf jeden Ruf nach Messer oder Gabel, oder Brot oder Serviette, immer die eine Antwort hatte: „Wird schon gebratet.“ Ich denke mit Vergnügen an den alten Badstüber Lockus (Lockenberg), dessen stehendes Abendessen für seine Gäste gebratene Kartoffeln mit zwei Koteletten und die großen Pfannenkuchen (Flinsen) mit Strickbeersaft waren. Alles sah schwarz aus, schmeckte aber nicht schlecht, und das Dessert, welches der Alte immer vorsetzte, waren die Klagen über die ausstehenden Schulden alter Häuser, zu deren Einsammlung er manchmal durch die Provinzen reiste. Das Menü, welches gute Freunde in den eignen Quartieren (Burgen) beieinander abends genossen, bestand wesentlich aus Thee ohne Schmand mit Wasserkringeln ohne Butter, wenn nicht ein geistigeres Getränk, z. B. eine Lerche, zur Hand war. Biertrinken wurde erst später Mode. Musso und Schramm existierten damals noch nicht, oder die Blüte des Geschäfts kam erst später.

In das Haus der Geschwister wuchs ich hinein, genoß daselbst die herzlichste Liebe und geistige Anregungen seltner Art. Der Verkehr im Hause war nicht gerade ein großer und bunter, aber es waren treffliche Männer, mit denen ich Gelegenheit hatte dort zu verkehren.

Beispielsweise will ich nur wenige nennen, den Mathematiker Minding mit dem feinen scharf geschnittenen Gesicht und dem heiteren Humor, L. Mercklin, den Professor der Kunstgeschichte und Beredsamkeit, der als solcher bei festlichen Gelegenheiten in der Aula die Reden hielt und immer Interessantes aus dem klassischen griechischen Altertum zu sagen wußte, v. Stein, den Mentor eines jungen

Fürsten Dolgorucki, der in Dorpat studierte, einen vielseitig und feingebildeten Mann, der später zu dem obersten Posten des livländischen Adels zum Landmarschall erwählt wurde, und bis zu seinem frühen Tode in schwerer Zeit dieses Amt bekleidete.

Komme ich nun auf meine Studien, so wandte ich mein Interesse vor allem der Theologie zu. Die theologische Fakultät war im ganzen nicht schlecht besetzt. Aber der Kirchenhistoriker, Prof. Busch, vermochte uns leider in gar keiner Weise zu fesseln. Seinen theologischen Standpunkt will ich kurz durch die Widmung charakterisieren, die er den von ihm herausgegebenen „Evangelischen Blättern“ vorgesetzt hat: „Dem Einigen, Ewigen, Seeligen, Allein=gewaltigen, Allweisen, Gütigen und Barmherzigen Gott, Vater, Sohn und Heiligem Geist, Schöpfer und Erhalter aller Dinge, König aller Könige und Herrn aller Herren, unsrem gnädigsten Herrn und Vater hochgelobet in Ewig=keit, widmet auch den dritten Jahrgang dieser Blätter, die allein Seiner Ehre und der Verherrlichung Seines hoch=heiligen Namens, durch Verbreitung Seines teuren Evan=geliums, geweiht sind, und die allein durch Ihn bestehen, — für die, bis hierher dabei erfahrene, gnädige Durchhilfe, mit gerührtem Herzen dankend und sie derselben aufs neue empfehlend, in tiefster Demut und Anbetung der Heraus=geber.“ Dorpat, am 1. Januar 1834.

Ins Kollegium brachte Busch öfter einen Armvoll theologischer Bücher mit, deren Format und Einband er uns zeigte. In das Innere derselben führte er uns nicht ein. Es lag ja darin vielleicht auch etwas Praktisches. Man sieht ja ganz gern Gestalt und Gesicht eines berühmten Mannes, mit dem täglich umzugehen man nicht Gelegenheit hat. Aber wenn das Äußere alles ist, dann ist's nicht viel. Buschs kritisches Urteil ging nicht weit. K. Hase in

seiner geistreichen Kirchengeschichte nennt Karl den Großen wegen des Sachsenkrieges den Schlächter-Karl. Busch machte ihm das zum schweren Vorwurf, beachtete aber nicht, daß Hase den Ausdruck Schlächter nicht als ein Urteil seinerseits über Karl gebraucht, sondern aus der Formel des Racheeides der heidnischen Sachsen genommen hatte. Ich hörte Buschs Kollegia im ersten Semester treulich, im zweiten ab und zu, im dritten garnicht. Beim Gradualexamen hatte ich das Glück, wie mich ja dieses immer begleitet hat, eine erste kirchenhistorische Frage zu bekommen, an der ich soeben ein rundes Jahr zur Lösung einer Preisaufgabe gearbeitet hatte. So kam ich glänzend durch, denn mir standen bei dieser einen Frage so viel Details zu Gebote, daß Busch garnicht in den Fall kam, etwas zu fragen, und meine Ehre war bei ihm repariert. Von Professor Keil, dem Exegeten des Alten Testaments, konnten wir viel lernen, wenn nur sein Vortrag etwas lebendiger gewesen wäre. Ich muß ihm für viel Anregung und für ein dauerndes Wohlwollen Dank sagen.

Der geistig begabteste und anregendste unsrer Dozenten war Philippi (ein gewesener Jude). Er besaß den glühenden aber nicht fanatischen Eifer eines Proselyten für das Evangelium und verstand es in liebenswürdigster Weise an den wissenschaftlichen Abenden in seinem Hause den kleinen Kreis, den er da um sich versammelte und zu dem ich mit A. v. Oettingen, M. v. Engelhardt, den nachmaligen Dorpater Professoren, J. Lütkens, dem nachmaligen Oberpastor von St. Petri-Riga u. a. m. gehören durfte, zu fesseln und in das Studium der Kirchenväter, eines Tertullian, Cyprian, Origines, Augustin einzuführen. Diese Abende, an deren jedem wir unsrer zwei, einer als Referent, einer als Korreferent, das Werk eines Kirchenvaters oder

einen Teil desselben rekapitulieren und kritisieren mußten, waren von größter Bedeutung für unsre theologische Ausbildung. Der jüngste in der Fakultät war Professor Theodosius Harnack, Vater des nachmals in Berlin wirkenden, durch seinen eminenten Geist hervorragenden aber auch viel bestrittenen Theologen Adolf Harnack. Er lehrte die praktische Theologie, obgleich er eben erst zum Universitätsprediger angestellt war. So fehlte ihm damals noch die Erfahrung, aber seine Vorlesungen waren wissenschaftlich gut durchgearbeitet, und namentlich Liturgik und Homiletik konnten wir gut bei ihm lernen. Meine Lernmethode war die mir gut scheinenden Kollegia genau nachzuschreiben, an den breiten Rand des Hefts einen Auszug zu schreiben und vor dem Examen mir einen besonderen eng geschriebenen Auszug von einigen Quartblättern zu machen, daneben aber jedes wichtigere Fach aus den Lehrbüchern anderer Theologen durchzuarbeiten. Ich mochte nicht in irgend einem Stück in verba magistri schwören.

So sehr meine Erziehung, die häusliche und die portensische mich auf ebenem Wege dem positiven Christentum zugeführt hatte, war doch zugleich auch ein philosophischer Trieb von früh an in mich gepflanzt, und dieser Trieb wurde begreiflicherweise durch den täglichen Umgang mit dem philosophischen Schwager und durch seine Vorlesungen genährt. Ich konnte nicht umhin, neben dem Glauben auch dem Wissen sein Recht anzuerkennen oder, wollen wir lieber sagen, ich mußte in innerer Notwendigkeit neben dem passiven Hinnehmen mir selbst das Recht des eignen Nachdenkens vindizieren, damit ich zu einer wirklichen eignen Überzeugung käme. Ich danke es dem philosophischen System Herbarts, daß es mich am Christentum nicht hat irre gemacht, daß es mich einen so scharfen Unterschied hat machen lehren zwischen dem Gebiet, wo das menschliche

Wissen herrschen darf und herrscht und dem anderen, wo das menschliche Wissen sich bescheidet und dem Glauben des Herzens und des Gemüts Raum gibt. Aber auch für das zweite Gebiet muß das Wort des Apostels gelten: „Seid bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.“ Paulus selbst hat philosophiert, als er das Wort hinschrieb — und hat sich mit solchem Wort in entschiedene Opposition gestellt gegen das spätere Fündlein: „Ich glaube, was unvernünftig ist, oder gerade weil es unvernünftig ist (credo, quod absurdum oder gar: quia absurdum est). Die Unvernunft fragt nach keinem Grunde und gibt keinen Grund, warum etwas geurteilt oder getan ist. Nur die Vernunft urteilt und handelt nach Gründen, und wenn die christliche Wahrheit überhaupt eine Wahrheit ist, so muß sie auf Gründen beruhen, und unser vernünftiger nach Gottes Ebenbilde geschaffener Geist muß die Gründe in gewissem Maße finden können und sich auf dieselben stützen. Auf einer reiferen Stufe als auf der des Studenten möchte ich es so ausdrücken, daß wir, wenn wir über die Kindlichkeit des Glaubens hinübergekommen sind und anfangen nachzudenken über die höchsten Dinge, über unsrer Seele Zukunft und Heil und über das verborgene Gotteswesen und -Wirken, daß wir bei solchem Nachdenken zwingende Gründe finden, den Sprung zu machen aus dem Gebiete des Wissens in das des Glaubens.

Philosophisches Studium blühte in Dorpat in jenen Jahren nicht. Der Kantianer Jäsche, Strümpells Vorgänger, hatte das Interesse dafür nicht geweckt. Seitens der Theologie begegnete die Philosophie, die sich ja auch auf so mancherlei positive und negative einander widersprechende Wege verirrt hatte, begreiflicherweise einem gewissen Mißtrauen. Und darauf ist freilich die Herbartsche

Philosophie niemals ausgegangen, christliche Dogmen beweisen zu wollen, während sie freilich ebensowenig christliche Dogmen befehdet hat. Sie beschränkte sich eben wesentlich auf ihr eignes Gebiet, selbst wenn sie auf religiöse Fragen kam und machte nicht Einfälle in fremde Grenzen.

Trotzdem geschah es, daß Strümpell in den fünfundzwanzig Jahren seiner Dorpater Tätigkeit nur einen verhältnismäßig kleinen Teil seiner Schüler an sich fesselte. Die Masse der Studenten blieb ihm fern, obschon abgesehen vom Inhalt des Vortrags seine mustergiltige Beredsamkeit hätte anlocken können. Einer, der ihn oft hatte reden hören, sagte einmal, daß er niemals einen mangelhaft ausgebauten Satz aus dem Munde Strümpells gehört habe.

Was seine Kollegia anlangt, so ist ja die formale Logik wohl ein notwendiges, wenn ich so sagen soll, Übel. Begeistern kann man sich dafür nicht. Setzen wir neben den Anfang das Ende, neben das erste das letzte, so müssen wir von der Metaphysik sagen, sie ist eine schwere Wissenschaft. In ihrem Namen liegt es schon, daß sie über die Natur und das Natürliche hinaus in ein übernatürliches Gebiet hineingeht. Auch die Philosophie kennt einen Supranaturalismus. Doch greift die Herbartsche Metaphysik nicht eigenmächtig in das Gebiet des Christentums ein. — Man denkt sich oft bei dem Worte Philosophie etwas ganz Absonderliches. Herbart definiert seine Wissenschaft als etwas ganz Einfaches, als eine Berichtigung der landläufigen Begriffe, der menschlichen Vorstellungen und Urteile, die oft eben falsch sind. Wer redet nicht von Sein oder Werden, von der Veränderung, vom Raum, von der Zeit u. s. w. Wer denkt sich aber bei diesen Worten etwas Stichhaltiges? Hier ist eine Hauptaufgabe der Metaphysik, und ich muß gestehen, mir sind Schuppen von

den Augen gefallen, als ich Metaphysik auf der Basis Herbartscher Prinzipien hörte.

Zwischen Logik und Metaphysik, da findet sich Näherliegendes, leichter Verständliches, Genießbareres. Für mein wissenschaftliches Denken und für mein pastorales Wirken habe ich unsagbar Vieles aus Strümpells Herbartscher Psychologie, Ethik und Pädagogik gelernt. Ich kann's ja hier nicht alles aufzählen. Aber wie einfach lösen sich hier uralte theologische Streitfragen, wie z. B. die, ob eine Zwei- oder Dreiteilung des menschlichen Wesens am Platze sei, die Frage nach dem Verhältnis von Seele und Geist und umgekehrt. Wie einfach wird der Irrtum von den verschiedenen Kräften der Seele oder des Geistes beseitigt, und die Erscheinung dessen, was wir Gefühl oder Wollen nennen, aus den ersten Aktionen der Seele, die wir Vorstellung nennen, hergeleitet und erklärt. Wie tief, ideal und schön wird in dieser Ethik das Wesen des sittlich Guten dargestellt, mag auch nicht mit Hilfe eines Prokrustesbettes das Gute als ein Einheitliches, sondern als ein Fünffaches sich herausstellen. Schon der Berliner Karl Immanuel Nitzsch hat in seinem System der christlichen Lehre, in welcher er Dogmatik und Ethik zusammen behandelte, die Prinzipien Herbartscher Ethik mit Erfolg zu Grunde gelegt. Als ich Ethik bei meinem Schwager hörte (das Kolleg war nicht vorgeschrieben) waren wir unsrer nur drei (!) Zuhörer, außer mir ein Theologe aus Polen, Szulc, und der Philolog Kollmann, der nachmalige Direktor des Dorpater Privatgymnasiums, zwei werte Freunde.

Beiläufig bemerke ich, daß mein allererster Versuch schriftstellerischer Tätigkeit in meinen philosophischen Studien einen Anlaß fand. Im Jahr 1849 hatte cand. hist. O. Kienitz gegen meinen Schwager einen Artikel unter dem Titel „Die Universität Dorpat und die Philosophie“ im

„Inland“ veröffentlicht, der eine Antwort erforderte. Ich gab ihm die Antwort in demselben Blatt Nr. 6 zur Verteidigung Herbartscher Philosophie.

Mein philologisches Interesse fand ein wenig Nahrung bei dem Privatdozenten Hansen, der sich einen guten Namen in der Forschung baltischer Geschichte gemacht hat. Er las einmal ein Kolleg über die Völker der Erde, wie sie sich nach ihren Sprachen in größere und kleinere Gruppen teilen. Merkwürdigerweise zog der wissenschaftlich hochverdiente Lektor der lettischen Sprache O. Benj. Gottfr. Rosenberger mich in seine Vorlesungen nicht hinein, aber wohl ab und zu in sein Haus. Dieser Mann hat mit seinen Schriften in der Geschichte der lettischen Grammatik Epoche gemacht. Das merkte ich aber erst später.

Neben den Studien hatte das Leben sein Recht. In verschiedenen Kreisen schlossen wir Kommilitonen uns aneinander, wie uns Sympathie, ähnliche Interessen und Bestrebungen zusammenführten. Man lernt nicht bloß von den Professoren, sondern auch von den gleichaltrigen Freunden im Geistesaustausch. Es waren ungefähr sieben Kurländer, die wir uns in meinem ersten Semester zur Gründung eines Vereins zusammentaten, den wir Dombund mit Beziehung auf die schöne Dorpater Domruine nannten. In der Zahl der lieben Freunde waren die mir nächsten W. Schwartz, nachmals Oberpastor zu Dorpat, K. Chr. Fr. Alberti, nachmals Pastor zu Eckau und Jul. Slevogt, nachmals Oberlehrer zu Petersburg. Der Zweck des Vereins war, sich mit der deutschen Literatur zu beschäftigen, und ich wurde veranlaßt einen Wahlspruch vorzuschlagen und ich wählte die Worte Schillers:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Dort sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Denn in der Fremde stehst du ganz allein,
Ein schwaches Rohr, von wildem Sturm zerknickt.

In meinem Vortrag hatte ich zuvor darauf hingewiesen, wie die Grenzen von Vaterland und Staat nicht zusammenfallen, und inwiefern gerade die deutsche Literatur für uns bedeutsam sei hinsichtlich ihrer Form, d. i. Sprache, und ihres Inhalts, ihres Gehalts, wie uns in derselben vor die Augen trete das umfassende Streben des deutschen Volkes nach Wahrheit und Wissenschaft und nach einem Christentum der geistigsten und tiefsten Art und nach der schönsten Gestaltung des Familienlebens, und wie dieses alles auch in der Sprache sich ausdrückt, die vor vielen anderen europäischen Sprachen den Vorzug der Unvermischtheit hat und daher so rein den Charakter gerade deutschen Denkens, Fühlens und Wollens ausdrückt. Unsre Vereinsabende waren uns eine Reihe von Semestern hindurch ein Band der Freundschaft und eine Quelle edler Freude. Poetische Versuche und allerlei Vorträge teilten wir einander mit und kritisierten dieselben. Beispielsweise nenne ich von meinen Beiträgen zu jenen Abenden einen Aufsatz über ein rheinländisches Volkslied, welches mir als das mutmaßliche Urbild und Vorbild erschien, wonach Goethe seinen Erlkönig gedichtet, und eine kleine Abhandlung über das Wesen des lettischen Volksliedes und die lettische Metrik, welche später im Magazin der lett. lit. Gesellschaft gedruckt wurde. Außerdem mag noch ein Lied hier Raum finden, dessen Entstehung mit der Gründung unsres Vereins in Zusammenhang steht:

Der Dom zu Dorpat.

(13. April 1846.)

Aus der grauen Vorzeit fernen Tagen
Sieht zu Dorpat einen Dom man ragen;
Wie ein Wächter steht er treu und stark
Deutschen Herzen an des Nordens Mark.

Längst verstummten heil'gen Lieds Gesänge
In den hehren Hallen und der Orgel Klänge,
Nur die Trümmer reden laut und wahr,
Und es lauscht dem Wort der Enkel Schar.

Trotzend all dem wilden Sturmeswüten,
Unter Schnee, wie unter Lenzesblüten:
„Wahrt," so ruft der Trümmer Herrlichkeit,
„Deutsche Treue und Beständigkeit."

In der Erde Grund die Wurzeln webend,
Zu dem ew'gen Licht des Himmels strebend,
Ruft des Wunderbaues hehre Kraft:
„Hegt im Geist tief deutsche Wissenschaft."

Aus den schlanken Pfeilern, aus den Bogen,
Die sich kühn hoch durch die Luft gezogen,
Reden Steine uns in mächt'gen Tönen
Von der deutschen Kunst, der hohen, schönen.

Und wenn nun der Lenz die Erde wieder
Reich mit Blüten schmückt, wenn laute Lieder
Vöglein rings aus jungem Schatten singen,
Um dem Schöpfer Preis und Dank zu bringen.

Wenn aus tiefem Tal die Glocken schallen,
Sonnenstrahlen mild ins Herz uns fallen,
Linde Lenzeslüfte uns durchwehn,
Und wir jene Tempeltrümmer sehn:

Dann erklingt aus heil'gem Dom uns leise
Dieses Wort in wunderbarer Weise,
Mahnend an der Väter deutschen Glauben:
„Laßt nicht Gott euch aus dem Herzen rauben."

In den obigen Worten spricht sich die Stimmung jener Zeit aus. In jenen vierziger Jahren hatte eben die evangelische Landbevölkerung namentlich Livlands (Letten und Ehsten) infolge von Mißwachsjahren trügerischen Hoffnungen sich hingegeben, als ob durch Übertritt in die griechisch-katholische Kirche materielle Erleichterungen ihr zu teil werden könnten. Auch in Dorpat sahen wir, wie die ehstnischen Bauern zur Salbung strömten, und wir fühlten, es zögen kritische Zeiten über das baltische Land herauf.

Wir Dombundsglieder machten auch manchen fröhlichen Ausflug. Ein solcher um Pfingsten ging über Camby und das liebliche Hügelland von Heiligensee auf ein Gut in der Nähe von Werro zu einer Familie Tiesenhausen, die mir verwandt war. Die Wanderung mit ihren kleinen Erlebnissen gab Anlaß zu viel Humor, der auch in manchem Gedicht seine bleibende Form fand. In Serrist, am Waldrande auf einem Hügel ward eine junge Eiche gepflanzt, und nicht weniger als drei Musensöhne besangen die Eiche in tiefem Ernst, wie die Zeitlage es in unsren Herzen klingen ließ.

Schwartz und Alberti hatten beide eine hübsche poetische Gabe. Der erstere war unter uns der Weichste, Gefühlvollste und gewann durch seine Milde und Freundlichkeit später als Seelsorger die Herzen seiner Gemeinde. Alberti besaß einen famosen Humor und schlagfertigen Witz, der auch einmal derb werden konnte. Ohne ein Wort zu reden vermochte er nur durch die Bewegung einiger Gesichtsmuskeln eine ganze Gesellschaft zum herzlichen Lachen zu bringen, und doch fehlte es ihm nicht an tiefem Ernst, wie sich ja ein ernst strebender Charakter nicht selten mit dem Sinn für Scherz und Fröhlichkeit verbindet.

Noch einen dritten aus der Zahl der mit heiterem

Mut nach Serrist wandernden Kommilitonen muß ich nennen. Es war O. v. Duhmberg, ein weitläufiger Vetter von mir, der mit den Tiesenhausens eben auch verwandt und befreundet war. Er war Mediziner, und als ich nach Dorpat kam, schon ein ganz altes Haus. Als ich Dorpat verließ, hatte er sein Examen noch immer nicht gemacht. Die Ursache war aber nicht Faulheit, sondern zu einem Teil gerade ein sehr lebhaftes vielseitiges Interesse und eine Lust, die Bildung seines Geistes überallhin zu erweitern. Durch seine vielfachen Kenntnisse und seinen ehrenwerten Charakter war er ein beliebter Gast in vielen Professorenfamilien. Alle Menschen waren ihm gut. Aber das Examen verzögerte sich, und ich war bereits in Amt und Würden, als die Professoren der Fakultät endlich anfingen bei einem Glas Thee sich mit ihm so zu unterhalten, daß sie zum Schluß ihm sagen konnten: „Lieber Duhmberg, Sie haben Ihr Examen gut gemacht.“ Da geschah es denn, daß er sich auch eine Lebensgefährtin wählte; es war eine Tochter des Serristschen Hauses. Er zog mit ihr als Arzt in die Goldwäschereien des südlichen Altai, wirkte nachher als Arzt in Barnaul und verbrachte seinen Lebensabend im heimatlichen Dorpat. Wenn auch die freundschaftliche Korrespondenz, wie das leider so oft aus Mangel an Zeit geschieht, seltner werden mußte und aufhörte, hat unsre Freundschaft doch gedauert, so lange O. v. D. lebte.

Einen anderen Verein muß ich erwähnen, dessen Glied ich in späteren Semestern wurde. Dieser wollte den allgemeinen wissenschaftlichen Geist pflegen, und es sammelten sich hier allwöchentlich Studenten aller Fakultäten, aller Korporationen und Provinzen. Die maßgebenden Persönlichkeiten waren hier unter anderen der scharf kritische K. Schirren, nachmals Professor der Geschichte in Dorpat, dann in Kiel, und der milde, tief angelegte Karl Behm,

der nachmalige „geistliche Vater“ Emil Frommels. Hier wurden historische, philosophische, theologische Vorträge gehalten und besprochen. Mich bewegte damals der Vorwurf, der dem Christentum gemacht wurde, daß es eine Glückseligkeitslehre sei, also mehr der Erreichung niedriger, als idealer Ziele diene. Das bewog mich, das Evangelium gegen solche Anklage auf Eudämonismus durch eine Abhandlung in Schutz zu nehmen, und eine andere Arbeit bekämpfte das Duell auf dem Grunde christlicher und Herbartscher Ethik.

Diese letztere Arbeit wuchs aus der großen Bewegung heraus, welche nach der Mitte der vierziger Jahre durch die Dorpater Studentenschaft ging, nachdem einige wenige, unter diesen namentlich der Theologe Karl Hesselberg aus Kurland, den Mut gehabt hatten, öffentlich das Duell als Satisfaktionsmittel zu verwerfen. Diese ersten waren so allgemein geachtete Charaktere, daß die Korporationen sich nicht anders zu helfen wußten, als sie für „verrückt“ zu erklären, weil sie die Betreffenden in Bann und Acht nicht tun mochten. Den wenigen ersten folgten eine Menge anderer, deren Zahl über einhundert stieg, und das war damals ungefähr der sechste Teil der Studentenschaft. Die Frage, wie eine Regel und Ordnung über die Bewahrung studentischer Ehre und wie ein passender allgemein giltiger Modus der Satisfaktionsbeschaffung gefunden werden könnte, wurde brennend. Es erschien notwendig, den allgemeinen Comment umzuarbeiten, und da die Studentenschaft damals noch eine einheitliche und gleichartige in Sitte und Gesinnung war, was sie heute nicht mehr ist, so sah sich der Chargiertenkonvent für berechtigt und verpflichtet an, auch die Wilden in der Form heranzuziehen, daß diese Sektionen bildeten, Chargierte wählten, denen Mitberatungs- und Stimmrecht auf dem erweiterten Chargiertenkonvent ge-

währt wurde. Die Antiduellanten bildeten damals eine Sektion, welche nicht ausschließlich, aber wohl in der Mehrzahl aus Theologen bestand und deshalb, wie auch infolge ihrer christlichen Prinzipien den Namen sectio divina bekam, mit dem wir übrigens zufrieden sein konnten. Eine Zeitlang war ich zum Vertreter derselben erwählt worden und machte die Verhandlungen über den neuen allgemeinen Comment eifrig mit.

Mein Streben war, den Antiduellanten Freiheit und gleiches Recht mit den Duellanten zu verschaffen, wenn doch das Duell dem Beleidigten eine wirkliche Herstellung seiner Ehre nicht gewährt und an sich ebensowenig den Beleidiger ohne weiteres als einen Ehrenmann hinstellt. Sodann suchte ich dahin zu wirken, daß für die mündliche Satisfaktion beim Ehrengericht eine inhaltreichere Formel gefunden werde, als die bis dahin übliche: „Ich nehme zurück.“ Man verteidigt diese Formel und sieht in ihr eine völlige Aufhebung der geschehenen Beleidigung, eine völlige Nichtigkeitserklärung dessen, was der Beleidiger getan. Wenn der Beleidiger in diesem Sinne seine Erklärung auffaßt, wenn er imstande wäre, damit das Geschehene ungeschehen zu machen, so wäre ja das gewiß genügend, und mehr könnte nicht verlangt werden. Aber die Sache liegt ja eigentlich ganz anders. Niemand ist imstande ein Wort oder eine Tat und eine dadurch zugefügte Kränkung wirklich zurückzunehmen und ungeschehen zu machen, und am allerwenigsten durch das magere Wort: „Ich nehme zurück.“ Einzig und allein der Gekränkte und Beleidigte kann das verletzende Wort oder die verletzende Tat wegschaffen, indem er sie als eine solche nicht mehr ansieht, indem er sie vergibt und vergißt. Ob er dazu sich veranlaßt sieht durch die Zurücknahme seitens des Gegners, hängt ja freilich von dem Belieben und der Sitte

ab. Es gibt ja in der Welt auch Papiergeld, und wir nehmen es für Silber und Gold, obschon es weder Silber noch Gold ist. — Wenn ich obige Gedanken damals den Kommilitonen aussprach, so war es psychologisch merkwürdig, wie ehrenwerte Leute, mit denen ich Abende und Nächte lang über solche Fragen debattierte, es für ehrenrührig hielten, der einfachen Zurücknahme einer übereilten Äußerung oder Tat etwas mehr hinzuzufügen, was auch nur entfernt wie eine Bitte um Verzeihung aussehen konnte. Ich bin überzeugt, daß damals ein schwieriger Punkt, ein innerer Widerspruch weder recht zur Erkenntnis kam, geschweige denn gelöst wurde und vielleicht bis heute ungelöst geblieben ist. Einerseits nämlich galt und gilt es bis heute, daß dem Spruch des Ehrengerichts Folge geleistet werden muß, daß ein Ehrengericht Unterwerfung unter seinen Spruch muß erzwingen können. Gut, aber das Erzwingen hat doch auch seine Grenzen; der Betreffende muß nämlich eben willig sein sich zwingen zu lassen, er muß eben zu einer fest geschlossenen organisierten Gemeinschaft sich zuzählen. Andrerseits ist jede sittliche Tat ihrer Natur nach eine freie, auf dem eignen Willen beruhende, daß sie füglich niemals durch einen fremden Spruch erzwungen werden kann. Ist die „Zurücknahme" einer Beleidigung eine erzwungene, und nicht aus eigner zustimmender Überzeugung hervorgegangen, so ist sie von ethischem Standpunkt angesehen, absolut wertlos, und der Beleidigte kann mit ihr oder ohne sie hinsichtlich Wiederherstellung seiner Ehre zufrieden sein, wenn er den Spruch des Ehrengerichts, welches die Gemeinschaft vertritt, doch ansehen kann und muß als einen Ausdruck dafür, daß die gleichgesinnten Freunde seine Ehre nicht für verletzt achten. Ist aber die Zurücknahme der Beleidigung ehrlich gemeint und wirklich beabsichtigt, dann dürfte es auch keine Schwierig-

keit haben, die Ehrenerklärung in inhaltreichere Form zu fassen. In späteren Jahren hat der Gedanke, den ich damals verfochten, eine gewisse Anerkennung erfahren, und die Satisfaktionsformel seitens des Beleidigers hat in Dorpat ein wenig mehr Ähnlichkeit mit einer Entschuldigung erhalten.

Natürlich wurden die Desiderien der sectio divina nicht alle genehmigt und mögen auch in manchem Stück zu weit gegangen, zu idealistisch gewesen sein. Aber ein Großes wurde auf jenen Verhandlungen und bei jenen Kämpfen erreicht, die Gegner des Duells gewannen eine geachtete Stellung in der Burschenwelt, und ich selbst erlebte es noch, daß liebe Freunde von mir, Korpsburschen, ja Korpschargierte offen sich zu den Antiduellanten zählten. Es fehlt mir das Material und ich bin nicht berufen eine Geschichte der studentischen Ehrengerichte an dieser Stelle zu schreiben, aber ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen, und die Ehrengerichte sind nicht wieder außer Wirksamkeit getreten, und haben immer Gelegenheit gegeben, einen Weg zur Wiederherstellung der eignen Ehre zu finden, ohne sich dem Zufall auszusetzen das Leben eines Kameraden zu gefährden oder zu verderben, oder das eigne, worüber ihnen das Dispositionsrecht vor Gott und Menschen nicht zusteht. Es ist gewiß, daß Sitten oder Unsitten, die im Laufe von vielen Jahrhunderten sich eingewurzelt haben, nicht in Jahrzehnten aus der Welt geschafft werden können. Da aber alles seine Zeit hat, wie Salomo sagt, bin ich überzeugt, daß über kurz oder lang die Zeit ablaufen wird, wo man sich auf die Mensur stellt, um seine sittliche Ehre herzustellen. Mut, auch Todesmut, Körperkraft und Geschick auch in der Waffenführung ist des Mannes würdig, das ist unzweifelhaft, aber ob dieses alles geeignet ist, ein Beweis zu sein für Anständigkeit der Ge-

sinnung, das ist's, was in Frage steht oder vielmehr es ist nicht fraglich, daß hier das Duell ganz unwirksam bleibt.

Die beiden letzten Semester meines Quadrienniums nahmen mich zu einer besonderen Arbeit in Anspruch, zur Lösung einer Preisaufgabe, die die theologische Fakultät gestellt hatte. Das Thema „die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte nach historischer Methode zu prüfen und gegen Ferd. Baurs und seiner Schule Zweifelsgründe zu verteidigen" zog mich an, da schon in Untersekunda zu Schulpforta unser damaliger zweiter Religionslehrer, der mit uns die Apostelgeschichte griechisch las und ungemein interessant interpretierte, dieses Buch mich lieben und ehren gelehrt hatte als die älteste Urkunde christlicher Kirchengeschichte. Als ich im Dezember 1848 in die Weihnachtsferien nach Neu-Autz reiste, und mein Vater mir bis Mitau entgegengekommen war, geschah es uns, daß beim Herausfahren aus der Stadt am stockfinsteren Abend ein Wegelagerer meinen Koffer vom Wagen hinten abschnitt. Dergleichen fürchtend, ließen wir anhalten und fanden das Unglück bereits geschehen. Die Klage des Kutschers nur um den zerschnittenen neuen Strick erregte unser Lachen bei dem tragischen Verlust. Den Koffer bekamen wir darnach zurück, erfreulicherweise mit allen Büchern über die Apostelgeschichte aus der Dörptschen Bibliothek. Nur die Kleider hatte der Dieb mitgenommen.

Am 12. Dezember 1849 hatte ich die Freude die goldne Medaille für die Arbeit zu erhalten. Ein größerer Gewinn war mir aber die Arbeit selbst zwölf Monate hindurch auf dem mir bis dahin doch fremden Gebiet eingehender Kritik an gelehrten Werken hervorragender Männer, auf dem Gebiet der Exegese, der Erforschung biblischer Sprache und der Erforschung heiliger Geschichte. In denselben Dezembertagen erfolgte die erste Hälfte meines Gra-

dualexamens und ein halbes Jahr später nach Absolvierung der zweiten Hälfte kehrte der „Kandidat“ froh ins Elternhaus zurück.

Auf die Dorpater Jahre zurückschauend, bemerke ich nachträglich, daß wir Studiosen, weit davon entfernt, irgend eine, namentlich törichte Politik zu treiben, doch an den Weltereignissen stets lebendigen Anteil nahmen. Die Katastrophe, welche im Februar 1848 den Thron Louis Philipps umstürzte und in Frankreich eine zweite Republik entstehen ließ, die folgenden Revolutionen zu Berlin und Wien, die Bestrebungen des Frankfurter Parlaments ein deutsches Kaisertum aufzurichten, die tollen Kämpfe, die das Schwert des Kronprinzen Wilhelm dämpfte, der Aufstand in Ungarn, während dessen die russischen Garden durch Dorpat zogen, um Österreich aus seiner Verlegenheit zu retten, das alles bewegte auch unsre jungen Seelen und gab uns das Bewußtsein, daß Europa einer neuen Zeit entgegengehe.

IV.

Neu-Autz. Erste geistliche Amtstätigkeit.

1852—1867.

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Einige Sommerwochen des Jahres 1850 konnte ich behufs Erholung und Erfrischung zu einer fröhlichen Reise durchs kurische Vaterland in Gemeinschaft mit einem lieben Kommilitonen, dem cand. chem. Goebel verwenden. Die Equipage gab der Vater, Brot und Nachtquartier wurde überall in Häusern gefunden, die zum Teil dem Elternhause befreundet, zum Teil aber auch ganz fremd waren. Wenn man von der Universität kommt, so hat man noch eine gewisse Unverfrorenheit, und lustige Jugend findet überall offne Türen; da klingt's noch nach in den Herzen:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist unsre Sonne.

Ich habe nicht wenige Reisen in meinem Leben gemacht, aber kaum eine fröhlichere. Das Debüt war, daß

nach der ersten Tagereise eines unsrer beiden Pferde infolge unvorsichtigen frühen Tränkens durch den unerfahrenen Jungen, der die Rolle des Kutschers spielte, in Amboten stocksteif wurde. Dieser Donnerschlag aus heitrem Himmel veränderte unsren Reiseplan. Der vierbeinige Patient mußte Blut lassen und Ruhe haben. Wir griffen nach dem, was sich darbot, nach einem betrunkenen Weber mit einem erbärmlichen Fuhrwerk und mieteten ihn nach Libau. Ich will nur ganz kurz eine Tragikomödie andeuten, die sich unterwegs abspielte vor der Tür eines Pastorats, wo wir in unsrem durchaus nicht fashionablen Aufzuge vor der Thür eine feine aristokratische Gesellschaft fanden und um den Herrn Propst comme il faut zu begrüßen, genötigt waren über den Gartenzaun zu voltigieren. Als wir aus Libau zum Patienten zurückkamen, konnte er sich bewegen, und wir fuhren durch die liebliche Gegend nordwärts nach Hasenpoth und Goldingen. Gastfreunde gab's überall. Es genüge, wenn ich sage, daß wir von Goldingen bis zur Abaumündung den Windaustrom in einem Blockboot (aus einem Baumstamm gehöhlt) hinabfuhren, wobei wir uns wie auf dem Missouri träumen konnten; daß wir in der Stadt Windau in drei Tagen drei Tanzgesellschaften mitmachten; daß wir auf dem weiteren Wege nach Popen und Dondangen umkehren und drei Meilen noch einmal fahren mußten, um eine vergessene Uhr aus dem Gasthof zu holen; daß wir mit dem Leuchtturm-Inspektor zu Domesnäs eine famose Bootfahrt bei Mondschein auf das Meer machten und daß wir endlich, nachdem wir viele gute Menschen und viele schöne Orte, Städte, Flecken, Burgen &c. kennen gelernt hatten, glücklich wieder die Heimat erreichten. Den Reisegefährten sah ich nach langen Jahren in Petersburg wieder, nachdem er im Dienst der Krone weitere Reisen als unsre kleine gemacht hatte nach Transkaukasien

und Persien und an die Küsten des Eismeeres hinter Archangel. —

Für den Herbst war es der Wunsch meiner guten Eltern, daß ich noch auf ein Jahr ausländische Universitäten zur Erweiterung meiner Studien besuchen sollte. Gott fügte es anders.

Die körperlichen Kräfte meines Vaters hatten sichtlich angefangen abzunehmen und die eingehenden Erwägungen führten zu dem Beschluß, daß ich lieber zu Hause bleiben und die Konsistorialexamina machen sollte, um amtlich helfend eintreten zu können. Um Weihnachten erkrankte der 68 jährige an einer Lungenentzündung, und am 2. Januar 1851 stand ich mit der lieben Mutter am Sterbebett des Teuren, dem ich so viel zu verdanken hatte. Meine nun verwitwete Mutter, die den treuen Gatten 23 Jahre überlebt hat, ist bei dem tiefen Gemüte, das sie besaß, eigentlich nie wieder froh geworden. Daß es bei dem jungen Geschlechte anders ist, scheint natürlich. Das volle Leben mit all seinen Anforderungen läßt die Trauer wohl lange nachklingen, aber gibt dem Grame keinen Raum. Mich führten die Ereignisse über alle Maßen schnell in geistliche Amtstätigkeit hinein. Es war selbstverständlich, daß ich in dem Witwenjahr alle Schreibereien führen mußte. Für die kleine Gemeinde war es genug, wenn die Diöcesanen nur jeden zweiten Sonntag zum Circulär kamen. Die dazwischen liegenden Sonn- und Festtage konnte ich doch nicht müßig sitzen, sondern predigte wenigstens und hielt die Liturgie, soweit es dem Kandidaten erlaubt war. Zu all dem war ich um so mehr verbunden, als das freundliche Vertrauen der alten Neu-Autzschen Patronin, Karoline von der Ropp mich noch vor der Bestattung meines Vaters zu seinem Nachfolger berufen hatte. Auch dieses war ein Teil des Segens, den ich von den Eltern erbte, daß ich

um das Amt mich nicht hatte bewerben müssen, sondern daß es mir angetragen wurde. Aber welche Berge von Schwierigkeiten lagen doch vor mir! Ohne alle amtliche Erfahrung, noch garnicht im Besitz der Herrschaft über die lettische Sprache, noch sehr unkundig der Kirchen- und der Landesgesetze, mußte ich plötzlich und fast täglich, wenn nicht amtieren, so doch agieren, mußte außerdem Haus- und Landwirtschaft führen rc. Aber ins Wasser geworfen, lernt man schwimmen. Nach Ablegung der Konsistorialexamina im Februar und im Juni wurde ich meinem väterlichen Freunde und lieben Nachbar Pastor, nachher Propst A. v. Raison zu Groß-Autz zum sogenannten praktischen Jahr zugeteilt, der mir immer mit Rat und Tat treu zur Seite gestanden, wie er es in seiner Jugend von meinem Vater erfahren hatte. Dieses „praktische“ Jahr ist eine heilsame Einrichtung bei uns, die man mit dem Besuch eines theologischen Seminars seitens der Kandidaten in Deutschland einigermaßen vergleichen könnte. Tausenderlei kann der Unerfahrene von dem Erfahrenen hier lernen und zur Selbständigkeit heranreifen. Durch kleine widrige Umstände und fatale Formfehler verlängerte sich mir diese Vorbereitungszeit bis zum Sommer 1851, die mir aber andrerseits auch nützlich wurde, sofern ich Zeit hatte, mich in die religiöse lettische Sprache einzuarbeiten.

Ich muß jene Zeit loben, in welcher den jungen Theologen bei der Wahl durch den Patronat und bei dem Amtsantritt noch durchaus nicht eine Opposition seitens der Gemeinde begegnete. Die patriarchalische Zeit war noch nicht so weit in den Hintergrund getreten, die Landbevölkerung war noch an Subordination und Pietät gewöhnt und hatte noch ein ungestörtes Vertrauen auf die im großen und ganzen nicht ungerechten und nicht harten Gutsherrschaften. Sie hatte sich noch nicht zu der Ein-

bildung aufgeschwungen an der Person und Amtsführung ihrer Pastoren herumzukritisieren, es war noch nicht der nationale Schwindel aufgeblüht, welcher in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts zuweilen gegen die Wahl des besten Kandidaten protestiert, weil er nicht ein geborner Lette sei. Es war endlich damals noch nicht der verneinende Geist mächtig geworden, welcher sich heute nicht bloß über die politische Ordnung und Obrigkeit, sondern auch über göttliche Autorität frech hinwegsetzt. Ereignisse, wie sie in den letzten Jahren vorgekommen sind, z. B. daß ein Bauer auf den Pastor am Altar zwei Schüsse abgibt, um ihn zu ermorden, ohne daß die Spur von einem Anlaß zur Rache vorgelegen hätte, oder daß Pastoren, die nach Recht und Gesetz gewählt und bestätigt waren, schon der Eintritt in die Kirche am Introduktionstage durch eine Bande von Agitatoren und Verführten gehindert wird oder bei ähnlichen Gelegenheiten selbst Tätlichkeiten an den Pastoren verübt werden, während der besser gesinnte Teil der Gemeinde passiv und furchtsam zuschaut, ohne in der entgegengesetzten Richtung zu manifestieren, solche Ereignisse waren in der Mitte des Jahrhunderts ganz undenkbar. Allerdings waren damals festliche Empfänge, Ehrenpforten und Illuminationen, Begrüßungsreden und Beschenkungen ebenso unerhört bei dem Eintritt eines jungen Pastors. Ich meinerseits erlebte nur die stille und vertrauensvolle Freundlichkeit der Gemeinde, die von dem Sohne Ähnliches erwartete, als wie sie vom Vater erlebt hatte, und das war für den Anfänger nichts Geringes, sondern gar Ermutigendes und zu treuem Eifer Anspornendes.

Am 22. Juni 1852 wurde ich feierlich ins Amt eingeführt, nachdem ich acht Tage vorher in Mitau ordiniert worden war. Es war ein eigentümliches seltnes Zusammentreffen, daß die offiziellen Personen bei meiner In=

troduktion mit einziger Ausnahme des Generalsuperintendenten (K. Wilpert), nämlich der Propst Otto Ernst Konrad Bursy, dessen Assistent, der Pastor A. v. Raison und die beiden Patrone K. v. Kleist und Ferd. v. d. Ropp, alle vier die Söhne der Männer waren, welche im Jahre 1827 meinen Vater in Neu-Autz eingeführt hatten — nach einem Zeitraum von 24 Jahren. Ich preise mich glücklich, daß ich ebensowohl in Neu-Autz als auch beim Antritt meines zweiten Amts in Doblen sofort introduziert wurde. Es finden sich manchmal Hindernisse, und der Pastor wird dann erst introduziert, nachdem er kürzere, oder längere Zeit an seinem Orte gewirkt hat. Das kommt mir so vor, als ob eine Trauung vollzogen wird, nachdem die Ehe schon eine Weile bestanden hat, und das ist nicht hübsch.

Der erste Gottesdienst nach dem Introduktionstage, es war der Johannistag, war für mich in zwiefacher Weise bedeutsam. Ich war damals noch ans Konzept gebunden. Auf der Kanzel ließ es sich noch entschuldigen. Das Konzept fiel wenigstens nicht in die Augen, aber die Beichtrede, jene erste mit dem Konzept in der Hand, demütigte mich dermaßen vor mir selbst, daß ich von da ab mich vom Konzept frei machte. An der Stelle muß der Pastor seinen Gemeindegliedern ins Auge sehen können. An demselben Tage stieß ich meinen Kopf an die obere Schlenge der niedrigen Tür, die von der Sakristei durch die dicke Mauer in die Kirche führte. Ohne mein Zutun erfuhr es die Patronin, und als ich das nächste Mal in der Kirche erschien, fand ich eine neue Tür und einen erhöhten Durchgang. Das war charakteristisch für die edle Frau, und deshalb erwähne ich es.

Ich habe oben bemerkt, wie unsre Landgemeinden sich vor einem halben Jahrhundert willig in das Recht und

die Macht des Patronats fügten, durch dessen Wahl ihnen ein Pastor gegeben wurde. Es ist immerhin aber etwas anderes, ob eine Gemeinde ihren Pastor persönlich von Herzen auch lieb gewinnt. Ohnedem ist ein gesegneter Einfluß auf die Gemeinde unmöglich, und es kommt auf eine ganze Reihe von Bedingungen an, die notwendig erfüllt sein müssen, wenn Liebe der Gemeinde zum Pastor entstehen soll. Ich meine die Bedingungen seien folgende, und es scheint mir eigentlich nicht schwer, daß die Liebe der Gemeinde, — ich rede besonders von unsren lettischen Landgemeinden, — zu ihrem Pastor entstehe und bestehe.

Die Letten nannten in alter Zeit ihren Seelsorger „Kirchenherr" (basnizas kungs), daneben aber auch „Lehrer" (mahzitajs). Die erste Titulatur deutet mehr die Amtswürde, die zweite mehr die Amtspflicht an. Gott sei Dank, daß unsre Gemeinden in dem Pastor heutzutage weniger den „Herrn", als den Seelsorger (dwehsełu gans, Seelenhirt) ansehen, obschon zugestanden werden muß, daß die Beseitigung jenes ersten Titels zu einem Teil auch mit dem wachsenden Streben zusammenhängt, sich von Autoritäten loszulösen. Jedenfalls ist es gut, wenn wir Pastoren in der Gemeinde nicht herrschen, sondern dienen wollen, nicht „Herren" sein wollen über den Glauben der Gemeinde, sondern „Gehilfen ihrer Freude". Ein stolzer und hochmütiger Pastor wird sich nicht Liebe und Vertrauen erwerben.

Es kommt auch auf Takt an. Fehlt dieser, so wird auch die berechtigte Amtswürde in die Brüche gehen. Ich war einmal Zeuge, daß ein ganz junger Pastor ein hochbetagtes greises Gemeindeglied „liebes Kind" anredete. Dem jungen Mann war nicht gegenwärtig, was Paulus seinem Timotheus im ersten Brief (Kap. 5, 1 u. 2) schreibt.

Eine andere Gefahr ist, daß der Pastor einmal die Amtswürde so gering achtet, und in seinem Betragen zu dem einfachen Mann kordial wird, ein Mißgriff, den heute dieser und jener vielleicht zu bereuen bekommen hat, ein Mißgriff, der aber in meiner Jugend füglich nicht vorkam. Damals war der Hand- oder Ärmelkuß noch ganz allgemein üblich, und es ist ein Unrecht, wenn man meinen wollte, dergleichen sei entwürdigend oder nur eine sklavische Ehrenbezeugung. Dem älteren Pastor gegenüber sehe ich es als einen Beweis kindlicher Pietät an, der um so mehr wert hat, je freiwilliger er gespendet wird. Erst in den sechziger Jahren sah ich in livländischen Gemeinden den Handschlag als Ersatz für den Handkuß, und heutzutage ist dieser Ersatz auch in Kurland wohl weit verbreitet. Sitten ändern sich, aber sie sollten nicht künstlich geändert werden.

Das Landvolk ist von Natur konservativ, und es ist weise, traditionelle Sitten zu schonen und zu erhalten, wenn nicht gewichtige Gründe dagegen sprechen. Hier ist ein großes Gebiet von Adiaphoris, d. h. von Dingen, die an sich weder verwerflich, noch etwa notwendig sind; sie sind aber dem Volk um der Gewohnheit willen lieb. Nur die Torheit will, vielleicht auf Grund eines falsch verstandenen Gesetzes, vielleicht gar nur nach subjektiver Laune reformieren oder ohne Not uniformieren und verletzt das Gefühl der Gemeinde. Ich fand in Neu-Autz ein uraltes noch aus katholischer Zeit stammendes Beichtgebet vor (der Beichtstuhl wurde darin noch genannt), welches die Gemeinde mit großer Andacht gemeinsam und laut betete, ehe sie an den Altar zur Beichte trat, ebenso ein dreiversiges altes Lied vor dem Hinausgehen aus dem Gotteshause. Ferner sang die Gemeinde den aaronischen Segen halblaut und hübsch mit, wenn der Pastor zum Schluß des Gottes-

dienstes ihn über die Gemeinde anstimmte. Hätte ich hiergegen die Prinzipien liturgischer Wissenschaft geltend machen wollen, so hätte das sicher mehr geschadet als genützt. Mein lieber Universitätskamerad K. Urban gewann die ganze Liebe seiner Rojenschen Strandgemeinde (Filiale von Erwahlen) mit einem Schlage, als er im ersten Gottesdienst ein besonderes dem Leben der Fischer angepaßtes altes Kirchengebet nach der Predigt zu beten wußte. Das war mehr, als die Leute von dem jungen Fremdling erwartet hatten.

Glücklich ist, wer die Gabe hat schnell mit seinen Gemeindegliedern persönlich sich bekannt zu machen. Nur die können einander lieben, die einander kennen, einander leicht wiedererkennen und wissen und behalten, wodurch des anderen Seele bewegt wird, worin sie ihre Freude oder ihren Kummer hat. Ich habe einmal einen Amtsbruder bewundert, der viele ihm entgegen kommende Kinder beim Gruß mit Namen zu nennen wußte. Wichtiger ist es mit der Volksseele vertraut zu sein. Hat der Pastor diese Vertrautheit, dann ist er der Gemeinde nicht mehr ein Fremder, und es ist merkwürdig, wie rasch sich dann der Mund des Gemeindegliedes öffnet und das Herz sich dem sozusagen schon Wissenden vertrauensvoll mitteilt.

Wenn aber eine Seele sich aussprechen will, dann ist die erste Pflicht des Pastors, daß er zuhört und geduldig ausreden läßt. Es ist ein Unrecht, wenn er meint, keine Zeit zu haben, und ein Unglück, wenn er keine Zeit hat. Manchmal ist's schwer der Weitläufigkeit gegenüber Geduld zu haben, aber das Opfer muß gebracht werden, und für das Opfer wird ihm gedankt werden. Es ist merkwürdig, welche Wirkung es auf eine Seele übt, wenn sie Gelegenheit hat auch nur auszusprechen, was sie drückt und quält. Ich habe es erlebt, wie oft Leute, die vom Seelsorger

Rat und Hilfe suchten, vielleicht aber nach den Umständen weder viel Rat noch viel Hilfe bekommen konnten, erleichtert und erfreut den Pastor verließen, wenn sie nur die Kummerlast von der Seele vermittelst der Rede hatten abwälzen können. Ich mußte dann wohl an die mancherlei Märchen denken, die von dem bösen Zauber erzählen, der gehoben wird, wenn nur das bannende erlösende Wort gefunden ist, und das ist noch ein anderes Wort als das des Trostes, welches der beschwerten Seele von außen gereicht wird.

In dem Obigen habe ich eine Summe meiner Erfahrungen zusammengefaßt, wie ich sie in einem langen Leben gemacht habe betreffs der Gewinnung freundlicher Beziehungen zur Gemeinde. Komme ich nun wieder zurück auf den Beginn meines amtlichen Wirkens, so bemerke ich, daß dasselbe ja zu einem großen Teil seinen Platz im Gotteshause hat.

Die Neu-Autzsche Kirche war 1612 von Herzog Wilhelm, Sohn des ersten kurländischen Herzogs Gotthard Kettler gegründet. Nach ihrer Renovation im Jahre 1849 war es eine der freundlichsten Landkirchen geworden. Damals wurde alles Holz und Schnitzwerk darinnen grau, heller und dunkler mit etwas Vergoldung gemalt. Die Oberlage aus zwei niedrigeren und einem höheren Tonnengewölbe aus Brettern, an deren Grenzlinien geschnitzte Weintrauben hingen an der Stelle, wo Pfeiler fehlten, die zur Abgrenzung dreier Längsschiffe in der kleinen Kirche auch garnicht nötig waren. Hinter und über dem Altar stand auf einem Fundament, dessen Seiten mit geschmackvoll geschnitztem Blattwerk geziert waren, der Heiland am Kreuz mit Maria und Johannes, hiervon links der Hohepriester Israels in Amtstracht, rechts Johannes der Täufer mit dem Lamm auf dem Arm, die Vertreter des alttestamentlichen Priester-

und Prophetentums. Nach oben verjüngte sich der Aufbau, und in einer zweiten Etage standen zwei Gestalten Jesu aus der Leidensgeschichte; darüber das Auge Gottes mit goldenen Strahlen und ganz oben an der Spitze der erhöhte Christus segnend. Die beiden Seiten des ganzen Aufbaues schmückte ein kunstvoll geschnitztes Blattwerk. Der neben dem Altar befindliche für mehrere Personen Raum bietende Kirchenstuhl hatte über dem Dach Vertreter der oberen Himmelsgemeinde, Engel, einen mit der umgekehrten Fackel, eigentlich ein heidnisches, nicht ein christliches Symbol; der Kirchenstuhl hing mit der Kanzel insofern zusammen als an der Brüstung beider, durch zierliche Säulchen getrennt, die Figuren der zwölf Apostel standen, ein jeder mit seinem Attribut. Zwischen Stuhl und Kanzel war der Eingang aus der Sakristei in die Kirche und über diesem das Wappen der Familie Nolde und das der Buttler. Denn ein Christopher Ernst v. Nolde, verheiratet mit einer Buttler, hatte als Erbherr von Neu-Autz dieses Schnitzwerk der Kirche gestiftet. Die Kanzel wurde von einem Moses getragen, der in der einen Hand die Gesetzestafeln, in der anderen den drohenden Stock hielt. Auf den Kopf hatte ihm der sinnige Künstler ein kleines Kissen mit Troddeln gelegt, damit die Last ihn nicht zu sehr drücke. Für ein ästhetisch gebildetes Auge mochten die Figuren aus der heiligen Geschichte zu kurz und untersetzt geraten sein, aber die anderen reichen Zierate waren tadellos gefertigt und bezeugten die Blüte der Holzschneidekunst, die vor 200 Jahren im baltischen Lande muß gepflegt worden sein, wie man das auch noch in vielen anderen Landkirchen sieht. Wie geschmacklos sind dagegen Schnitzereien aus dem Ende des 18. und aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts in anderen Kirchen.

In den Anfang meiner Amtszeit fiel die Vollendung der

ersten Orgel für unser Gotteshaus. Ich bemerke das hauptsächlich um des Segens willen, der mir vor die Seele trat, als ich an einem Sonntagnachmittag durch eine Hauskollekte in etwa 60—80 Wohnsitzen 150 Rubel zusammenbrachte, während kaum die Hälfte davon nötig war, um dem Orgelbauer den Schuldrest auszuzahlen. Wendet man sich an jeden einzelnen mit der Bitte um eine Kleinigkeit, so kommt viel zusammen. Die kleine Gabe wird dem Geber nicht schwer, und jeder Geber reißt zehn andere mit sich; Hauptsache ist, daß eine Gemeinde ihr Gotteshaus um so mehr lieb hat und wertschätzt, je mehr sie selbst auch Opfer für dasselbe gebracht hat. Bei jener Hauskollekte für unsre Kirche beteiligten sich sogar drei Juden, ein Hausierer, ein Schneider und ein Branntweinbrenner, der letztere mit der hübschen Motivierung, daß er in Littauen Wohltätigkeit von Christen für Synagogen erlebt habe und sich verpflichtet fühle für die Christen etwas zu spenden, unter welchen er jetzt seinen Erwerb finde.

Ich bemühte mich bald die lettischen Predigten nicht mehr wörtlich aufzuschreiben, sondern nach einer Disposition möglichst frei zu reden. Man streitet darüber, was besser sei, ob nach einer Disposition frei zu sprechen oder alles genau auszuarbeiten und auswendig zu lernen. Im letzten Fall kann die Gefahr eintreten, daß das auswendig Gelernte nicht aus dem inwendigen Herzen zu kommen scheint. Im ersten Fall ist die Gefahr, daß man im Moment nicht des passenden Ausdrucks, nicht der angemessenen Form für seinen Gedanken habhaft werden kann. Es gibt vielleicht einen Mittelweg, daß man nämlich an wichtigen Stellen sich auch des passenden Ausdrucks zuvor versichert. Soviel steht jedenfalls fest, daß eine Rede um so wirksamer sein wird, je mehr der Redende sie unmittelbar aus dem Herzen quellen lassen kann, selbstverständlich nach vorhergegangener ein=

gehender gewissenhafter Präparation und Meditation. Als ich erblindend weder etwas Aufgeschriebenes noch den biblischen Text lesen, also mein Auge nur der Gemeinde zuwenden konnte, habe ich um so eher ein anerkennendes Urteil von einfachen Leuten über meine Predigten zu hören bekommen.

Es ist unzweifelhaft, daß über des Pastors Predigten immer geurteilt wird. Das Urteil wird aber nicht immer laut. Es wäre gut, wenn der Pastor öfter Urteile über seine Reden zu hören bekäme, seien es lobende oder tadelnde, denn er könnte viel daraus lernen. Manchmal sind die Küster der Mund der Gemeinde. Ein solcher pflegte nach jeder Predigt seines Pastors eine von drei Zensuren zu erteilen, entweder hieß es: „Das war ein schwerer Text!" Dann war die Predigt nicht besonders gewesen. Oder: „Gott hat geholfen", dann war sie leidlich gewesen, oder: „die Predigt hat mich erbaut". Dann war sie gut gewesen. Mein alter Küster war für die Kürze, und ab und zu warnte er mich mit Salomo (Pred. 12, 12): „Viel Predigen macht den Leib müde." Ein anderer Küster hat von seinem Pastor gesagt: „Die Predigten sind wohl sehr lang, aber der Inhalt ist verzweifelt kurz."

Vor fünfzig Jahren umfaßte die Funktion eines Pastors auch manches nicht eigentlich Geistliche, was zum Teil auch heute noch dem Landprediger obliegt, zum Teil aber auch heute von den Leuten selbst wohl durch andere Helfer besorgt wird. Aber dergleichen war immerhin ein Band zwischen Pastor und Gemeinde. Damals ging z. B. die Korrespondenz der Bauern wesentlich durch des Pastors Hand. Damals waren wir die Briefschreiber und die Briefvorleser für den Bauer, und die Korrespondenz beschränkte sich namentlich auf die Nachrichten und Geldsendungen seitens der Familie an die im Soldaten=

dienst stehenden weit im Reiche zerstreuten Söhne, Brüder ꝛc. Die eingelaufenen Briefe machten wir Pastoren von der Kanzel hinsichtlich der Adressen bekannt. Wären wir nicht die Vermittler gewesen, so wären die Briefe selten an die Adressen gekommen und viele Gelder wären verloren gegangen. Jetzt schreibt der Bauer selbst, und die Postämter sind im Lande viel zahlreicher geworden, daher leichter erreichbar, und der Postdienst ist geregelter. Trotzdem laufen die Briefe noch jetzt vielfach unter der Adresse des Pastors ein. Er gilt als Vertrauensperson.

Ein zweites war das Abonnieren auf lettische Zeitschriften; die eingelaufenen Blätter wurden für die betreffenden Personen in die Sakristei mitgenommen und nach dem Gottesdienst an diese ausgeteilt. Als allmählich die lettische Presse umfangreicher wurde und mehr einen weltlichen Geist hatte und verbreitete, da verschrieb das weltlich gesinnte Gemeindeglied dergleichen Blätter auf eigne Hand und umging den Pastor oder fand bei ihm keine Vermittlung einer minder empfehlenswerten Lektüre.

Ein drittes war die Vermittlung geistlicher Bücher. Der Bauer suchte und fand beim Pastor Bibeln, Neue Testamente, Gesangbücher, Katechismen, auch Schulbücher ꝛc. Heutzutage findet er das wenigstens zu einem Teil bei fliegenden Buchhändlern, Kolporteuren, in den jetzt überall im Lande befindlichen kleinen Handlungen und beim Schullehrer, wessen der Schüler bedarf.

In meiner kleinen Gemeinde habe ich daneben eine lettische Leihbibliothek gründen können, wie sie damals namentlich auch durch Anregung seitens der lettisch-literärischen Gesellschaft in vielen Gemeinden entstanden; die Bücher wurden sonntäglich in der Sakristei wieder getauscht und ich war nicht der einzige, der in dieser Art das geistige Leben einer Gemeinde fördern konnte. In dem letzten

halben Jahrhundert ist unser Landvolk um gar vieles selbständiger geworden und damit auch den Einflüssen des Pastors mehr entwachsen. Es waren damals nur wenige Jahrzehnte seit Aufhebung der Leibeigenschaft verflossen, die ältere Generation hatte die Zugehörigkeit zur Scholle (ad scriptio glebae) noch in den Gliedern, und es wagte mancher Alte damals kaum sich über die Grenze seiner Gutsgemeinde hinaus. Ein alter Mann wünschte von mir seinen Taufschein; es stellte sich heraus, daß er vom Nachbarspastor getauft war. Ich riet ihm in das keine halbe Stunde von seinem Wohnorte entfernte Pastorat zu gehen und sich das Dokument zu holen. Er antwortete kleinmütig: Kann man den Wind mit der Faust fassen? So mußte ich hinschreiben. Ein ähnliches Beispiel wie damals der Lette noch deutscher Hilfe und Autorität bedurfte, kam in Ronneburg (Livl.) vor. Ein Mann will ins Pleskausche oder Witebskische auswandern. Pastor E. Sokolowsky antwortet ihm: „Was willst du da machen, wie willst du da leben? Dort hast du keinen deutschen Pastor, keinen deutschen Gutsherrn, keinen deutschen Arzt, keinen deutschen Schreiber, — du bist ja dort verloren.“ Der Mann kratzt sich hinter den Ohren und gibt sein Auswanderungsgelüste auf. Heute sind das tempi passati.

Heutzutage wird der Pastor sehr häufig von dem Letten ins Haus geladen zur Vollziehung von Taufen, Trauungen, Beerdigungen 2c. Damals konzentrierten sich die Amtshandlungen wesentlich Sonntags in der Kirche. Ich muß hier die heikle Frage der Accidentien berühren. Die heilige Schrift bietet uns zwei Gesichtspunkte für diese Frage, das eine Mal sagt der Herr: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch, das andere Mal: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Hieraus scheint zu folgen: Accidentien wären nicht zu fordern, und mir persönlich

gefällt nicht, wenn in anderen Ländern gesetzlich das Accidens fixiert ist und dann etwa wie eine Schuld berechnet wird. Ich halte es für einen Segen, wenn die Gemeinde das Accidens nach dem Maße des Vermögens in freier Liebe und Dankbarkeit für empfangene Dienstleistung gibt. Dann erfreut die Gabe, mag sie groß oder klein sein, verdient Dank und hat weder für den Empfänger noch für den Geber etwas Bittres oder Peinliches. Der Lette hat einen hübschen Ausdruck für das Accidens wenigstens früher gehabt, nämlich die Bezeichnung leeds, d. h. eigentlich Blüte, in zweiter Linie aber Gegengabe. Der Lette braucht das Wort auch für Opfer, die er einst den Göttern gebracht, die er zum Dank in Genesung spendende Quellen geworfen, oder auch für die kleine Gegengabe, die in ein Gefäß gelegt wird, worin man irgend ein Geschenk erhalten. Ein solcher Ausdruck bezeichnet das Gefühl der Volksseele gar poetisch, wo wir recht trocken das Wort Accidens brauchen und an den Groschen denken.

Der Pastor macht allerlei Erfahrungen beim Empfange von Accidentien, welche auch humoristisch sein können, und es ließen sich Typen zeichnen wie die den Pastor Honorierenden sich benehmen. Der einfache Mann gibt seine Gabe arglos und unbefangen. Ein Herr reichte mir einst nach einer Amtshandlung drei rote Scheine, welche er wie Spielkarten in der linken Hand hielt, um mich nicht in Zweifel zu lassen wie hoch er meine Mühwaltung wert schätze. Einen solchen Fall habe ich übrigens nur einmal erlebt. Ein anderer Herr, dem es peinlich war selbst mir etwas dergleichen zu überreichen, pflegte seinen Diener regelmäßig ans Ende des Parks zu schicken, wo dieser dann, wenn ich wegfuhr, aus dem Busch sprang, meine Pferde erschreckte und mir ein Kouvert überreichte, wieder ein anderer pflegte sich in Verlegenheit und hin her zu

drehen, bis es ihm endlich glückte, hinter seinem eignen Rücken das Accidens scheinbar heimlich auf den Schreibtisch zu deponieren. Niemals werde ich vergessen, was ein lieber Nachbar in meinem ersten Amtsjahr mir sagte. Er gab mir ein Goldstück und setzte mich in Verlegenheit. Ich schämte mich, von einem Freunde etwas zu nehmen, er erwiderte, „nehmen Sie, lieber Pastor, ohne Bedenken, wenn sie von Ihren Freunden nicht nehmen, — Ihre Feinde geben Ihnen gewiß nichts.“ Damit war mein Eis gebrochen.

Die Anmeldung und das Anschreiben der Amtshandlungen geschah vor fünfzig Jahren wenigstens in meiner Gemeinde nur ausnahmsweise in der Sakristei, in der Regel im Pastorat am Sonnabend und gab Gelegenheit zu seelsorgerischem Gespräch und zu einer näheren Befreundung des Pastors mit der Gemeinde. Damals kam auch der Gesindeswirt selbst oder seine Frau, die Hausmutter. Damals war die ganze Einwohnerschaft eines Bauerhofs gewissermaßen eine Familie und kamen gemeinsam zur Feier des Abendmahls. Jetzt nach fünfzig Jahren bilden die Gesindeswirte einen besonderen vornehmeren Stand und die Gemeinschaft mit den Knechten (communio) und deren Familien ist im Hause und in der Kirche leider vielfach gelockert, wenn nicht aufgehoben. Es kommt jetzt vor, daß der Wirt zur Anmeldung einer Amtshandlung eine Dienstperson schickt, vielleicht einen Brief oder Zettel, und an vielen Orten ist die Unsitte eingerissen, daß der Pastor eine Stunde oder länger vor dem Gottesdienst in der Sakristei mit Anschreiben gequält wird, oder es werden ihm Zettel gebracht, die er bei den Fürbitten vielleicht mit Mühe ablesen muß. Wo bleibt da die Möglichkeit zu einem, sei es auch nur kurzen Gespräch mit dem Gemeindegliede bei dessen trüben oder frohen Familienereignissen, wo

bleibt die Sammlung des Pastors für die sofort nach dem Kanzleigeschäft zu haltenden Reden vor dem Altar oder auf der Kanzel?

Ein segensreiches Mittel, den einzelnen in der Gemeinde persönlich nahe zu treten, waren die winterlichen Hausbesuche. Der Winter wurde zu diesen Fahrten gewählt, weil man da besser durch Wälder und Moräste zu jedem Bauerhofe hinkommen konnte. Der alte, heutzutage fast verloren gegangene Name war Gebetfahrt, weil, als das Volk noch nicht im allgemeinen des Lesens kundig war, es eine Hauptpflicht des Pastors war, die Gebete (pahtari von pater noster, als aus katholischer Zeit stammend) abzufragen, allmählich kam es mehr oder weniger auf eine Kontrolle des Hausunterrichts, auch im Lesen heraus. Der Hausunterricht war damals um so wichtiger, als es damals nur wenige Schulen gab, und war den Müttern wie den Kindern heilsam. Heutzutage hat der Hausunterricht erneute Wichtigkeit dadurch, daß er die Muttersprache pflegt, was wir bei der nun russifizierten Volksschule mehr und mehr mit Schmerzen vermissen. Im Neu-Autzschen lernten damals die Kinder ohne Schulmeister mit wenigen Ausnahmen, so das Lesen, den kleinen Katechismus, das Singen der Kirchenmelodien, da die Gesindesleute Hausandachten hielten und überhaupt gern und viel sangen, wenn auch die Kirchenmelodien etwas verschnörkelt wurden. Heutzutage werden diese Gebetfahrten weniger regelmäßig gemacht, weil bei der anderweitigen Vermehrung der Amtsarbeit durch Revisionen der Volksschulen u. s. w. namentlich in größeren Gemeinden es an Zeit gebricht. Heute werden die Kinder an einzelne passende Orte zusammenbestellt, behufs einer Kontrolle des Hausunterrichts; dieses hat aber für die kleinen Kinder bei rauhem Wetter seine Schwierigkeiten. Die Hausbesuche vor fünfzig Jahren gaben ein

freundlicheres Bild von dem Leben unsrer Bauern als heute. Die Wirtsfamilien lebten damals mit ihren Dienstleuten noch meist in einer großen Stube zusammen. Der Pastor hatte die ganze Hausbewohnerschaft vor sich und um sich. Heute hat der aristokratisch gewordene Wirt sein besonderes Hausende mit mehreren Stuben und besonderem Eingang und kleiner Veranda. Die Dienstleute werden entfernt gehalten und müssen besonders aufgesucht werden, weil es ihnen nicht immer frei steht, die besser eingerichtete Wohnung des Wirts zu betreten. In der Doblenschen lettischen Gemeinde mußte ich vor ca. 15 Jahren stellvertretend das Kind eines Wirts taufen, und derselbe sträubte sich sehr heftig und lange zu erlauben, daß ich nachher in seiner Wohnung das Kind seines armen Badstübers taufte. Da sieht man, wie auch in der niederen Volksschicht soziale Scheidewände und Klüfte entstehen. Horazens Wort gilt auch in dieser Sphäre schon: Odi profanum vulgus et arceo (hassen tue ich das niedere Volk und halte es fern von mir). Der Witz hat jene Gebetfahrten auch Gebet-fahrten genannt, denn die uralte Sitte war es freilich, daß der Pastor bei der Gelegenheit in dem zweiten Schlitten, dem des Kutschers, eine rechtliche Abgabe (von jedem Bauerhof $1/2$ Lof Hafer und einige Pfund Flachs) einsammelte. Die Gemeindeglieder nannten diese Abgabe „Wintergerechtigkeit“ (leemas teesiņa). Es gab auch noch einen anderen scherzhaften Ausdruck für diese Fahrten, nämlich linot, d. h. flächsen, Flachs sammeln. Schon mein Vater hatte einen Anstoß genommen an dieser Art von Steuererhebung und hatte die Gemeinde gebeten, die Abgabe ihm gelegentlich ins Pastorat zu bringen, so hatte ich denn die Freude nicht mehr als Steuereinnehmer die Leute zu besuchen.

Bei Gelegenheit der Hausbesuche erwarteten die Alten

und Kranken von der Hand des Pastors gern das heilige Abendmahl und empfingen es, und ich erinnere mich manches herzbeweglichen Falles bei solchen Krankenkommunionen. In einem sehr strengen Winter fand ich in einem ärmlichen Bauerhof eine sterbenskranke Frau, neben deren Bett ein Pferd angebunden war, weil das Tier in dem elenden Stall in Gefahr war zu erfrieren. Was für ein Kontrast, in der Nähe der unvernünftigen Kreatur zu singen und zu beten und das Sakrament zu spenden. Ein andermal erlebte ich, wie das schwindende Leben durch die Sehnsucht der Seele nach dem Troste des Evangeliums aufgehalten werden kann. Ich mußte zwei Meilen weit zu dem Kranken fahren; ich fand ihn bei vollem Bewußtsein. Kaum war die Handlung geendet, kaum war der Segen gesprochen, so war er entschlafen.

Vor fünfzig Jahren beschränkte sich der Jugendunterricht außer dem, was zu Hause gelehrt und gelernt wurde, auf die paar Wochen der Konfirmandenvorbereitung im Pastorat. Ehe mein Vater hinkam (1827), soll der Konfirmandenunterricht sich dort auf drei Tage beschränkt haben, dann wurde er auf vierzehn Tage verlängert, für jedes Geschlecht besonders, und schon mein Vater ließ die jedesmaligen Konfirmanden ein Jahr zuvor den Kursus als Zuhörer mitmachen. Am Nachmittag kam der Küster, repetierte, nahm biblische Geschichte durch und ließ singen. In einigen Freistunden mußten die Knaben Holz sägen und Holz spalten, damit sie nicht Unfug trieben, und die anstelligen Mädchen wurden in den Freistunden von der Pastorin im Nähen, im Wäscheeinzeichnen und dergleichen unterwiesen. Heutzutage würde ein Anhalten der Konfirmanden zu kleinen Arbeiten als ein Anspruch an Frone angesehen werden.

Mein alter Küster Braun verdient an dieser Stelle eine ehrenvolle Erwähnung. Niemals habe ich eine bravere

Seele im Leben gefunden als ihn. Als ich ins Amt trat, begann er bereits zu altern. Er maß mindestens 6 Fuß und sein Kopf ähnelte einem länglichen Kürbis. Er sprach den breiten preußischen Dialekt, denn er stammte aus Tilsit. Littauisch Blut war nicht in ihm. Den Deutschen ehrte er, auf den Letten sah er herab, doch nicht eigentlich aus Hochmut. Er hatte ein goldenes Herz und teilte seine Armut mit jedem, der bedürftig war. Über die preußische Grenze war er einst geflohen um sich der Rekrutierung zu entziehen. Ehe er Küster wurde, hatte er das Tischlerhandwerk getrieben. Seine Erlebnisse auf den Höfen kurländischer Gutsbesitzer, die er mir manchesmal erzählte, ließen sich durch eines Dichters Hand in eine Novelle umarbeiten. Dreien Pastoren hat er bei den Gottesdiensten geholfen, und als er in meinen letzten Jahren als pensioniert im Hofe Neu-Autz sein Stübchen in dem Hause bewohnte, wo die Hofeswäscherin einen von Latten gebauten Anbau zum Trocknen der Wäsche hatte, pflegte er als ein leidenschaftlicher einstiger Jäger immer noch Hasen zu schießen, indem er sinnreich seine Flinte in den Trockenraum, geladen und mit gespanntem Hahn, auf ein paar dazu im Garten hingelegte Kohlköpfe gerichtet wagerecht aufstellte. Dann wachte er in der Stube am Fenster und wenn er im Mondschein etwas am Kohlkopf sich rühren sah, dann ging er in den Trockenraum, drückte los — auf gut Glück — und gewöhnlich fiel der Hase, dem er anderweitig bei seinem hohen Alter nicht auflauern oder nachgehen konnte. — Zu meiner Amtszeit begann ein frommer und gewandter Glockenläuter, J. Meyer, eine Privatschule zu halten. Derselbe schrieb später ein vortreffliches kleines Büchlein, Kahsu runas (Hochzeitsreden, Mitau bei Steffenhagen), welches zwei Auflagen erlebte und die ganze Ordnung einer Hochzeitsfeier angab, ein Programm der Reihenfolge von Akten und

Bräuchen mit all den kleinen passenden Ansprachen von dem Moment an, wo der Bräutigam mit seinem Gefolge in das Haus der Braut kommt bis zu dem, wo das junge Ehepaar aus dem Elternhaus zur eignen Wohnung abfährt. Das Büchlein war ein Meisterstück durch die passende Vereinigung von Gottes Wort und lebendigem Christentum mit uralter Volkssitte, welche zum Teil gewiß aus dem Heidentum stammte, und ein Meisterstück von feinem, sittlichem Takt, der bei jedem Moment der Feier das rechte Wort zu treffen wußte. Noch in den fünfziger Jahren bekam Neu-Autz eine gute Volksschule, die an der Stelle des Kirchenkruges erbaut wurde. Was die Armenpflege anlangt, so kann ich mit Freuden bezeugen, daß es in der Neu-Autzschen Gutsgemeinde, die sich einer trefflichen Verwaltung rühmen konnte, wohl Arme aber keine Bettler gab. Die Erwerbsunfähigen erhielten, wie damals überall üblich war, außer der Unterstützung aus dem Getreidemagazin Wohnung und Verpflegung bei den Gesindeswirten, sodann eine Geldunterstützung aus der kirchlichen Armenbüchse, deren Ertrag ich nach Beratung mit den Kirchenvormündern verteilte. Innerhalb der Gutsgrenze gingen wohl die Armen auch umher und sammelten kleine Geschenke von wohlwollenden Wirtinnen; über die Grenze hinauszugehen galt als Schande und kam nicht vor. In anderen Gutsgemeinden war's nicht so gut bestellt.

Der junge Pastor bedarf des Verkehrs mit Amtsbrüdern zu seiner Weiterbildung und geistigen Erfrischung. Ich sehe es als ein großes Glück an, daß ich in die Doblensche Diöcese habe eintreten und in derselben bis zum Ende habe bleiben können. Diese Diöcese erstreckt sich von den Ufern der Windau an der littauischen Grenze entlang bis südlich von Mitau und reicht bis ca. 8 Meilen nördlich

von jener Grenze in das Herz Kurlands hinein, liegt so recht mitten im Lande, in der Nähe der Gouvernementshauptstadt, jetzt durch die Mitauer Eisenbahn von Ost nach West durchzogen. Nicht allein wegen der Nähe bei dem Zentrum des Landes, sondern durch anderweitige Fügung Gottes ist's geschehen, daß hier ein ganz besonders geistiges Leben geherrscht hat und noch herrscht. Seit dem Jahre 1841 haben drei Generalsuperintendenten aus unsrer Mitte die kurländische Kirche als Vizepräsidenten unsres Konsistoriums geleitet, Karl Wilpert (Pastor zu Siuxt) bis 1861, Theodor Lamberg (deutscher Pastor zu Doblen) von 1861 bis 1887, wo er pensioniert wurde, Julius Boettcher (Pastor zu Blieden) 1887—1897. Mochte auch jeder dieser drei Männer durch die neue große Lebensaufgabe gedrängt, von dem Amt auf dem Lande sich gelöst und nach Mitau hingezogen sein, so blieb doch das Herz jedes derselben den alten Kondiözesanen zugetan, und das Band des innigen Verkehrs wurde nicht gelockert. Auch wir Pastoren hingen an diesen unsren Häuptern mit treuer Ergebenheit und Freundschaft und das fand seinen scherzhaften Ausdruck bei Gelegenheit von J. Boettchers Amtsjubiläum, wo G. Seesemann-Grünhof uns Doblener als „Sr. Magnifizenz erstes Garde-Grenadierregiment zu Fuß" bezeichnete. Aus unsrer Mitte habe ich vier Assessoren des kurl. ev. luth. Konsistoriums erlebt, Th. Lamberg 1860 bis 1861, Propst H. Seesemann-Grenzhof von 1894—98, Boettcher 1887—88, J. Sakranowicz-Groß-Autz von 1898, zwei Assessoren des St. Petersburger Generalkonsistoriums, die immer auf ein Triennium, aber wiederholt gewählt wurden, erlebt, Propst A. v. Raison-Groß-Autz und H. Czernay-Blieden, sodann von den drei ersten Schulräten, welche Kurland überhaupt gehabt, zwei, J. Boettcher-Blieden (1875—82), und Alex. Bernewitz-Neuenburg von

1896 an; ferner zwei Präsidenten der lettisch-literärischen Gesellschaft, ich selbst hatte die Ehre der eine zu sein (von 1864—95), zu meinem Nachfolger wurde Pastor J. Sakranowicz gewählt. Mein Vorgänger im Präsidium, R. Schulz (1859—64), Pastor der lett. Gemeinde zu Mitau, lebte in so innigem Verkehr mit uns Doblenern, daß wir ihn auch beinahe zu den Unseren rechnen konnten. Außer dieser langen Reihe von Männern guten Namens und bedeutsamer Stellung waren es treffliche Pröpste, die an der Spitze des Sprengels gestanden haben, K. H. Kupffer-Lesten, 1853 bis 1860, A. v. Raison-Groß-Autz, 1860—80, A. Rutkowski-Hofzumberge, 1880—90, A. Bernewitz-Neuenburg, von 1890—93, H. Seesemann-Grenzhof, von 1894 an. Es liegt auf der Hand, welche Fülle von geistiger Anregung von diesen Männern auf uns ausgeübt wurde, wie wir durch dieselben stete Fühlung hatten mit den leitenden Kreisen, mit den maßgebenden Autoritäten, wie wir bequem orientiert wurden über das, was in den oberen Sphären geschah oder geplant wurde, sei es in Hinsicht des kirchlichen, sei es des weltlichen Lebens, und wie wir mehr oder weniger alle zur Mitarbeit herangezogen wurden bei dem, was unser Landvolk oder unser Land anging. Es liegt mir ferne zu meinen, daß in den anderen Teilen des Landes nicht auch viele hervorragend begabte und leistungsfähige Geistliche sich gefunden hätten, aber die weit vom Zentrum Entfernten konnten zu einer Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen im Lande gab, zu den Ämtern, welche eine wenigstens häufige Anwesenheit in der Hauptstadt des Landes erforderten, nicht herangezogen werden, und wenn infolgedessen für solche Ämter Personen in relativer Nähe Mitaus gesucht werden mußten, so wirkte das pädagogisch segensreich auf die Betreffenden. Die Glieder unsrer Diöcese waren nicht klüger geboren als andere, aber es

erwies sich hier die Wahrheit des Dichterwortes: Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.

Zu dem segensreichen Einfluß der Doblenschen Diöcesanen aufeinander wäre es in dem Maße nicht gekommen, wenn nicht schon seit der Zeit der Väter die feste Sitte bestanden hätte, häufige Diöcesan-Konferenzen zu veranstalten. Die Begründung derselben war das Verdienst des Pastors Zimmermann-Hofzumberge (1843—48). Die Frucht dieser häufigen Zusammenkünfte war eine Harmonie und Befreundung der Amtsbrüder, wie sie sich in wenigen oder in keiner anderen Diöcese des Landes so gefunden hat. Dieselben hießen früher und bis vor kurzem Kränzchen, womit der gemütliche Charakter des Beisammenseins bezeichnet werden sollte, aber der Name hat niemals die feste Regel und Ordnung und den Ernst der Arbeit als nicht dazu gehörig andeuten sollen. In meinen jüngeren Jahren kamen wir meist sechsmal im Jahr zusammen, in den letzten Jahrzehnten mindestens viermal. Der Dienstag Nachmittag war der Termin der Zusammenkunft. In der Regel fuhren wir erst den Donnerstag nach dem Frühstück auseinander. Die Pastorinnen hatten keine ganz geringe Mühe ca. 16 Diöcesanen nebst oft hinzukommenden Gästen aus Mitau oder aus den benachbarten Sprengeln Goldingen, Candau, Bauske, für zwei Nächte unterzubringen, wozu noch die minder angenehme Last so und so vieler Kutscher und Pferde kam. Aber trotz der Mühe war es für die Familie des Hauses und die Gäste ein Fest. Die Bewirtung machte jeder nach dem Maße seiner Mittel, und die Hauptsache war jedenfalls immer der Austausch dessen, was die Geister bewegte und eine wirklich scharfe gemeinsame geistliche Arbeit. Der erste Abend war mehr der freundschaftlichen Plauderei gewidmet unter Besprechung neuster Ereignisse und schwieriger Fälle aus dem amtlichen

Leben, wo der eine oder der andere brüderlichen Rat sich einholte. Nach dem Morgengebet des folgenden Tages und der oft hinzugefügten geistlichen Ansprache des Hausvaters begann die Sitzung und dauerte mit nur kleinen Ruhepausen bis zum späten Abend, mindestens 7—8 Stunden lang, oft noch nach dem Abendessen fortgesetzt, ja manches mußte noch auf den letzten Morgen verspart bleiben. Daß der Ernst oft mit köstlichem Humor sich mischte, brauche ich nicht erst zu bemerken. Der Humor und der ernste christliche Sinn stehen ja durchaus nicht in Widerstreit miteinander. Der Humor setzte sich bei uns von dem Tage in die Nacht fort, und vielfachen Anlaß dazu bot dem der Ruhe Bedürftigen das Laster des Schnarchens bei einem Amtsbruder, den in ein ungefährliches Schlafkabinet zu plazieren man versäumt hatte. Leider gab es gewöhnlich mehr als einen Schnarcher und man klassifizierte sie zuweilen als Glaspuster, als Bretterſäger und als Parchentreißer.

Was den Inhalt der Verhandlungen betrifft, so wurden in den fünfziger Jahren vorzugsweise Predigten und Kasualreden (lettische und deutsche) vorgelesen und einer strengen Kritik nach Inhalt und Form unterzogen. Der Hausvater mußte sich immer zuerst opfern und zwar eben mit einer geistlichen Rede. Von der Kritik haben wir jüngeren Pastoren immer außerordentlich viel lernen können. Getadelt wurde immer, gelobt sehr selten, und wenn, dann nur mit ein paar Silben. Späterhin traten die Predigten mehr in den Hintergrund. Seit den sechziger Jahren nahm die kulturelle Entwicklung des lettischen Volks mit ihren mancherlei bedenklichen Erscheinungen auf dem sozialen Gebiet uns mehr und mehr in Anspruch, später die wachsenden Schwierigkeiten für den Fortbestand und das ungestörte Wachsen der evangelischen Volksschulen

und der deutschen städtischen Schulen, wie auch des religiösen und kirchlichen Lebens. Alle diese Fragen standen stets auf der Tagesordnung unsrer Konferenzen und waren immer der Gegenstand von Mitteilungen seitens der an leitender Stelle stehenden Männer und von Beratungen in unsrem Kreise. Dazu kamen, seitdem H. Seesemann 1884 Pastor zu Grenzhof geworden war, theologisch wissenschaftliche Vorträge, namentlich kirchengeschichtliche und exegetische, aber auch dogmatische und ethische Arbeiten fehlten in den letzten Jahrzehnten kaum jemals auf einer unsrer Konferenzen. Ich wiederhole, daß ich es als einen großen Segen erkenne, ein halbes Jahrhundert lang an diesen Konferenzen haben teilnehmen zu können.

Hier bemerke ich noch, daß die Diöcesankonferenzen mit der jährlichen Provinzialsynode in innigster Beziehung standen. Zu einem Teil waren jene eine Vorbereitung auf diese; Vorträge, deren Wichtigkeit und Tüchtigkeit in dem kleineren Kreise anerkannt worden waren, wurden dem großen Kreise danach vorgelegt, und viele Sachen, die auf der Synode noch nicht spruchreif erschienen, wurden den Diöcesen zur genauern Erwägung und Diskussion übertragen und deren Vota dann auf die nächste Synode gebracht.

Steigen wir von der Darstellung der geistlichen Zustände zu der niederen Sphäre herab, zu den landwirtschaftlich ökonomischen Verhältnissen, wie sie in der Mitte des zwölften Jahrhunderts bei uns beschaffen waren und selbstverständlich auch den Pastor noch berührten, der an allen Freuden und Leiden der Gutsherren und der Bauern teilnahm.

Im Jahre 1817 war die Leibeigenschaft der Bauern in Kurland und bald danach in Livland aufgehoben, fünfzig Jahre früher als im Innern des Reiches. Die Gnade

Kaiser Alexanders I. und das bereitwillige Aufgeben der früheren Rechte seitens des Adels erwirkte den epochemachenden Schritt. Daß aber damals bereits der Schritt gemacht werden konnte, war die Folge und Frucht der bildenden und erziehenden Einflüsse, welche die deutschen Herren in 600 Jahren auf die bäuerliche Bevölkerung, auf die Letten und Ehsten ausgeübt hatten. Auch das war eine pädagogische Maßregel, daß eine Übergangszeit von zwölf Jahren bei uns gesetzlich fixiert worden war, in welcher die vormals Leibeigenen sich allmählich an freiere Bewegung und größere Selbständigkeit gewöhnen lernten. Die Bauergemeinden hatten große Rechte bekommen, sie wählten sich selbst ihre Richter in der untersten Instanz aus der eignen Mitte, und ebenso Verwaltungsbeamte. Die Frone war noch geblieben, aber in Maß und Art normiert. Übrigens war diese auch in der Leibeigenschaftszeit nicht gerade willkürlich gewesen. In den vierziger Jahren wurde ein neuer großer Schritt getan, der den Wohlstand und so auch die Bildung der Bauern schließlich gemehrt hat. Die Frone wurde allmählich beseitigt, Kurland und Livland gingen hier verschiedene Wege, die beiden Provinzen, einander so nah, in den Anfängen gleichen Ursprungs und gleicher Geschichte teilhaftig, hatten sich seit der Reformation, Livland unter schwedischen, Kurland unter polnischen Einflüssen, so verschieden entwickelt. Hamilkar von Foelkersam begann seit der Mitte des 19. Jahrhunderts seine Bauerwirte zu Grundeigentümern zu machen, indem er ihnen die Gesinde verkaufte, und viele in Livland folgten seinem Beispiel. In Kurland geschah es anders. Der große Sprung, der den Fröner sofort zum Grundeigentümer machte, wurde hier vermieden. Man löste in Kurland die Frone zunächst durch Geldpacht ab und lehrte im Lauf einiger Jahrzehnte den Bauer, der bis dahin wesent-

lich nur mit Naturalien zu tun hatte, so erst Geld erwerben und mit Geld wirtschaften. Dann folgte, etwa seit den sechziger Jahren, der Gesindeverkauf auf Grund einer weisen, den Bauer in seinem Landbesitz schirmenden Agrargesetzgebung, wie wenige Länder der Erde sie haben. Die Krone folgte hierin erst verhältnismäßig spät den Privatgutsbesitzern. Heute ist das gesamte sogenannte Bauerland mit geringen Ausnahmen bäuerliches Eigentum, wenn auch die Kapitalschuld noch nicht überall ganz abgezahlt ist.

Als ich Pastor wurde, erlebte ich noch eine kurze Zeit die Frone bei meinen vier Pastoratswirten, welche eben meinen Widmeacker zum großen Teil mit ihren Menschen und Pferden bearbeiten mußten. Ich habe damals die Leute bei den Fronarbeiten nicht klagen hören. Als die Wirte später Pacht zahlen mußten, die für den Pastor einen geringeren Wert hatte als die früher geleistete Arbeit, kamen viel eher Seufzer vor. Die Ackerbestellungs-, die Saat- oder Erntearbeiten wurden bei der vereinten Kraft in wenigen Tagen auf dem Hof gemacht, und in der übrigen Zeit konnte der Wirt bequem seinen eignen Hof bestellen und bepflegen. Manche Arbeit wurde von den Leuten selbst als ein Fest angesehen, z. B. merkwürdigerweise gerade die Düngerfuhr im Juni. Der Hofesacker war in seiner ganzen Länge durch Pflugfurchen für die Wirte in Streifen geteilt, und nun war es ein Wettrennen, wo jeder Wirt mit seinen Dienstleuten die anderen zu überholen und zuerst fertig zu werden trachtete. Die Weiber und Mädchen waren in ihren buntgestreiften Röcken, in ihren Miedern, weißen Hemden mit langen Ärmeln und ihren bunten Kopftüchern gerade wie sonntäglich geputzt, und dieser Tag galt als eine Brautschau, wo die ledigen Dienstjungen ihr Auge auf die fixeste und fröhlichste Arbeiterin warfen.

Wie fröhlich das Volk im allgemeinen (ich will nicht

leugnen, daß an manchem Ort auch Härten und Überbürdungen vorgekommen sein mögen), diese gemeinsamen Fronarbeiten ansah, erhellt aus der großen Menge von Volksliedern, die sie gerade auch bei diesen Hofesarbeiten oder in den Ruhepausen zwischen denselben sangen. Besondere Lieder waren es bei der Heu- oder Getreideernte, beim Flachsraufen oder beim Dreschen u. s. w. Diese Lieder sind jetzt meistens verklungen, und die Feldarbeit ist eine freudlosere geworden, nicht etwa wie törichte Menschen es behauptet haben, durch Einwirkung der Pastoren, sondern teils durch den Einfluß der Volksschulen, welche lange Jahre das Volkslied nicht gewürdigt und durch den Unterricht das Bücherlesen oder gar das Zeitungslesen als Ersatz für die Freude am Volkslied befördert haben. Dazu ist der größere Ernst des Lebens gekommen, die Begehrlichkeit nach modernem Luxus, die zu befriedigen auch die wachsenden Löhne nicht genügen, die dann Raum gewinnende Unzufriedenheit und das Schwinden der Freude am Einfachen. Damals habe ich noch Bauerhochzeiten mitgemacht, wo die Leute ohne Wein und Kuchen herzlich froh waren und ihre Lust hatten an den oft poetischen und sinnigen, oft scherzhaft neckischen Volksliedern, mit denen sich die Parteien des Bräutigams und der Braut ansangen. Als ich in jenen Jahren einmal während der Heuernte im Schrundenschen Kirchenkruge bei Gelegenheit einer Reise meine Pferde füttern ließ, war eine Schar Weiber mit Harken vor einem Regenguß in den Krug geflüchtet. Wir standen auf der bedachten Haustreppe, und ich forderte die Weiber auf, mir was vorzusingen. Sie taten es gern, und es strömten die Vierzeilen ohne Aufhören aus ihren Kehlen. Da kommt ein Hofesknecht in hellem Trabe vorübergefahren. Im Moment überschütten die Sängerinnen den Mann, oder vielmehr seine Mütze unter allgemeiner Heiterkeit

mit einem Spottliedchen. Das waren keine seufzenden Fröner.

Wenige Jahre nach meinem Amtsantritt verständigte ich mich mit meinem Gutsherrn über die Verpachtung meiner Widmegesinde, und mochte den Wirten der Anfang auch schwer sein, mochten an ihre Charaktere bei der Selbständigkeit größere Ansprüche gestellt werden, mochte die Freiheit manche Gefahren mit sich bringen, man gewöhnte sich an die neuen Verhältnisse, und es ging.

Ich erlebte in meiner Gemeinde, namentlich auf dem Gute Neu-Autz, den großen Segen, den die Privatbauern vor den Kronsbauern voraus hatten. Die Privatgüter sind bei uns von den Eigentümern selbst bewohnt und verwaltet. Neu-Autz gerade hatte seit lange intelligente, gerechte, wohlwollende Herren gehabt, welche ihre Bauerschaft zu Ordnung, Fleiß und guter Sitte erzogen hatten. Auf allen Privatgütern fand sich ja das nicht in gleicher Weise, aber am wenigsten fand es sich bei den Bauerschaften der Kronsgüter, welche letztere den dritten Teil der Provinz einnehmen. Die Arrendatoren der Kronsgüter hatten natürlich nicht das Interesse für die Bauerschaft und standen damals mit ihr nur in lockeren und später in gar keinen Beziehungen. Die Gerichtsschreiber haben weder das Interesse noch die Macht, die Domänenbeamten sind fern und kennen oft Land und Volk sehr wenig, und die Bauern sind ihren eignen Intriguen, Parteiungen u. s. w. überlassen. Da gilt das Wort, welches der Chronist Nestor den Nowgorodern in den Mund legt, als sie die Waräger bitten, bei ihnen die Herrschaft zu übernehmen, das Land sei gut in jeder Hinsicht, aber es fehle an Ordnung.

Es ist mir unmöglich, stillschweigend an dem Umschwung vorüberzugehen, der sich im Anfang der fünfziger Jahre für meine Person und mein häusliches Leben vor-

bereitete. Die Sommerferien führten damals noch jährlich den Besuch meiner Geschwister aus Dorpat mit ihren Kindern nach Neu-Autz zu meiner Mutter und mir. Im Jahre 1851 brachte mein Schwager Strümpell den Professor Mercklin, seinen werten Freund, mit, und ich schloß mich diesen beiden an, als sie eine Reihe von Wochen das schöne Seebad am westkurischen Strande genießen wollten. Wir fanden freundliche Aufnahme bei der mir verwandten Familie des Besitzers von Ulmahlen, v. Krummes. Das Gut liegt auf kahler, sandiger Fläche und hatte damals nur einen kleinen viereckigen schattigen Garten, die Seestürme stören dort sehr den Baumwuchs. Aber der Strand ist mit wenigen Schritten zu erreichen. Das Ufer fällt steil ab, das Meer vertieft sich schnell und infolgedessen gibt's eine starke Brandung und ein köstliches Bad. Wir hörten hier von der in allgemeiner Achtung stehenden, liebenswürdigen Familie von Bordelius auf Bächhof-Sackenhausen, lernten auch schon in Ulmahlen einige Glieder der Familie kennen und beschlossen, einen Besuch in dem gastfreien Hause zu machen. An einem Sonntag wurde der Gedanke ausgeführt. Nachdem wir an dem Gottesdienst in der Kirche, welche an dem Zusammenfluß der Durbe und Allokste zur Sacke liegt, teilgenommen hatten, fuhren wir auf dem Rückweg nach Bächhof. Ein lockiger Knabe öffnete uns die Hofespforte, und wir kamen an das große und freundliche Wohnhaus, welches von verschiedenen stattlichen steinernen Nebengebäuden flankiert wurde. Das Innere machte den Eindruck der Einfachheit aber Behäbigkeit und Ordnung. Auf der anderen Seite des Wohnhauses breitete sich hoch über und an dem tiefen Sackefluß, in den auch Seeschiffe hätten einfahren können, wenn die nahe Mündung seit dem Frieden von Oliva nicht versperrt und versandet wäre, ein geschmackvoller Park, Obst- und Blumengarten aus.

Letzterer prangte in solcher Fülle von schönsten Rosen und Lilien allsommerlich, wie ich in unsrem Lande wohl kaum irgendwo sonst gesehen habe. Schon das ganze Äußere war poetisch und stimmte poetisch. Ähnlich war der Eindruck, den die Familie auf den Gast machte. Der breitschultrige Hausherr mit martialischem Gesicht, der seine ausgedehnten Besitzungen in der Art jener Zeit patriarchalisch verwaltete, ein großer Freund des Bauens war, wozu das Material in zahllosen erratischen Granitblöcken in Feld und Wald nahe lag, welcher ferner die Gefahr der Versandung, welche die Seestürme verursachten, durch mühevolle ausgedehnte Anpflanzungen bekämpfte, daneben aber die eigenen geistigen Interessen und die seines Hauses durch stete Vergrößerung seiner nicht geringen Bibliothek pflegte und auch immer willig Nachbaren und Freunden Lektüre aus seinen Schätzen darbot. Die Perle des Hauses war die Hausfrau, deren reiche Bildung nicht allein des Geistes, sondern auch des Herzens das gewöhnliche Maß weit überstieg. Ihr gehörte die Verehrung aller, die ihr nahetraten. Sie war der Schatz ihres Gemahls und eine Mutter, deren Güte und Treue von ihren zahlreichen Kindern niemals kann vergessen werden. Sie war eine geborene v. Keyserling aus dem Groß-Lahnenschen Hause. Ihre ältere Schwester spielte im Hause teils infolge ihrer Jahre, teils infolge ihrer großen Begabung, die Rolle einer Großmutter. Ich fand damals in Bächhof eine erwachsene und zwei unerwachsene Töchter vor (drei andere befanden sich noch im Auslande zur Vollendung der Erziehung) und zwei kleine Knaben; ein älterer Sohn war bereits in das Regiment der Olga-Husaren eingetreten. In diesem ersten Sommer hatte es sein Bewenden bei diesem einen Besuch. Es hatten uns aber die neuen Bekanntschaften und der Leib und Seele erfrischende Strand so angezogen, daß wir im

folgenden Jahre, 1852, uns wieder nach Ulmahlen begaben, meine Schwester, mein Schwager und ich. Der Verkehr mit Bächhof wurde nun lebhafter. Alle die vielen Freunde des Hauses, welche sich dort namentlich im Sommer aus dem fünf Meilen entfernten Städtchen Hasenpoth und aus der Durbenschen Gegend sammelten, fühlten sich in dem Hause wohl infolge der mannigfaltigen geistigen Anregungen, des herrschenden heiteren Sinnes bei alt und jung und der freien Bewegung, die jedem nach seiner Neigung gewährt würde. Vor unserer Heimfahrt nach Neu-Autz trat ein uns unliebsames Ereignis ein, welches für mich von Bedeutung wurde. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Die Vorderachse meines Wagens stellte sich als schadhaft heraus. Ich konnte mir nicht anders helfen, als dadurch, daß ich den alten Herrn in Bächhof bat, mir aus seinem Vorrat auch älterer Wagen eine zupassende Vorderachse mit Rädern zu leihen, damit ich nicht unterwegs liegen bliebe. Natürlich wurde mir geholfen und es waren Glücksräder. Im Lauf des Herbstes machte es sich garnicht, daß ich das Geliehene die langen achtzehn Meilen zurückschicken konnte, und das belastete mein Gewissen. Im Januar 1853 hatte ich ein kleines Geschäft in Libau zu ordnen, und als ich damit fertig war, ging mir ein glänzender Gedanke durch den Kopf, ich entschloß mich, die sechs Meilen nordwärts zu fahren und dem alten Bächhöffschen, wenn möglich die Räder und Achse abzukaufen. Ich muß gestehen, daß ich mich bei diesem Entschluß selbst betrog, denn eigentlich bewog mich eine ganz andere Absicht. Ich wollte gern Erna wiedersehen, und als ich durch die unter tiefem Schnee ruhenden Virginahlschen Fichtenwälder fuhr und den Polarstern immer vor mir sah, phantasierte ich wohl, daß sie der Stern meines Lebens werden könnte. Natürlich erregte meine Ankunft in dem gemütlichen Familienkreise,

der sich dieses Besuches in solcher Jahreszeit durchaus nicht versah, eine gewisse Verwunderung. Eine neckische Cousine aus Lahnen machte wohl, aber hinter meinem Rücken, ihre Bemerkungen über den „kleinen“ Pastor, wie man mich dort zu nennen begann, obschon es mir an der gewöhnlichen Menschenlänge nicht gerade fehlte. Es war ein sehr schöner Tag, den ich in Bächhof damals verleben durfte. Am Abend vor meiner Abreise lasen wir zusammen „Otto den Schütz“, von Kinkel, und das liebliche Lied daraus: „Grünt der Wald und rötet sich die Heide, Winter floh mit seinem Flimmerkleide, an der Halde schmolz der Schnee &c.“ ist mir seitdem für mein ganzes Leben sehr lieb geblieben. Die Gefühle und Gesinnungen der Königstochter hat Kinkel in dem Liede wohl verraten, ob aber jener Königstochter Abbild in Bächhof ähnlich fühlte und dachte, das war mir noch verborgen. Einmal mußte es an den Tag kommen. „Der Winter floh mit seinem Flimmerkleide“, blaue Blumen und roter Klee blühten wieder, und wir, mein Schwager und ich, kamen zur Badezeit wieder nach Ulmahlen. In Bächhof war in diesem Sommer eine große Bewegung. Es stand die Silberhochzeit des Elternpaares im Juli bevor. Die drei Töchter aus dem Auslande waren nun alle heimgekehrt, jede in ihrer Art eine liebliche Erscheinung, die älteste, Emma, der Stolz und die Freude der Eltern durch die Reife und Tiefe ihres Wesens. Die Kinder des Hauses, die Verwandtschaft und Freundschaft im weiteren Kreise rüstete sich, den Tag auf das festlichste zu begehen. Mein Schwager und ich, wir konnten uns auch schon zu der Zahl der Freunde rechnen und steuerten nächst mancher anderen Hilfe in Rat und Tat zu der Festfreude ein Tischlied bei, dessen Verse abwechselnd von dem einen und dem anderen gedichtet waren und welches nach der entsprechenden Melodie „Vom hoh'n Olymp herab“ aus

warmen Herzen gesungen wurde. Ein Freund aus Durben hatte einen ganzen Sängerchor mitgebracht, dessen Lieder das Jubelpaar am Morgen weckten. Der dem Hause nahestehende Pastor G. aus Hasenpoth hielt die Festrede, während die sechs Töchter nebst einigen Nichten lilienweiß die Eltern umstanden. Das ganze Haus prangte in Blumen, wie der Sommer sie darbot. Bei der Festtafel hatte ich das Glück, von einigen beneidet zu werden. Denn an der zweiten langen Tafel präsidierte Erna, und ich hatte meinen Platz neben ihr bekommen. Diesmal war mir der Neid gar nicht unangenehm. — Es gibt Dinge, über die man am besten nicht spricht. Man braucht der Welt nicht zu sagen, was z. B. an einem Rosenbusch oder auf einer Gartenbank oder auf einem Gang durch den schattigen Park gesprochen ist. Die Welt weiß genug, wenn sie das Resultat erfährt: wir verständigten uns und waren einig, und dem Abbild der Königstochter in „Otto dem Schütz“ brauchte das Herz nicht weh zu tun.

Die maßgebenden Autoritäten blieben nicht im Dunkeln, hatten aber doch so allerlei verständige Einwendungen, damit nichts übereilt werde. Es fehlten noch zwei Monate, bis daß Erna zwanzig Jahre alt wurde, dann erst sollte die definitive Entscheidung fallen. Mein Amt rief mich heim, aber bis nach Mitte des September noch zu „hangen und zu bangen“, — das war zuviel verlangt. Ich forderte früher die Zustimmung der Eltern, an der zu zweifeln ich übrigens gar keinen Grund hatte. Natürlich kam sie, aber an dem Posttage, der sie bringen sollte, hatte ich das erste und letztemal in meinem Leben Zahnschmerzen und zwar abscheuliche. Als der Brief da war, waren die Zahnschmerzen weg.

Mein erstes Geschenk an die Braut war ein Ring, begleitet von folgenden Worten:

Wenn dir dieses Ringlein kommt zu handen,
Fragst vielleicht du tief im Herzen traurig,
Warum ich so ernstes Sinnbild wählte,
Eine Perle dir zum Angebinde?
Weiß' es wohl, Geliebte, daß die Perle
Tränen deutet; doch das tut im Traum sie;
Nur im Traum, und diese Perl' ist Wahrheit,
Wahrheit, wie die Lieb' in meinem Herzen,
Wahrheit, wie du selbst auch bist kein Traumbild,
Sondern wirklich meines Lebens Perle.
Drum, Herz, wenn ein Traum dir vorspielt Perlen,
Magst vielleicht im Scherz du Tränen fürchten,
Diese Perle soll davon nichts deuten,
Nur ein Bild dir sein des eig'nen Wesens,
Ja, ein Bild des anspruchslosen Wertes,
Den mit klarem Aug' ich in dir schaue.
Und wie grad' die prunklos schlichte Perle
Als ein Kleinod gilt dem frohen Künstler,
Und mit Sorg und Müh' in kostbar Gold er
Sie sich faßt, so bist ja du mein Kleinod,
Weil du auch nicht prunkst mit falschem Schimmer,
Ach, und möchte Gott die Kunst mir geben,
Daß ich wüßte dich in Gold zu fassen,
Nur mit Edlem rings dich zu umgeben,
Goldnen Frieden dir ins Herz zu pflanzen,
Und mit goldnem Glück dein Haupt zu krönen. —
  Heute, meine Perle, sei zufrieden
Mit dem Wunsch nnd Sinnbild; Tage kommen,
Wo des Sinnbilds Wahrheit wird erscheinen
Und der Wunsch durch Gott zur Tat wird reifen. —

Freude und Schmerz, Leben und Tod, stehen furchtbar nahe nebeneinander. Am zweiten Weihnachtstage desselben Jahres eilte ich vom Gottesdienst im Filial nach Bächhof um wieder einmal meine Braut zu sehen. An demselben Nachmittag fuhr ich bei guter Bahn noch vierzehn Meilen. Weiter ging das ermüdete Pferd nicht, und ich kehrte zur Nacht im Apprickenschen Kirchenkruge ein. Die

Krugswirtin war mir wohlbekannt und ich ihr. Wie erstarrte mein Herz, als ich von der Frau hörte, daß in der Heiligen Weihnacht, also vor kaum zwei Tagen, eine der Töchter in Bächhof plötzlich verstorben sei. Und sie wußte mir nicht zu sagen, welche! Als ich in Sorgen und Schmerzen am anderen Morgen zeitig in Bächhof eintraf, fand ich meine Braut am Leben, aber die ihr nächststehende liebste Schwester Emma als Leiche. Ein Herzschlag hatte sie in der Nacht nach dem durch wechselseitige Liebe reich verschönten Christabend hinüberschlummern lassen. Ihr Wesen war ein so feines und zartes, daß es eigentlich in diese irdische Welt nicht hineinpaßte, wo gerade das feinfühlende Herz auch in einem glücklichen Leben so manches, so vieles Bittre und Schwere ertragen muß.

Nun herrschte Trauer im Bächhöfschen Hause lange Zeit, und es war selbstverständlich, daß unsre Hochzeit am 18. April 1854 nur ganz still im engsten Familienkreise gefeiert wurde.

Wenn ein junges Paar am Altar gestanden und unter dem Segen Gottes die Hände zum Bunde für das Leben einander gereicht hat, so pflegt es zu sein, daß die Betreffenden und namentlich der junge Mann sich auf der Höhe des Glücks fühlt, das Ziel sei erreicht, ein großer und schöner Besitz sei gewonnen. Das ist ja wohl zu einem Teile wahr, zu einem anderen nicht. Ein Glück ist's, die Höhe des Glücks nur für den, der das Leben noch nicht kennt. Die Höhe des Glücks ist es erst, wenn das Ehepaar Jahre, Jahrzehnte vereint gewesen und im Lauf der Zeit sich ineinander gefunden, sich miteinander verständigt hat, wenn der eine Schwächen und Fehler des anderen ertragen und die guten und edlen Eigenschaften tiefer erkennen und würdigen gelernt hat, wenn so die Gefahren, die so oft das Eheglück bedrohen, vermieden oder besiegt sind, und

allmählich die volle Harmonie der Herzen, die zu Anfang nur gehofft werden konnte, zur Tat und Wahrheit geworden ist, wenn Freude und Leid gemeinsam erlebt ist und beide, Mann und Frau, durch Gottes Erziehung dahin gekommen sind, in Glauben und Liebe vereint nach oben zu schauen und sich nicht mehr verwundern, daß das Leben auf Erden Schwierigkeiten und Trübsale bringt, und wenn sie dann am Tage der silbernen oder goldenen Hochzeit zurückschauen können auf lange Jahre des Friedens und der Eintracht, auf ein Leben in gesegneter Arbeit, auf eine lange Reihe von erfahrenen göttlichen Wohltaten, dann kann man reden von der Höhe des Glücks, und ich und meine Lebensgefährtin, wir können, nachdem wir bald fünfzig Jahre vereint gewesen, sagen: „Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat."

Meine Amtszeit in Neu-Autz dauerte fünfzehn Jahre. In diese Zeit fiel der Tod Nikolai I. und der Regierungsantritt Alexanders II. Nachdem der Sohn Nikolais die traurige Erbschaft des Krimkrieges durch den Friedensschluß zu Paris geordnet hatte, begann für das Reich eine längere gesegnete Friedensperiode, in welcher der gerechte Sinn und das wohlwollende Herz des neuen Kaisers Mut und Kraft fand zu einer großen Anzahl von epochemachenden Reformen. Im Militärwesen und in den Finanzen, in Handel und Wandel, in Eisenbahnen und Wegebauten, in der Befreiung der russischen Bauern aus den Fesseln der Leibeigenschaft, in der Justizreorganisation, in Schule und Kirche wurde vieles neu und im großen und ganzen auch besser. Alle Nationalitäten und Stände schauten hoffnungsvoll auf den jungen Zaren, welcher in nicht mehr unreifen Jahren und mit den besten Intentionen den Thron bestiegen hatte. Die baltischen Lande freuten sich insbesondere des kaiserlichen Wohlwollens, welches sich in wiederholten

kürzeren und auch längeren Besuchen bei uns bewies. Alexander II. wußte, daß er sich auf seine baltischen Provinzen verlassen konnte, er war uns wohl geneigt und er gewann und besaß unser aller Herzen. Was wir nie zuvor erlebt hatten, geschah im Jahre 1861. Der kaiserliche Hof begab sich für die Badesaison nach Libau, lebte dort in einer liebenswürdigen Einfachheit ohne sich selbst oder seine Umgebung durch die in der Residenz übliche oder notwendige Etiquette zu genieren, begab sich dann durchs Land nach Mitau und Riga, wurde überall mit Begeisterung nach Kräften aufgenommen und gefeiert, fühlte sich selbst wohl und beglückte alle.

Kaiser und Kaiserin fuhren ohne großes Gefolge von Libau nach Mitau auf der alten Poststraße über Schrunden, Frauenburg, Doblen. Der liebenswürdige Großfürst Thronfolger, den leider ein zu früher Tod dem Reiche und dem Throne entrissen hat, war in Libau zurückgeblieben. Die Beförderung der kaiserlichen Equipage erfolgte nicht durch Postpferde, sondern meist durch die benachbarter vermögender Gutsherren, die die Gelegenheit benutzten, dem Monarchen ihre Huldigungen auf ihrem Besitztum darzubringen. Wo der Pferdewechsel geschah, strömten natürlich Volk und Personen aller Stände zusammen, um den Kaiser zu sehen und zu begrüßen. Auf der Grenze des der Fürstin Lieven gehörenden Gutes Blieden, etwa drei Meilen nördlich von Neu-Autz, hatte die Fürstin unter den Bäumen der Allee an der Poststraße in einer freundlichen Talsenkung zwischen Feldern und Wiesen, die vom nahen Walde umkränzt war, einen Pavillon erbaut unter den Hessen-Darmstädter Farben (Weiß und Rot) — die Kaiserin stammte ja aus dem Darmstädter Fürstenhause — und erwartete daselbst die hohen Gäste mit Erfrischungen.

Natürlich fuhr ich mit meiner Frau hin, um das

Kaiserpaar zu sehen. Zwischen der Landstraße und dem Pavillon war über den Graben eine breite Brücke gebaut, auf deren einem Ende wir Posto faßten. Auf dem anderen Ende uns gegenüber standen einige lettische Frauen mit Körbchen voll Erdbeeren. Die freundlich schimmernden Waldfrüchte wurden, bemerke ich beiläufig, den hohen Herrschaften weder angeboten, noch von ihnen beachtet. Eine Zeit des Wartens mußte in Geduld ertragen werden. Endlich wurde am Waldrande etwas sichtbar und rasselte von der Höhe in das Tal herab. Allgemeine Aufregung. Es waren nur die kaiserlichen Küchenwagen, nach raschem Pferdewechsel gingen sie weiter. Endlich wurde eine neue Staubwolke sichtbar. Das waren die kaiserlichen Wagen, begleitet und gefolgt von einer namhaften Anzahl von Kronsbuschwächtern unter Anführung einiger Oberförster. Diese Ehreneskorte hatte den Ritt von Frauenburg her bereits ein paar Meilen gemacht, und die ermüdeten Reiter wackelten vor Erschöpfung bedenklich auf ihren kleinen Rossen, denn die kaiserliche Fahrgeschwindigkeit war den Leuten nicht gerade gewohnt. Auf der Höhe blieb die Eskorte zurück und kehrte heim. Von hier begleiteten einige junge Adlige zu Pferde den Kaiser auf der Privatgrenze. Der nun am Pavillon anhaltende Wagenzug war nicht groß. Der Hauptmann, Polizeichef des Kreises, war vorangefahren. Kaiser und Kaiserin saßen in der zweiten Kutsche, in der dritten der Generalgouverneur der baltischen Provinzen, von Lieven (ein geborener Kurländer), in der vierten einige Hofdamen, ein Herrengefolge vom Hof war nicht dabei.

Das versammelte Volk war so ungewandt nicht in ein Hurrageschrei auszubrechen, und mußte dazu erst durch die energische Aufforderung des alten Fürsten Lieven auf Senten dazu angetrieben werden. Von unsrem günstigen Platz

aus konnten wir die vornehme Gestalt des Monarchen und die liebenswürdige Persönlichkeit der Kaiserin beim Aussteigen aus der Kutsche und bei der Unterhaltung im Pavillon bequem betrachten und nachher sehen, wie die Kaiserin vor der Wegfahrt zu der Baronin Kleist-Kerklingen unter das Volk trat und mit ihr eine kleine Unterredung führte. Nur noch ein einziges Mal nachher ist mir die Gelegenheit geworden, Alexander II. zu sehen und zu hören. Das war in den Johannistagen des Jahres, als er aus Paris nach dem Orsinischen Attentat auf der Heimreise Riga berührte. Außer den Beamten waren Adel und Geistlichkeit in das Schloß zu Riga zur Cour befohlen. Der damalige Generalgouverneur Albedinsky führte den Kaiser in den Saal und dieser hielt eine russische Anrede an die Versammlung, in welcher er die Notwendigkeit betonte, daß die Bevölkerung der baltischen Provinzen sich an die „russische Familie“ anschließen müßte. Für die anerkennenden Worte, die er dem Generalgouverneur zollte, küßte dieser ihm in Dankbarkeit nach russischer Sitte auf den Oberarm. Dann folgte der Rundgang durch den Saal, wo der Kaiser mit einzelnen Personen einige Worte wechselte.

Kehre ich zu der Fahrt Alexanders II. durch Kurland zurück, so läßt sich erwähnen, daß innerhalb der Mauern der Doblenschen Burgruine bei einbrechendem Abenddunkel brennende Scheiterhaufen dem Kaiser einen originellen Anblick boten. Im Flecken war eine Ehrenpforte erbaut, über welcher in Ermangelung eines besseren Adlers das Adlerschild der Apotheke befestigt war; die Unterschrift Apteka hatte man natürlich durch Guirlanden zu verhüllen gesucht. Die schöne Geschichte von dem großen Pfefferkuchen, der zwischen Doblen und Mitau dem Kaiser dargebracht werden sollte und später auch wirklich eingehändigt wurde, habe

ich bereits oben erzählt. — Der Kaiserbesuch vom Jahre 1861 war ein erquickliches Ereignis für unsre Provinzen, ein Zeichen kaiserlichen Vertrauens und Wohlwollens, wie das Land seit den Tagen Alexanders I. nicht erlebt hatte, und wer weiß es, wann oder ob jemals ein solcher Kaiserbesuch uns erfreuen wird.

Die Zeit meiner Amtswirksamkeit in der Gemeinde zu Neu-Autz und Kerklingen ging 1867 zu Ende.

Es scheint das Wünschenswerte und Normale zu sein, wenn ein Pastor sein ganzes Leben hindurch an einer und derselben Gemeinde wirkt. Nur dann, meint man wohl, können Pastor und Gemeinde recht miteinander verwachsen. Freilich zwei Bedingungen müssen dann wohl zuvor erfüllt sein. Seelsorger und Gemeinde müssen zusammen passen und sich miteinander vertragen, und ein bescheidenes Auskommen muß auch bei wachsender Familie nicht fehlen. In manchen Teilen Deutschlands rücken die Pfarrer nach bestimmten Jahren von den geringer zu den besser dotierten Stellen auf und wechseln infolgedessen ihr Amt öfter als einmal im Leben. Meine Lebensverhältnisse in Neu-Autz waren im ganzen durchaus erfreuliche. Nur eine Tatsache drängte mich fort von da und das war die Kleinheit der Wohnung. Es fand sich buchstäblich kein Raum, um eine Lehrerin für die heranwachsenden Kinder zu plazieren, und so bewarb ich mich denn 1866/67 um das vakant werdende Amt des deutschen Pastors zu Doblen, als Generalsuperintendent Th. Lamberg sich entschloß nach Mitau überzusiedeln. Ein jüngerer Mann rivalisierte mit mir und hatte von fast der Hälfte der dreizehn Patronen Zusage der Stimmen bereits erhalten. Am Wahltage fehlte eine Stimme und bei Gleichheit der Stimmen für die beiden Bewerber lag die Gefahr sehr nahe, daß das Konsistorium meinen Rivalen vorgezogen hätte. Es war

für mich eine glückliche Fügung, daß die mich wünschenden Patrone den Wahlakt zu verzögern wußten, indem sie eine Deputation zu Th. Lamberg erwirkten, bis der Kronskirchenvorsteher Hauptmann A. v. Stempel aus Mitau ankam und die Wagschale nun zu meinen Gunsten sank.

Am Exaudi-Sonntag stellte ich noch meinen Nachfolger der Gemeinde vor, sagte ihr das letzte Lebewohl und verließ mit betrübtem Herzen die liebe alte Heimat.

Man könnte es eine Ironie des Schicksals nennen, daß ich nun, der ich jahrelang an der Erforschung der lettischen Sprache gearbeitet hatte, und viele weitere Arbeiten für die lettischen Gemeinden und das lettische Volk vorbereitete, in das Amt an einer deutschen Gemeinde eintrat. Aber gerade hier wurde mir Muße geboten, meine wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit fortzusetzen und zu erweitern, wie es mir sonst wohl nirgends möglich gewesen wäre.

Am Pfingstsonntag 1867 wurde ich in Doblen introduziert.

V.

Ausländische Reisen.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und
Feld.

Es ist ein eigen Ding mit der Gunst Gottes. Wir erfahren sie, wo wir sie am allerwenigsten erwarten, oft gerade da, wo wir meinen, wir hätten Grund zu seufzen und zu klagen.

Inder Mitte meiner Neu=Autzschen Amtsjahre mußte ich in drei aufeinander folgenden Sommern Genesung an deutschen Heilquellen und durch einen Winteraufenthalt im Süden suchen, nachdem mein Hausarzt mich für einen Kandidaten auf Kehlschwindsucht erklärt hatte. Die Lage war also nicht ohne Ernst. Gerade aber Gottes Gunst und Gnade ließ mich Genesung finden und ein Übel vollständig los werden, welches mir meine Amtsführung in den ersten Jahren sehr erschwert hatte.

Wenn ich nun einige Erlebnisse aus diesen drei Reisejahren berichte und einiges über später gemachte Reisen an dieser Stelle hinzufüge, so ist es nicht meine Absicht Reisebeschreibungen zu liefern, die heute nicht mehr die Bedeutung haben wie früher. In unsrer Zeit sind die ge=

bildeten Gesellschaftsklassen so beweglich, so reiselustig, so bekannt mit den Städten und Bergen, mit den Naturschönheiten und den Kunstschätzen Mitteleuropas, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wenn man zum hundertsten oder tausendsten Male Bekanntes erzählen wollte. Das Eichendorffsche Lied nennt in seinem ersten Verse die „Wunder Gottes in Berg und Wald und Strom und Feld". Das ist das immer gleich Bleibende, woran jeder Empfängliche die gleiche Freude hat. Eichendorff nennt hier nicht das, woran der einzelne Reisende seine besondere Freude haben kann und hat. Seit Riehl ist wohl der Ausdruck „Land und Leute" in den Volksmund gekommen. Er setzt zu „Berg und Wald, und Strom und Feld" ein wichtiges Stück hinzu, das sind die Menschen, die Träger des geistigen Lebens, deren Eigenart in den verschiedenen Gegenden und Ländern kennen zu lernen, einen besonderen Reiz hat und das eigne innere geistige Leben besonders fördert, und ich betone hier neben der Betrachtung der Volksart und Volkssitte in dem einzelnen Lande oder Gau die individuellen Persönlichkeiten, zu denen der Reisende in Beziehung treten kann und tritt, wenn er eben das Höchste in der Natur kennen lernen will, nämlich das Menschenleben. In diesem Sinne will ich hier einige Rückblicke auf die zahlreichen Reisen machen, auf die mich Gottes Gunst in meinem Leben geschickt hat.

1858.

Mens sana in corpore sano.

Im Sommer 1858 unternahm ich die erste Reise nach Ober-Salzbrunn zur Heilung meines Halsleidens. Ich wählte mit meinen Dorpater Geschwistern, die auch ins Ausland wollten, den Weg über Polangen und Memel.

Das war ja die alte Kaiserstraße von Petersburg nach Berlin, ehe Chausseen oder Eisenbahnen durch Littauen führten. Das war der Weg, den mein Vater die Straße von Kamtschatka nach Lissabon zu nennen pflegte. Das war der Weg, den die Ordensritter von Marienburg nach Riga und Wenden und zurück ein paar Jahrhunderte lang zu reiten pflegten. Wir vermieden hier fremdsprachiges und andersartiges Gebiet, und blieben in gleichartigem Lande. Denn das steht fest, daß der Unterschied zwischen dem Gebiet der russischen Ostseeprovinzen und Ostpreußen ein viel geringerer für Auge und Gemüt, als der zwischen dem baltischen Lande und den littauischen oder weißrussischen Provinzen ist. An Stelle der alten Wagenfahrt am Westrande der öden kurischen Nehrung fuhr man jetzt per Dampfschiff durch das kurische Haff.

In Königsberg wurde gerastet. Ich befand mich damals in der Mitte lettischer Sprachforschung und es war mir wichtig, philologischen Autoritäten persönlich näher zu treten, deren Rat mir von Nutzen werden konnte. Mit der lettischen Sprache hatten sich ausländische Philologen bis dahin nur wenig und ausnahmsweise beschäftigt. Das verwandte Littauische war bereits mehr bearbeitet worden. So suchte ich in Königsberg den Professor der orientalischen Sprachen G. H. F. Nesselmann auf, bei dem ich dankenswerte Winke über andere Forscher empfing und mancherlei Einblicke in die Schwierigkeiten der littauischen Orthographie gewann. Mit ähnlichen hatte ich selbst ja betreffs des Lettischen zu kämpfen. Nesselmann und Kurschat hatten sich ursprünglich in ihren Schriften noch an die vulgäre Schreibung gehalten. Professor A. Schleicher in Jena hatte in seiner littauischen Grammatik (1856) schon eine wissenschaftliche Schreibung gewählt. Die Masse des Volks ist nicht wählerisch und kritisch, sie liest, was sie gewohnt ist

zu lesen, richtig, selbst wenn es falsch geschrieben ist. Es ist interessant zu erleben, wie ein lettischer kleiner Schuljunge unrichtig Gedrucktes fast bewußtlos korrigiert und sich durch den gedruckten Sprachfehler oder die falsche Schreibung gar nicht irre machen läßt. Er kennt ja seine Sprache genau und liest dann eigentlich nicht mechanisch, gedankenlos.

Das Volk würde man ganz unnütz beschweren, wenn man aus unverständigem wissenschaftlichen Eifer in seinen Lesebüchern ihm eine wissenschaftliche oder überhaupt neue oder fremdartige Orthographie aufdrängen wollte. Indem ich das sage, denke ich an die noch gegenwärtigen Bemühungen der wissenschaftlichen Kommission des lettischen Vereins in Riga. Anders steht es mit der Frage, wie für Gelehrte eine fremde Sprache in der Schrift vor das Auge gestellt werden soll. Allerdings hat mir ein hervorragender Philologe einmal gesagt, der Forscher finde sich in jede Orthographie. Das mag wohl sein, aber, ob der Forscher mit Hilfe jeder Orthographie eine Ahnung bekommt von dem Klang der Laute, von der Aussprache der sichtbaren Buchstaben, bleibt fraglich. Dieser letzt berührte Punkt hat mich bewogen, in meinen Schriften über die lettische Sprache wenigstens die bedeutendsten Unterschiedlichkeiten der Vokallaute, dieser flüchtigeren, modulierbareren Sprachelemente, dem fremden Forscher auch in der Schrift erkennbar zu machen. Als ich später den großen Linguisten Bopp in Berlin besuchte, erlebte ich seine Freude darüber, daß er einmal aus meinem Munde lettisch sprechen hören konnte.

In Berlin benutzte ich die Gelegenheit einen Mann aufzusuchen, dem ich sehr vielerlei Anregung verdanke. Es war der Professor Adalbert Kuhn, der nicht allein auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachforschung, sondern auch und gerade auf dem Gebiete der vergleichenden Mytho-

logie Großes geleistet hatte. Die Philologie wird von denen, die mit ihr unbekannt sind, manchesmal mißachtend beurteilt. Es ist ja wahr, daß die Grammatik zunächst eine formale Wissenschaft ist. Es handelt sich um Wort- und Satzformen, und ein strebsamer Geist hält die Form manchesmal für etwas Unwesentliches und Gleichgiltiges und sucht den Inhalt. Aber gerade dieser wird nicht gefunden werden können, wenn er nicht in irgend einer Form erscheint, und bei einer tieferen Betrachtung und Erkenntnis eben auch der grammatischen Formen kann man das geistige Leben, Empfinden, Fühlen und Denken der Volksseele wie kaum wo anders erfassen. Außerdem aber ist ja die Sprache das einzige Mittel die Gesamtheit dessen zu erkennen, was in einem einzelnen Menschen oder in einem ganzen Volke lebt und webt. Ohne Kenntnis der Sprache eines Volks ist uns desselben Volks Literatur, oder wenn es noch keine hat, seine Tradition ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Schon vor 1858 hatten mich meine grammatischen Studien auf die Beachtung der Realien im Leben und in der Geschichte des lettischen Volks geführt, und die persönliche Berührung oder Bekanntschaft mit A. Kuhn und das Studium seiner in Gemeinschaft mit Schwartz 1848 herausgegebenen „Norddeutschen Sagen" ließen mich diesen Weg von den Formalien zu den Realien beständig weitergehen.

Kuhn hatte die große Liebenswürdigkeit, mich zu einem Besuch bei Jakob Grimm zu veranlassen, welchen ohne weiteres zu machen ich nicht gewagt hätte. Er gab mir einen Brief, ein Heft und ein paar Silbergroschen Schuld an Grimm mit. Dieser empfing mich in seinem Schreibzimmer, welches ich wie ein Heiligtum deutscher Wissenschaft betrat. Von der äußeren Erscheinung habe ich in meinem Reisetagebuch geschrieben: „Der alte Herr mit greisem Haar,

klaren Augen, kleiner Statur, freundlichem, gutmütigem Wesen, heiserer Stimme, zittert vor Alter stark, zu einem Teil vielleicht ist's Lebendigkeit des Körpers und Geistes." Wir sprachen viel über lettische Volkslieder und -Sagen; er bedauerte, daß es keine deutsche Übersetzung davon gäbe und ermunterte mich zu Sammlungen dieser wichtigen Volksüberlieferungen, ehe sie durch die moderne Kultur in den Hintergrund geschoben würden und der Vergessenheit verfielen. Seine wunderbar klaren blauen Augen sind mir unvergeßlich. Nach einer halben Stunde schied ich von ihm und bin später nur noch einmal mit ihm in direkte Verbindung getreten, als ich ihm brieflich ein lettisches Märchen mitteilte, welches in seinem Hauptinhalt und in vielen einzelnen Zügen der deutschen Siegfriedsage glich, andrerseits aber doch auch so eigentümlich war, daß man es nicht als eine einfache Entlehnung aus dem Deutschen ansehen konnte. — Alle meine Erwartungen und Hoffnungen fang ich übertroffen bei Professor Fr. Bopp. Sein ganzes lebendiges Interesse war bei unsrer Unterhaltung. Er hatte vor mir noch niemals jemand kennen gelernt, der im stande gewesen wäre, ihm über die lettische Sprache im allgemeinen oder gar wissenschaftlich Auskünfte geben zu können. Er examinierte mich geradezu, namentlich über die lettische Vokallaut-Qualitäten, den gedehnten und gestoßenen Ton und vieles andere. Er stellte den geborenen Littauer Pastor Kurschat über A. Schleicher, nämlich als Kenner des Littauischen und freute sich auf das bevorstehende Erscheinen meiner Forschungen.

Auf der Weiterreise nach Schlesien hatte ich in Sagan einen Aufenthalt im Interesse von Gliedern meiner Neu-Autzschen Gemeinde, für die ich hier eine Erbschaft zu heben hatte. Herzog Peter von Kurland hatte 1795 einen Letten namens Straßmann als Kutscher mitgenommen, dessen Ver-

mögen nach dem Tode auch seines wegen Leichsinns enterbten Sohnes den kurischen Verwandten zufiel. Nach Verständigung mit dem Justizbeamten besuchte ich aus heimatlichem Patriotismus das herzogliche Schloß, dessen drei Teile nacheinander von Wallenstein, von Lobkowitz und von Herzog Peter erbaut sind. Außer vielen kurischen Erinnerungen im Schloß interessierte mich eine Birke, welche in der Nähe des Schlosses mitten in einem Gartenwege stand. Bei Umgestaltung des Gartens hatte der Gärtner die Birke um des Weges willen abhauen wollen. Die Herzogin hatte das nicht zugelassen, weil ihr alter Kutscher Straßmann den Baum gepflanzt. Der Gasthof am Markt zu Sagan, in welchem ich Quartier genommen, hatte über dem Torweg eine hübsche Inschrift in Stein, die den frommen Geist der Altvordern bezeugt:

Hier bauen wir so feste
Und sind doch nur Gäste,
Und wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir so wenig sein.

In Ober-Salzbrunn angelangt, mußte ich mich einerseits der Gesundheitspflege widmen, andrerseits sehnte ich Einsamer mich nach Umgang und fand solchen namentlich in dem Kreise der zahlreichen anwesenden Geistlichen. Oberpastor Klemm aus Zittau, Pastor Klotsch zu St. Afra in Meißen, Seelsorger der dortigen Fürstenschule, Pastor Meißner aus Primkenau, der Besitzung des Herzogs von Augustenburg, Pastor Karow aus Roggow in Pommern waren mir die sympathischsten. Der Letztere namentlich war ein außerordentlich vielseitig gebildeter Mann, ein großer Blumenfreund, Besitzer aller denkbaren Arten von Fuchsien, auch ein Tierfreund, der lebendige Schlangen bei seiner Abreise aus Salzbrunn im unten zugebundenen Rockärmel mitnahm, ein Kenner fast aller west- und nord-

europäischen Sprachen und Literaturen, dabei klassisch gebildet, — er las täglich ein Kapitel aus dem griechischen Neuen Testament und einen Gesang aus dem Homer, — dabei auch noch Historiker. In Preußen wogte damals noch immer der Kampf zwischen der von der Regierung veranlaßten und gepflegten Union und der altlutherischen Richtung, namentlich in einzelnen Provinzen wie Pommern, Schlesien &c. Ich hatte Gelegenheit manches zu hören, was hinter den Coulissen geschah und wie die Parteien es auch nicht verschmähten, ihre Angehörigen, sei es durch Macht, sei es durch andere Mittel in einflußreichere Stellungen oder in bessere Pfründen zu bringen. Die Unionspartei setzte damals bei beginnender Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. ihre Hoffnung auf den Prinzen von Preußen, Wilhelm, den aufgehenden Stern. Die sächsischen Pastoren erfreuten sich eines alten und milden Luthertums, und bedauerten, daß die sächsische Geistlichkeit allmählich auch in die konfessionellen Streitigkeiten sich hineinziehen ließ. Die Sachsen waren mir, dem Balten, in dogmatischer Hinsicht sympathisch, weil sie sich von den Extremen fern hielten, ähnlich wie wir Ostseeprovinzialen es zu tun pflegen. Charakteristisch für die dogmatische Parteiung ist es, daß der Herzog von Augustenburg auf Primkenau durch seinen ihm befreundeten Pastor aus Schleswig veranlaßt worden, das heilige Abendmahl bei diesem und nicht mehr bei dem Primkenauer Pastor zu nehmen, ja sogar das Primkenauer Abendmahlsgerät zu perhorreszieren, weil dieses nach unionistischem Ritus gebraucht worden war. Dagegen war Pastor Meißner später wieder im Schloß zur Vollziehung einer Taufe geladen, als der unionsfreundliche Prinz von Preußen, Wilhelm, daselbst anwesend war.

Mit einem jungen Geistlichen R. kam ich in harten Konflikt, da er mit dem Brustton der Überzeugung das

Tischrücken und den Somnambulismus verteidigte und als Beweisgrund für die Offenbarungen dieses Aberglaubens die Zustimmung der Freigeister anführte. Allerdings deutet solche Zustimmung auf das Bedürfnis menschlicher Herzen nach einer Offenbarung, beweist aber nicht die Giltigkeit solchen Aberglaubens. Der junge Mann wußte nicht, daß der Unglaube und der Aberglaube ganz eng zusammenhängen. Die Zerfahrenheit der evangelischen Christen bewegte mich tief. Wie die Gemeinden, so spalteten sich die Pastoren, die hier aus den Grenzen des preußischen Staats zusammengekommen waren, einer sah den anderen mit Mißtrauen an, bis er merkte, ob er einen Gesinnungsgenossen oder einen Gegner vor sich hätte. Mein Freund aus Pommern ging den Exklusiven aus dem Wege, er kannte sie schon, ich wollte sie erst kennen lernen. Von einer Partie mit anderen von dem wunderschönen Schloß Fürstenstein heimkehrend, saß ich auf dem Bock neben dem Kutscher, und dieser erzählte mir, wie in der Gegend viele Christen altlutherisch würden und nach Waldenburg in die Kirche gingen (zu Pfarrer Besser). Ich: Ist da der Gottesdienst anders? Er: Ich weiß nicht, ich bin nicht dagewesen. Ich: Nun, was sagen denn, die dagewesen sind? Er: Nun, halt, es ist so 'ne geschlossene Gesellschaft. Ich: Was machen sie denn? Er: Nun, sie beten die ganze Nacht. Ich: Die ganze Nacht? die ist ja doch zum Schlafen. Warum denn so? Er: Das weiß ick auch nich. Ich selbst habe einen Besserschen Gottesdienst nicht mitmachen können. Aber den altlutherischen Superintendenten Feldner aus Elberfeld, der früher die altlutherische Gemeinde in Schreiberhau geleitet hatte, habe ich einfach und erbaulich in Salzbrunn predigen hören.

Als ich meinen Widerpart R. nach der Entwicklung eines lieben portensischen Schulkameraden fragte, der auch

Theologe geworden, antwortete er, „derselbe stehe innerlich gut". Wie sind doch die üblichen Urteilsformen der Menschen übereinander charakteristisch mehr noch für den Urteilenden als für den Beurteilten. Wenn man über X sagen hört: er steht innerlich gut, oder: er ist ein tüchtiger Mensch, oder: es ist ein Ehrenmann, oder: man kann mit ihm gut leben, — so kann man gleich genau wissen, was für eine Weltauffassung der Urteilende hat. Von X weiß man damit noch nicht sehr viel.

Ein unerquickliches Bild der damaligen kirchlichen Zustände in Schlesien gab mir ein in jenem Sommer zu Waldenburg gefeiertes Missionsfest. Der Missionsbericht des Diakonus A., welcher eigentlich überhaupt kein Bericht war, sondern eine Summe von Taktlosigkeiten, mit denen er das geringe Interesse der „noblen Stadt Waldenburg" für das Missionswesen und die Geringheit ihrer Jahres-Missionskollekte, welche übrigens in die Hunderte von Talern ging, ironisierte und die herrenhutisch phrasen- und schablonenhafte weder aus dem Leben quellende, noch auf das Leben wirkende Festpredigt verstimmte mich. Ich bin überzeugt, dieses Missionsfest wird die Waldenburger nicht missionsfreundlicher gestimmt haben. Danach setzte mich das gemeinsame Mittagessen in einem Hotel vor der Stadt, welchem es aber an aller Gemeinsamkeit fehlte, wo jeder sich selbst überlassen war, wo man ohne Gruß eintrat, und ohne Gruß auseinanderging, — in große Verwunderung. Übrigens hatte ich doch einen persönlichen Gewinn von dem Tage, denn ich lernte daselbst eine Zierde Schlesiens, den Seminarlehrer Prange aus Bunzlau kennen, und wir beide mit dem Primkenauer Meißner trösteten uns wechselseitig in unverwüstlichem Humor.

In jenem Sommer hatte das politische Leben einen relativ ruhigen Pulsschlag. Die Erkrankung des Königs

war selbstverständlich politischen Aktionen in Deutschland nicht günstig, und der Prinzregent hatte die Macht noch nicht in Händen. Das Erdbeben des tollen Jahres 1848 war noch nicht vergessen, aber viele von den damaligen Schwärmern waren besonnener und reuig geworden. Die neue Zeit bereitete sich erst vor. Bismarcks Persönlichkeit reckte sich höher und höher, aber er wurde noch für eine Weile in der nordischen Metropole „kalt gestellt". Napoleon III. hatte sein Duell mit Rußland mit seinen Sekundanten England und Sardinien ausgekämpft und bereitete sich darauf vor, den zweiten Gegner, an welchem für 1814 Rache genommen werden sollte, bei erster Gelegenheit vor die Klinge zu fordern. Cavour arbeitete still an der Assimilation der Kleinstaaten seines Vaterlandes an das tüchtige Piemont. Österreich sah mit Sorgen auf seinen Rivalen in der Mark Brandenburg. In dieser Zeit der Windstille vor dem Sturm empfing ich den Eindruck, daß die Leute von kirchlichen Streitigkeiten und kleinlichen anderen Dingen mehr bewegt wurden, als von einer Weltpolitik. Oder, wenn auf letztere die Rede kam, so wurde wohl die Regierung getadelt, daß sie sich mit dem Gedanken beschäftige, eine Großmacht in Europa werden zu wollen. Was hätten die damals so Urteilenden wohl gesagt, wenn sie eine Ahnung von den Heldentaten der preußischen Armee 1864, 1866 und 1870 gehabt hätten, von dem Wachsen und der Ausbildung der reichsdeutschen Landarmee, von der riesigen Ausdehnung des deutschen Welthandels, von der Erwerbung der Kolonien in fernen Weltteilen, von der Entfaltung einer deutschen Kriegsflotte &c., wir wir das nachher erlebt haben. Natürlich hatten damals wie auch noch später die still friedlichen und kurzsichtigen Menschen immer etwas gegen die Pflege der Armee, die nun gerade der Prinzregent Wilhelm erst recht

zu heben im Begriff stand, und ich kann nicht umhin, ein charakteristisches Anekdötchen hier zu erwähnen, welches damals in Salzbrunn die Runde machte. Ein Student tritt in einem Breslauer Café dem Hunde eines Offiziers auf die Pfote. Der Offizier streichelt das Tier und sagt: Armer Mylord, hättest du das Abiturientenexamen gemacht, so könntest du jetzt Satisfaktion fordern. Der Student streichelt auch das Tier und sagt: Armer Mylord, wärst du durch das Abiturientenexamen durchgefallen, so hättest du noch dein Leutnantsexamen machen können. —

Nach Beendigung der Salzbrunner Kur sollte ich vor der Heimkehr an die gewohnte Arbeit mich noch einige Wochen in Muße stärken, und ich wählte dazu eine Rheinreise. Auf dem Wege in den Westen besuchte ich natürlich meine alma mater Porta, wo ich manches ganz anders fand, als wie ich es vor 13 Jahren verlassen. Das alte Torgebäude war größer und schöner mit den typischen abgetreppten Giebeln erstanden; die Kirche war im Stil und Schmuck des 13. Jahrhunderts renoviert. Friedrich Wilhelm IV., der romantische und kunstliebende König, hatte ja in ganz Deutschland Anregung gegeben, die Schönheit der mittelalterlichen Bauten aus der Geschmacklosigkeit oder dem Schutt wieder herzustellen. Eine Reihe meiner alten Lehrer lebten und wirkten noch, drei fand ich auf dem kleinen Friedhof schon unter Efeu ruhend. Die Herzen im Kobersteinschen Hause schlugen mir immer noch warm entgegen. An Kirchners Stelle regierte Rektor Peter die Anstalt, hatte manches Veraltete beseitigt, z. B. die Carenenstrafe (Entziehung des Mittagessens) und pflegte die mathematische Wissenschaft vielleicht noch mehr als es früher geschehen, um den Zöglingen der klassischen Schule doch auch den Übergang in das Studium der Naturwissenschaften und was damit zusammenhängt, zu erleichtern. Bei Rektor

Peter wurde ich zu einer Abendgesellschaft eingeladen, die einigen durchreisenden namhaften Philologen, unter anderen Professor Döderlein aus Erlangen, gegeben wurde. Das war wieder eine ganz andere Welt als die in Ober-Salzbrunn. Die Luft Roms und Athens umwehte einen, daneben waren es die Erinnerungen an die Ereignisse von 1848. Gerade dieser Kreis von Männern hatte mit den Gagerns für die Aufrichtung des deutschen Reichs geschwärmt und sorgten nun, ob nicht wieder vulkanische Eruptionen durch die immer wühlenden Radikalen verursacht werden würden, sie hofften auf den Prinzregenten, konnten aber noch nicht ahnen, was derselbe in den folgenden zwölf Jahren schaffen würde.

In Wiesbaden traf ich meine Schwester, besuchte mit ihr die schönsten Punkte des Rheingaus und zurück bis Heidelberg, sagte ihr dann Lebewohl und ging allein den Rhein entlang bis Köln, dann über Hannover, Braunschweig, Berlin in die Heimat.

Am Rhein sah mein Auge zum erstenmal die Reste römischer Herrschaft. Unweit der Tore von Mainz, der alten Römerfeste, wird man durch die Ruinen eines Aquädukts (es ist ein echter, kein nachgemachter) und einen ganzen Friedhof mit Grabsteinen römischer Soldaten lebhaft in die Zeit versetzt, wo die römischen Adler ihren Siegesflug auch in den deutschen Gauen fortsetzen wollten, aber doch nicht weit über die Grenzen fortzusetzen vermochten. In Köln war es die Gereonskirche, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog durch ihren sonderbaren zehneckigen Bau auf dem Grunde eines römischen Tempels. Mit welchem Scharfblick haben doch die Römer vor so vielen Jahrhunderten die Punkte gefunden, wo Hauptstädte zur Beherrschung der umliegenden Gebiete sich passend gründen ließen. — Der Kölner Dom war in seiner Restauration damals noch

nicht weit gediehen. Am nördlichen Kreuzschiff wurde eifrig gearbeitet, und schon ca. 900 verschiedenartige Säulenkapitäle waren neuerdings gemeißelt; der kleine eiserne Turm auf dem Kreuz wurde gerade oben in der Luft zusammengenietet, aber an den zwei Haupttürmen war nur erst wenig gearbeitet. — Wenn irgendwo in der Welt ein Bild des mittelalterlichen Rittertums dem Auge erscheint, so ist's am Rhein von Bingen bis zum Siebengebirge. Auf jeder steilen Höhe ragen die Trümmer von alten Burgen empor. Man vermißt am Rhein die größeren Wälder; und die Weinberge bieten dafür durchaus keinen Ersatz. Die historischen Erinnerungen tun es.

Meine Methode des Reisens, die mich möglichst viel sehen ließ, bestand in der Befolgung einiger weniger Grundsätze, die auf all meinen Reisen festzuhalten ich mich bemühte. Nach einem allgemeinen Reiseprogramm, welches ich vor der Reise entwarf, um mich über alles Sehenswerte zu orientieren, ehe ich hinkam, machte ich mir in Erholungsstunden für jeden folgenden Tag ein genaues Programm unter Berechnung der Entfernungen der Eisenbahn-, Dampfschiff- oder Post-Abgangs- oder Ankunftstermine. Nichts ist zeitraubender, als wenn man erst dann Rat halten muß, was unternommen werden soll, wenn die Unternehmung bereits zu beginnen hätte. Zeit ist Geld, das bewährt sich am meisten auf Reisen, und nur derjenige, der Zeit und Geld in Überfluß besitzt, mag sich unpräpariert auf Reisen begeben und mag die schönsten Stunden des Tages mit Plänemachen verbringen.

In der Vorwärtsbewegung wechselte ich gern zwischen Fahren und Wandern ab, um die Kräfte zu schonen, und die schönsten Wegstrecken langsamer zu passieren, die minder schönen schneller zu durcheilen. Bei Eisenbahnfahrten wählte ich, wenn irgend möglich, den Platz im Waggon nicht auf

der Berg=, sondern auf der Talseite der Bahnlinie, um die Aussicht genießen zu können. Mein Vater hatte den kleinen Buben schon darauf hingewiesen, wie er sich in einer Gegend zu orientieren habe, und hatte mir die Geographie lieb gemacht. So konnte ich auf meinen Reisen in der Regel eines Führers, oft sogar auch in den Gebirgen entbehren. Damals gab es noch nicht so viele Vereine wie jetzt, welche in allen Gebirgen und in jedem freundlichen Tale Wegweiser für die Touristen gesetzt haben. Engländer haben gesagt, an die Stelle der Raubritter des Mittelalters seien jetzt am Rhein die Gastwirte und die Fremdenführer getreten. Ich erlebte es damals auf dem Niederwald, daß ich einen schmalen Fußweg am Rande des schönen Buchenwaldes entdeckte, von welchem der Ausblick auf Rheinstein und Bingen offener war, als von dem breiten Gange unter den hohen Bäumen, wo eine große Reisegesellschaft von einem Führer geleitet wurde. Bei meinem Zusammentreffen machte ich die Herren und Damen auf meinen unscheinbaren aber genußreichen Fußweg aufmerksam. Der Führer fühlte sich getroffen und erwiderte mir: „Wir hätten viel zu tun, wenn wir den Fremden alles zeigen wollten.“ Unabhängigkeit ist überall und auch auf Reisen ein wichtiges Mittel, froh zu sein. Ich habe immer die Menschen bedauert, die eine Menge von Gepäckballast mit sich führen. Je leichter man auf der Reise ist, umso freier bewegt man sich. Am besten reist man wohl nur mit Handgepäck. —

1859—1860.

Auch für das Reisen gilt das Wort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Die einmalige Kur in Salzbrunn hatte mein Kehlleiden noch nicht gebessert. Beim Jahreswechsel 1858/59 verlor ich meine Stimme vollständig, und der Hausarzt forderte, daß ich auf mindestens zwei Jahre mich vom Amt frei machen und einen Winter im Süden verbringen müsse, wenn ich mein Leben erhalten wolle. Das Opfer wurde gebracht. Am Ostertage 1859 stellte ich meinen Vikar O. Rosenberger, der mir ein lieber Freund bis zu seinem Lebensende geblieben ist, der Gemeinde vor und begab mich mit meiner Familie zu den Schwiegereltern in Bächhof-Sackenhausen, deren freundliche Pflege unsre zwei kleinen Knaben übergeben wurden, als wir, meine Frau und ich die lange Reise antraten. Auf der Haustreppe stand der Dreijährige und rief uns traurig nach: Mama, ich werde dich niemals wiedersehen. Er sah uns auch nicht wieder, denn wenige Wochen vor unsrer Heimkehr raffte eine Diphtheritis das liebliche Kind hin.

Mein Manuskript über die Laut- und Formenlehre der lettischen Sprache war so weit vorgerückt, daß ich hoffen konnte, in den Wintermonaten am Genfersee dasselbe beenden zu können. So nahm ich dasselbe mit; dazu die notwendigen Bücher, die die Hälfte unseres Koffers füllten, welcher nebst einem Reisesack unser ganzes Gepäck bildete Aus den Reiseerlebnissen selbst will ich nur einige wenige Momente herausheben.

In Königsberg gewann ich Zeit, Kurschat zu besuchen, welcher als geborener Littauer und als einer der ersten Pastoren littauischer Herkunft eine Sonderstellung unter

seinen Amtsbrüdern einzunehmen schien. Er war wohl ein Fremdling unter Deutschen geblieben, wie wir das im baltischen Lande auch erlebt haben und zum Teil noch erleben, daß eine unüberbrückte Kluft zwischen den emporstrebenden Nationalen und den seit langen Jahrhunderten auch eingebürgerten Deutschen hinsichtlich der Denk- und Urteilsweise, der Gefühlsart, der Sitten fortbesteht, weil die Nationalen sich garnicht genug bekannt machen mit der Lebensauffassung des Deutschen und dieselbe dann auch garnicht irgend wertzuschätzen lernen, sondern im Gegenteil unter der Herrschaft von Vorurteilen sie bekritteln und befehden. Ich fand, daß auch trotz der gemeinsamen littauischen Forschungen zwischen Kurschat und Nesselmann gar keine persönlichen Beziehungen stattfanden. Kurschat arbeitete an einer littauischen Grammatik und einem Wörterbuch und gab ohne Mitarbeiter die damals einzige littauische Zeitung heraus, einen halben Bogen wöchentlich. Die von R. Schulz in Mitau herausgegebene lettische Zeitung hatte damals schon seit mehr als dreißig Jahren existiert unter tüchtigen Redakteuren, wie Watson und Pantenius und hatte schon seit dem Krimkrieg ein viel größeres Format und einen bedeutenden Leserkreis gewonnen. Kurschat ist unzweifelhaft der bedeutendste Kenner der littauischen Sprache, mag aber, damals wenigstens, die Resultate der Sprachvergleichung und die Arbeiten eines A. Schleicher noch nicht vollständig benutzt haben. Trotzdem riet er mir unparteiisch, die Schleichersche Orthographie in meinem Werk für Linguisten anzunehmen.

In Dirschau machten wir Nachtquartier. Als wir am folgenden Morgen ins Coupé stiegen, trafen wir zwei schwarzgekleidete Damen aus der kurländischen Heimat. Wir blieben zusammen auf dem Wege nach Salzbrunn, dort während der Kurzeit und auch noch in Montreux.

Wir ahnten nicht, daß die neugewonnenen Freundinnen Großmutter und Mutter eines liebenswürdigen Mädchens werden würden, welche uns später eine teure und treue Schwiegertochter wurde.

In Breslau fand ich einen meiner früheren Lehrer aus Schulpforta als Direktor des Elisabeth=Gymnasiums. Dieser schaffte mir Zutritt zu den Schätzen der Universitäts=bibliothek, wo mir mit großer Liberalität eine Anzahl von wertvollen philologischen Büchern in die Schweiz meiner Studien wegen mitzunehmen erlaubt wurde.

In Salzbrunn verlief die Kur wie gewöhnlich. Nur kann ich nicht umhin zu bemerken, wie billig dort damals das Leben war. Wollte man mit einem einfachen Mittag=essen von einer guten Suppe und einem schönen Braten mit Zubehör zufrieden sein und scheute man nicht den Weg ins Dorf, in den Gerichtskretscham (Gerichtskrug auf dem Hofe des Erbschulzen), so hatte man es für einen Silbergroschen (sage einen). Allerdings war der Eßtisch nur mit Wachstuch bedeckt, und in demselben großen Raum brodelte die Suppe und schmorte der Braten auf dem Herde. Ein stattliches Ehepaar mit zwei allerliebsten Töchtern in sauberster Kleidung schnitten den Braten von der Pfanne, schöpften die Suppe aus dem Kessel und servierten, daß es eine Freude war, zu sehen und zu essen — für einen Silbergroschen (abgesehen vom Kurs 3 Kopeken). Beim Essen fällt mir ein, daß in der romantischen Schlucht von Fürstenstein, wohin wiederholt Partien gemacht wurden, ein alter Mann saß, welcher lebendige Kröten, Salamander, Schlangen verkaufte und dergleichen Getier zum Erwerb des Lebensunterhalts lebendig aß. Wir fragten ihn, wieviel er sich wohl für das Essen eines solchen Tieres bezahlen lasse. Er antwortete: „Für vier gute Groschen tut mans nicht gern.“

Ich eile weiter. Als wir Salzbrunn verließen und die Bahn nach Dresden fuhren, erlebten wir etwas Weltgeschichte. Napoleons III. Armee stand in Italien, um für Viktor Emanuel die Lombardei und für Frankreich das Stamm- und Erbland des re galanthuomo, Savoyen, zu erobern, und der Prinzregent Wilhelm mobilisierte seine Armee, um eventuell den Östreichern durch einen Feldzug am Rhein beizustehen. Es wäre beinahe zum Kriege gekommen, wenn nicht das törichte Östreich dem aufstrebenden Rivalen Schwierigkeiten hinsichtlich des Oberbefehls gemacht hätte.

Wir sahen in jenem Sommer auf den schlesischen Bahnhöfen die Abschiedsscenen zwischen Frauen und Männern, zwischen Eltern und Söhnen. Diesesmal wurde es ja nicht Ernst. Aber auch diese Mobilisierung war schon eine wichtige Vorbereitung auf die siegreichen Kriege der sechziger Jahre, in dem das militärische Genie und der vorsorgende Geist des Prinzen Wilhelm bei der bald erfolgenden Demobilisierung alles schon so einrichtete, daß die bereits geplante Militär-Reorganisation vor dem Kriege mit Dänemark rasch und glatt vollendet werden konnte.

In Dresden hatte ich den lebhaften Wunsch, die Bekanntschaft Ludwig Richters zu machen. Bei der Aufzeichnung und dem Studium lettischer Volkslieder war es mir nämlich klar geworden, daß die oft reizende Schönheit derselben, namentlich bei einer Übersetzung ins Deutsche, dem Leser nur schwer konnte zugänglich gemacht werden. Das vierzeilige lettische Liedchen bleibt leicht unverstanden, einerseits infolge der fragmentarischen Kürze, die jedem Volkslied eigen ist, — es spricht nur in Andeutungen; andrerseits ist lettische Denk- und Gefühlsweise, Sitte und Lebensart dem Deutschen fremd. Dieser bedürfte also eigentlich er-

klärender Noten zu dem Liede, welche aber, weil sie sich an den Verstand wenden, dem Gemüt den Genuß der Poesie stören. So war ich auf den Gedanken gekommen, lettische Volkslieder, ins Deutsche übersetzt, wenn möglich mit Illustrationen herauszugeben, welche künstlerisch und poetisch die Situation vor das Auge stellten, aus der das Lied entstanden, oder auf die es hinweist. Damit könnte vielleicht ein Kommentar entbehrlich werden. Wer hätte nun besser solche Illustrationen schaffen können, als Ludwig Richter, der Meister in Kenntnis der Volksseele und der sinnige Darsteller von Freude und Leid des irdischen Lebens. Persönlich wollte ich meine Gedanken und Wünsche dem verehrten Manne vorlegen. Er war leider verreist. Ich fand aber seinen Schwiegersohn Gaber und verhandelte mit ihm den Plan eingehend, zu dem er sich auch sympathisch stellte. Eine vorgelegte Probe lettischer Volkslieder, die ich zum Teil auf der langen Eisenbahnfahrt von Königsberg nach Schlesien unter Begutachtung seitens meiner Frau übersetzt hatte, gefiel ihm. Er meinte, der Schwiegervater könnte sich wohl zu der Arbeit willig finden lassen, würde auch um das Nationale zu treffen seine Studien schon machen, seine Komposition dürfe man nur nicht stören, sondern müsse ihm Freiheit lassen. Gabers Werkstatt zu sehen und von seiner Lebensgeschichte zu hören war in hohem Grade interessant. Gaber ist der Sohn eines schlesischen Bauern gewesen, der Dorfgeistliche hat den fähigen Knaben unterrichtet und gehofft, aus ihm einen Philologen zu machen. Die Neigung des Knaben geht in andere Richtung. Ohne jemals einen Holzschnitt oder eine Holzschneidearbeit gesehen zu haben, schneidet er in Holz Bilder, färbt sie mit Tinte und druckt sie so ab. Der Pfarrer findet die Produkte des jugendlichen Talents und gibt ihm Vorbilder, sogar auch raphaelische zum Nachzeichnen. Gaber

wird in Neisse Buchdrucker, wo unschöne Heiligenbilder fabriziert werden. An einem Wallfahrtsort bei Glatz findet er ebenso ein Ärgernis an häßlichen Bildern und fängt nun selbst an, bessere zu machen, und zwar Tausende. Viele andere haben schon damals gleich Gaber den Schaden empfunden, der dem Geschmack der Volksmasse durch die zum Teil auch inhaltlich nichtsnutzigen aber formell meist unschönen Bildwerke zugefügt wurde. Was für Farbenkleckse waren es, mit denen Gustav Kühn zu Neu-Ruppin die Welt damals überschwemmte. Das waren oft Illustrationen zu Kindergeschichten. Aber auch Heiliges wurde entstellt, daß man es nicht ansehen mochte. Im nördlichen Baiern habe ich in Stein gehauene Darstellungen der Leidensgeschichte Christi in Kapellen der Leidensstation gesehen, deren Roheit über die Berichte der Evangelien weit hinausging. In Italien fand ich bei solchen Darstellungen aus der Heiligengeschichte viel mehr Schönheitssinn. Für Norddeutschland glaube ich Gabers Streben, namentlich wie es durch L. Richters Kunst geweiht war, epochemachend nennen zu dürfen. Gabers Glück ist durch ein Blättchen nach Holbeins Totentanz gemacht. Richter fand in ihm die ausführende Hand für seine Schöpfungen. Bei Brockhaus wurden nun die Blätter gedruckt und ein Sohn L. Richters leitete in Dresden den Verlag. So wirkten die drei Familienglieder zusammen. Ich sah in der Werkstatt die Buchsbaumplatten, welche wunderbarerweise „ewig“ halten und ausdauernder sind, als wie Kupfer und Stahl. Ich sah die feinen Originalzeichnungen Richters auf noch nicht geschnittenen Platten und hörte, wie Gaber, der übrigens ca. 20 Hilfsarbeiter hatte, zu einem Stück der Schnorrschen Bibelbilder vier Wochen Zeit brauchte, um es zu schneiden. Zur Erinnerung an unser Zusammensein erfreute mich Gaber mit einer reizenden Zeichnung von der Hand des

Schwiegervaters, darstellend den heiligen Nikolaus von der Flüe nebst einem Mägdlein.

Bei einer späteren Anwesenheit in Dresden 1871 besuchte ich L. Richter in seinem Sommeraufenthalt zu Loschwitz. Er lehnte es infolge seines Alters und wegen anderer vorliegenden Arbeiten ab, selbst für die lettischen Lieder etwas zu zeichnen, empfahl mir aber einen jüngeren Maler. Die Sache realisierte sich aber nicht, denn es war einem Künstler im Auslande zu schwierig, das nie gesehene lettische Nationale zu treffen und wiederzugeben.

Ein Besuch bei dem Direktor der Dresdener Taubstummenschule hatte eine gewisse Bedeutung für meine baltische Heimat. Wir wurden in der ganzen Anstalt umhergeführt und wir erstaunten über die bis dahin uns unbekannten Leistungen der Taubstummen im verständlichen Sprechen. Die Dienerschaft des Hauses waren Taubstumme, mit denen man sich leicht unterhalten konnte. Die Hilfslehrer waren Taubstumme und als solche besonders befähigt zu ihrem Beruf. Direktor Jenke hatte die Anstalt unter großen Schwierigkeiten gegründet. Am Abend bei dem Direktor und seiner liebenswürdigen Familie zu Gast, lernten wir einen finnländischen Geistlichen kennen, durch dessen Mitwirkung damals bereits in Abo eine Taubstummenschule gegründet worden war. Finnland war unsren Ostseeprovinzen zuvorgekommen, welche für die Letten und Ehsten noch keine solche Bildungsstätte besaßen. Auf der Synode 1862 zu Mitau versuchte ich es, die Frage betreffs Gründung einer baltischen Taubstummenanstalt oder -Schule anzuregen. Das Samenkorn keimte nach weiteren Verhandlungen mit Direktor Jenke, dessen Rat ich 1863 persönlich einholen konnte, kam auf der Synode 1864 zu eingehender Beratung und führte zum Beschluß

zunächst für die Letten in Kur- und Livland in dieser Hinsicht Sorge zu tragen, was auch geschah.

Auf dem Wege in die Magdeburger Gegend zu Verwandten blieben wir einen Tag in Halle, wo mir ein cand. theol. als Hauslehrer nach Kurland empfohlen worden war. Ich beobachtete an ihm, wie die Jugend auf Schule und Universität eine ganze Masse Bücherweisheit lernen kann, aber bei sonst mangelnder Erziehung das offene Auge für die nächste Umgebung des praktischen Lebens nicht gewinnt. Ein Candidat derart mag wohl genügen, Bücherweisheit den Kindern einzutrichtern, aber genügt nicht, Charaktere fürs Leben zu erziehen.

In Halle besuchte ich den Professor emerit. Pott, welcher in den dreißiger Jahren der erste gewesen, welcher die lettische Sprache in die Vergleichung mit den anderen Schwestern des indo-europäischen Sprachstammes gezogen hatte. Er war infolgedessen bereits damals Ehrenmitglied unserer lettisch-literärischen Gesellschaft.

Auf der Weiterreise durch Thüringen konnten wir einen Blick in kirchliche Gemeindezustände tun, die uns in Erstaunen setzten. Im Dorf Schwallungen an der Werra, wo wir den Pastor besuchen wollten, fanden wir die Dorfkirche an allen Außenwänden bis unter das Turmdach mit grünen Guirlanden behängt. Es war aber kein Festschmuck, sondern nur Tabaksblätter, welche die tabakbauenden Bauern auf diese Weise ganz praktisch trockneten, — nicht genug, — als wir am anderen Morgen zum Gottesdienst gingen, fanden wir die ganze Turmhalle mit Ziegelsteinen und anderen Baumaterialien vollgekramt, nicht etwa für eine Kirchenreparatur, sondern für ein Spritzenhaus; nicht genug, — als der Pastor den Segen gesprochen, säumten die Männer keinen Augenblick, ihre Mützen auf den Kopf zu stülpen. Es wurde mir schwer, nicht dazwischen zu

fahren, aber immer nicht genug, — der Pastor klagte mir, daß im Winter die Pelzmützen während des Gottesdienstes überhaupt nicht vom Kopf kämen, er habe in dieser Sache die Hilfe des Konsistoriums und der weltlichen Macht ganz vergeblich in Bewegung gesetzt. Da hat Peter der Große in der Marienkirche zu Danzig es besser gemacht als die Meiningenschen Tabaksbauern. Als ihm der Kopf bei dem Gottesdienst kalt wurde, hat er hinter sich gegriffen und einem Ratsherrn die Allongenperrücke abgenommen, um sie sich selbst aufzusetzen.

Über Würzburg, Frankfurt und Wiesbaden ging's nach Schwalbach. Die Kur dort bekam meiner Frau garnicht, und wir eilten in das Winterquartier am Genfersee.

In Mainz suchten wir eine Livländerin auf, deren Mann das traurige Musterbild eines kirchlichen und politischen Demokraten darstellte. Er gehörte zu den Deutsch-Katholiken, verehrte Uhlich, welcher sich noch immer Mühe gab, die evangelischen und katholischen Freigemeindler unter einen Hut zu bringen. Er lebte geistig nur in Negationen, — wie kann eine Seele damit auskommen?! — er kam selbst auch nicht damit aus, denn er erklärte die literarischen Machwerke seiner Parteihäupter für flach und schwach. Sein politischer Standpunkt war damit charakterisiert, daß er über alle Regierung in der hessischen Pfalz, in der Bundesfestung Mainz über Östreich und Preußen räsonnierte. Es mag ja damals auch wirklich manches faul gewesen sein. Er hoffte eine Revolution und wollte dann mit seinen Knaben auf die Barrikaden gehen. Er verband in sich, wie das ja oft geschehen ist, die Demokratie mit dem Imperialismus, denn er wünschte die Franzosen an den Rhein und nach Mainz. Der Mann hätte seine Rolle ganz gut vor ca. hundert Jahren spielen können, als die Mainzer, von der französischen Revolution angesteckt, auch bei sich Freiheits-

bäume pflanzten und die Pariser Tollheiten in kleinerem Maßstabe nachmachten.

Ich eile hinweg über die Weinernte bei Neustadt an der Haardt,*) über Heidelberg und den Odenwald, wo wir den hürnenen Siegfried im Geist sahen, wie Hagens Speer auf der blumigen Wiese am Quell ihn durchbohrt hatte, über Straßburg, wo noch die Franzosen walteten, ohne zu ahnen, daß elf Jahre später die deutsche Reichsfahne auf dem Münster wehen würde, nach Basel, wo ich den Inspektor Josenhans im Missionshause besuchte, der uns freundlich den Abend zu Gaste bat. Hier betraten wir zum erstenmal die Schweiz, dieses merkwürdige Ländchen, welches infolge seiner eigentümlichen Bodenbeschaffenheit, seiner engen Gaugrenzen, seines Volkscharakters, seiner Geschichte und Sitte wirklich republikanische Tugenden pflegt, und sich vielleicht noch lange bewahren wird. Andrerseits ist es merkwürdig, wie Basel eine Bedeutung weit über die Grenzen seines Kantons und über die Grenzen der Schweiz hinaus hat und in gewissem geistlichen Sinne einen Einfluß übt über das badische und württembergische Schwaben, ja auch wohl über das Elsaß. Ich meine hier namentlich

*) In diesem Neustadt suchte und fand ich einen lieben Amtsbruder und Freund, J. Elverfeld, Pastor zu Zelmeneeken. Als Nachbaren verkehrten wir viel miteinander seit Beginn meiner Amtszeit. In den Weinbergen der Pfalz sahen wir uns zum letztenmal. Ein früher Tod raffte ihn hin. Im Herbst 1852 faßten wir beide den Gedanken, eine Votivtafel als Gratulation der Universität Dorpat zu deren 50jährigem Jubiläum zu entwerfen. Dieselbe faßten wir lettisch und deutsch ab, kalligraphisch geschrieben und mit Randzeichnung verziert. Mit Pastor A. v. Raison fuhr ich bei böseſten Herbstwegen zu unsrem Sprengelspropst (Bursy), dann zum Konsistorialassessor Lamberg-Doblen und zum Generalsuperintendenten K. Wilpert-Sjuxt. So realisierte sich der Gedanke und Lamberg reiste im Namen der Diöcese nach Dorpat und überbrachte unsre Wünsche.

den Einfluß des Baseler Missionshauses, welcher in Wechselwirkung mit der hilfreichen Liebe steht, die aus dem genannten weiten Kreise der Anstalt zuströmt. Der Geist der Anstalt ist ein ausdrücklich evangelischer und zwar genauer gesagt ein lutherischer, entsprechend dem der württembergischen Kirche, die seit den Tagen ihres Reformators Brenz lutherisch gewesen, nur nicht in der Schärfe und Schroffheit der sächsischen Kirche. Dieses mildere Luthertum schien gerade damals sogar unter den Reformierten der Schweiz mehr und mehr Boden zu gewinnen. Josenhans äußerte mir gegenüber, daß kein hervorragender Theologe der Schweiz ein echter Zwinglianer oder Calvinist wäre. Es war eben im Werk den Karfreitag und als Missionsfest den Epiphaniastag kirchlich einzuführen gegen die strenge reformierte Observanz, nur den Sonntag als Feiertag anzusehen. Beim Abendessen, welches in Gemeinschaft der ganzen Hausgenossenschaft (vierzig Seminaristen, darunter ein Neger) einnahmen, lernten wir den Polen Zaremba kennen, welcher unter den Tataren als Missionar tätig gewesen, bis Kaiser Nikolai I. evangelische (und römisch-katholische) Mission in den Grenzen seines Reiches verbot.

In Bern überwältigte uns nach drei Regentagen an einem sonnigen Morgen von der Gallerie des Hotels aus der Anblick der weißen Alpenkette des Berner Oberlandes unter dem blauen Himmel. Die Eisenbahn von Bern nach Freiburg und Vevey wurde erst gebaut. So machten wir die Fahrt in oder vielmehr auf der Postkutsche, nämlich auf der Imperiale, zu der wir mittels einer Treppe von dreizehn Stufen hinaufsteigen mußten. Es war der schönste Platz, um die herrliche Aussicht zu genießen. Eine Lebensgefahr drohte uns bei der Mündung eines Seitentälchens in das breite Tal der Saane, die den Kanton Freiburg

durchströmt. Die Chaussee wand sich hier um ein Vorgebirge. Hart über ihr wurde der Damm der neuen Eisenbahn gebaut, und dieser drängte bei der Enge des Raumes und der Steilheit des Berges die Chaussee nach links an den steilen turmhohen Abhang über der Saane. Hier war die Chaussee durch Anschüttung um ein gutes Stück verbreitert worden. Als wir in hellem Trabe um die Ecke fuhren, begegnete uns plötzlich ein mächtiges Lastfuhrwerk im Schritt. Wir mußten links auskehren. Die Seitenräder gerieten auf das durch die letzten Regengüsse erweichte neu angeschüttete Erdreich, und die riesige Postkutsche mit ihren fünfzehn Insassen und gerade oben mit allem Gepäck belastet, neigte sich merkbar zum Abgrund. Die Gefahr dauerte durch Gottes Gnade nur einige Augenblicke. Wir gewannen rasch wiederum festen Boden und waren gerettet.

Es war schon dunkel geworden, als wir südlich von Bulle die hohen Berge nach Vevey hinabfuhren und die zahlreichen Lichter der Stadt uns entgegenleuchten sahen. Am folgenden Morgen fuhren wir durch die blaue Flut, versunken in den Anblick der wunderbaren Berge von Savoyen und vom Rhonetal bis zum Dent du midi, der den östlichen Horizont abschließt, nach Montreux und fanden bei den Schwestern Lorius für sechs Monate ein angenehmes Quartier. Die damaligen Dörfchen und Städtchen sind jetzt zusammengewachsen, fast von Vevey bis Veytaux, Chillon oder noch weiter. Damals gab's noch einen ländlichen Eindruck zwischen den einzelnen Häusergruppen. Die Menschen taten wenig für die zuströmenden Fremden, für Promenaden oder Bänke, für Gärten oder Lokale, wo sich die Wintergäste vereinigen konnten; für öffentliche Musik oder dergleichen war absolut nicht gesorgt. Aber man vermißte es auch kaum. Die Natur bot genug, um den Geist zu

erfreuen und zu erfrischen und den Leib genesen zu lassen. Im Dezember blühten noch die rankenden Rosen an den Häusern. Am Neujahrstage pflückten wir Veilchen und sahen einfache Leute in Hemdsärmeln zur Kirche gehen. Die reformierte Kirche des Pays des vaux war gespalten. Die église libre hatte sich von der Staatskirche getrennt, weil sie staatliche Publikationen nicht von der Kanzel verlesen lassen wollte. Ein Befehl dieser Art seitens der waadtländischen Regierung hatte den letzten Anlaß zum Bruch gegeben. Die wahren Ursachen lagen tiefer. Die Geistlichkeit war eine konservative Macht im Kanton, welche von der politisch und kirchlich demokratischen Regierung beseitigt werden sollte. Selbst die Bekenntnisse waren von der Regierung abgeschafft. Eine religiöse Bewegung gegen diese Gewaltmaßregeln kam von Schottland und Genf in den Kanton, gerade die gebildeten, intelligenten Elemente der Gemeinden schlossen sich unter Führung von sechzig aus der Staatskirche austretenden Geistlichen zusammen, hatten sich Bethäuser, Oratorien gebaut und dienten Gott mit warmen Herzen, obschon sie nicht einmal Kirchenbücher führen durften, sondern sich in denen der Nationalkirche oder bei den Zivilstandsbeamten der Städte anschreiben lassen mußten. In der église libre pulsierte ein reges christliches Leben, und wir fanden in ihren Gottesdiensten viel Erbauung. Die französische Sprache scheint für den Ausdruck des evangelischen Glaubens sehr geeignet zu sein. Diese freien Gemeinden, ja nicht mit den damaligen ebenso genannten in Norddeutschland zu verwechseln, pflegten vortrefflich den Kirchengesang; sie sangen ihre Kirchenlieder, versifizierte Psalmen, sehr hübsch vierstimmig ohne Orgel und hatten in ihren Gesangbüchern, wie der einzelne sie für sich brauchte, vor jedem Liede die Noten für Baß, Tenor &c.

Diese sechs Wintermonate boten mir eine schöne Muße, um das Manuskript meines Werkes, die „Lettische Sprache" zu beenden, und auch schon gegen das Frühjahr hin die mühselige Reinschrift desselben für den Druck zu beginnen, welche erst im Spätherbst 1860 fertig werden konnte. Das Sprechen schränkte ich auf ein Minimum ein, und das tat meiner Kehle wohl. Von Personen, mit denen wir uns dort befreundeten, nenne ich nur den Sohn unsres Meißner Freundes, den Dr. Th. Klotzsch, einen jungen Pädagogen, der in der großen internationalen Erziehungsanstalt von Sillig in Vevey als Lehrer wirkte und oft zu uns nach Montreux herauskam, und die Baronin Virginie von Rönne=Hasenpoth, die wegen eines Lungenleidens mit zwei Töchtern für den Winter hierher gekommen war. Mit jenem, einem Verehrer der Herbartschen Pädagogik gleich mir, wurden Erziehungsfragen verhandelt, mit der Rönneschen Familie verband uns der evangelische Sinn und die Liebe zur gemeinsamen Heimat. Die Letzteren wohnten in den bains, welche in den Felsen hineingebaut waren, aus welchem ein Quell hervorsprudelte und auf welchem die Montreuxsche Kirche erbaut war. Die liebenswürdige Frau und Mutter veranlaßte mich damals folgendes Gedicht niederzuschreiben:

Kirche und Haus.

Sieh da, ein Haus, geschmiegt an Felsenklippe,
Umwebt von Rosen, unter schatt'gem Laube;
Dort springt die Quelle mit geschwätz'ger Lippe,
Am Berghang reifet üppig Traub' an Traube.

Und auf des Felsens ewig festem Grunde,
Da ragen hoch des Tempels heil'ge Hallen,
Da läuten Glocken, fromme Lieder schallen,
Der Christen Schar wallt her aus weiter Runde.

Und hoch die Alpen in dem Äther enden,
Auf ihnen ruht des Himmels schöner Bogen,
Darunter grünes Tal und blaue Wogen,
Ein Tempel Gottes, nicht von Menschenhänden.

O Bild des Friedens, Gleichnis wahren Lebens,
Wie sucht man dich auf Erden fast vergebens!
Des Hauses Herd und heil'gen Geistes Flammen,
Der Eltern Wort und Gottes Wort zusammen.

Des Tages Arbeit und der Andacht Weihe,
Des Kreuzes Last und durch das Kreuz Erlösung,
Vergehung, Schwachheit, Heil auch und Genesung.
Im Leid Geduld und Hoffnung stets aufs Neue.

O selig Haus, das auf den Fels sich baut,
Zum Dienst der Liebe stets bereit sich findet,
Fest ist dein Frieden und dein Glück begründet,
Das Auge Gottes segnend auf dich schaut!

Mit Ende April 1860 wurde die Sonne an jenen nach Süden gerichteten Bergwänden so warm, daß es Zeit war, mit den anderen Wandervögeln wieder nordwärts zu ziehen. Wir hatten Lausanne und Genf, die Zentren französisch-evangelischer Bildung besucht, wo eine so wertvolle Literatur durch A. R. Vinet, den Mitbegründer der église libre in den vierziger Jahren und L. F. Bungener, Theolog und Historiker u. a. m. geschaffen worden und durch die feingebildeten Schwestern Lorius uns während dieses Winters nahe gebracht war. Wir hatten noch nicht den Fuß auf italienischen Boden bei St. Gingolphe gegenüber Montreux gesetzt. Dieser kleine Ort war uns besonders interessant geworden, weil sich hier der letzte Akt eines politischen Dramas während des letzten Winters vor unsren Augen abspielte. Viktor Emanuel mußte den Gewinn der Lombardei durch die Überlassung Savoyens an Napoleon III. bezahlen. Die Schweiz wünschte nicht die

Grenze Frankreichs bis an das Ufer des Genfer Sees ausgedehnt, vielmehr die beiden Landschaften Genevais und Faucigny ihren Kantonen zugefügt zu sehen. Natürlich verhielten sich die kantonalen Regierungen passiv, aber zwei Lausanner Advokaten agitierten und veranstalteten privatim in den genannten Landschaften eine Volksabstimmung, welche mit großer Majorität den Anschluß an die Schweiz wünschte. Die Bedeutungslosigkeit des suffrage universel, die Abhängigkeit des Resultats von der Mache zeigte sich aber glänzend, als einige Wochen nachher Napoleon III. seine Diener aussandte und eine zweite Volksabstimmung bewerkstelligte. Da war nämlich die ganze große Majorität der Landschaften plötzlich für Frankreich und den Kaiser begeistert. Während der Zeit der Agitationen fuhr ein Dampfer mit bewaffneten Schweizern von der Nord- an die Südküste des Genfersees. Die Schweizer wollten einen Putsch mit den Waffen versuchen, aber ein anderes Dampfschiff mit Regierungstruppen folgte dem ersten auf dem Fuße nach, holte ihn endlich gegenüber Montreux noch vor Villeneuve ein, machte ihn unschädlich, und die Annexion an Frankreich vollzog sich ohne Hindernisse.

Die Stationen unserer Heimreise nach Norden waren zunächst Interlaken, dessen Tal in dem weißen Schmuck der Obstbaumblüte prangte, der Vierwaldstätter See, Zürich und München. Der Aufenthalt hier bot uns großen Genuß durch den Verkehr mit dem Dichter Fr. Bodenstedt und seinem Hause. Wir besuchten dort eine alte Freundin aus Kurland und gewannen durch sie neue Freunde. Bodenstedt interessierte sich lebhaft für lettische Volkslieder, die ich ihm in deutscher Übersetzung vorlegte, führte uns in das Atelier Kaulbachs, wo eben noch dessen großes Bild von der Schlacht bei Salamis in Arbeit war und begleitete uns auf das große Künstler-Maifest im Walde bei der

Menterschwaig, wohin ca. 40000 Münchener vom König bis zum kleinen Handwerker herunter von ununterbrochen laufenden Eisenbahnzügen hingebracht wurden, um dort auf zwei improvisierten Bühnen eine von Künstlern aufgeführte Schauertragödie aus dem Mittelalter und eine andere auf die Gegenwart bezügliche ernste politische Scene zu sehen. Der alte König Winter, der die Gedanken in Fesseln gehalten hatte, übergab Scepter und Krone dem jugendlichen Prinzen Lenz, welcher nun in seinem Reiche Licht, Freiheit und Einheit von den Alpen bis zum Meere fördern und pflegen will. Es war wie eine Weissagung auf das Jahr 1871. König Max schaute auch zu. Die Menschenmenge erquickte sich an zahllosen Fässern Bier und ebenso zahllosen Radieschen und tanzte nach fröhlicher Musik hier und da im grünen Wald.

Mit vielen Notabilitäten Münchens wurden wir durch Bodenstedt im Walde bekannt gemacht, z. B. mit dem Maler Piloty, mit der Frau Professer Riehl, deren Mann am Waldrand auf dem Rasen liegend, Land und Leute studierte, u. s. w. Nachdem wir eine Pfingstpredigt gehört hatten, in welcher das Psalmwort „Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars" oft von der Kanzel erklang, obschon leider kein grünes Blättlein die Kirche schmückte, setzten wir die Reise nach Heilbronn und von da per Dampfschiff auf dem Neckar nach Heidelberg fort, wo wir drei Tage lang den reizenden Festlichkeiten beiwohnten, welche zu Ehren der eben vom Großherzog heimgeführten Gemahlin, der Tochter König Wilhelms, zu Ehren veranstaltet wurde.

Während der Kur meiner Frau in Bad Soden bestieg ich die Hauptthöhe des Taunus, den Altkönig, und staunte dort über die riesigen doppelten Steinwälle, die den Berggipfel umgaben und einst durch ein Holzgerüst statt des Mörtels zu einer mächtigen Mauer müssen zu-

sammengehalten worden sein. Nach Zerstörung des Gerüstes durch Feuer sind die Steine zu einem Wall auseinandergefallen. Von Soden eilten wir durch Thüringen über Dresden zu meiner eignen dritten Kur in Ober-Salzbrunn, wo uns die Nachricht von dem Tod unsres ältesten Söhnchens traf, nachdem wir an demselben Tage in Liegnitz an einem Schaufenster durch den Anblick eines Kindersarges wehmütig berührt worden waren. Der dritte Sommer an dem schlesischen Heilquell gab mir die Gesundheit der Kehle für mein langes späteres Leben wieder. In Polangen erwartete uns die Equipage der Schwiegereltern, und der Diener aus Bächhof half mir mit großer Gewandtheit aus der großen Zahl meiner Druckschriften und Manuskripte, die sämtlich der Zensur in Riga vorgelegt werden sollten, alles mir für meine Arbeit Notwendige (es war ja nichts Politisches, sondern nur Wissenschaft,) in den Koffer zurückretten. Jede Woche war kostbar, denn vor Weihnachten sollte mein Manuskript der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg eingesandt werden. Ende August waren wir wieder im Kreise der Unseren in Bächhof-Sackenhausen und blieben da noch bis Ostern 1861, wo ich frisch und gesund mein Amt in Neu-Autz wieder antreten konnte.

1864.

Die Wissenschaft ist nicht eine Sache der individuellen Persönlichkeit, sondern der gebildeten Menschheit. Die Freunde der Wahrheit forschen viribus unitis.

Der Sommer 1864 führte mich wiederum ins Ausland. Mein jüngster Schwager sollte in das neu gegründete Erziehungsinstitut des uns von Vevey her be-

freundeten Dr. Th. Klotzsch zu Dresden eintreten, und ich mußte ihn dorthin begleiten. Die Reise dauerte nur ca. vier Wochen, aber sie war für mich und meine weiteren wissenschaftlichen Arbeiten von großer Bedeutung, indem sie mir Gelegenheit bot, mich mit zwei hervorragenden Männern bekannt zu machen und zu befreunden; der eine war der Stadtbibliothekar Dr. W. Mannhardt zu Danzig, der andere der Professor der vergleichenden Sprachkunde A. Schleicher zu Jena. Mit beiden hatte ich schon zuvor in brieflichem Verkehr gestanden, des letzteren littauische Grammatik, „Formenlehre der kirchenslavischen Sprache“ und „die deutsche Sprache“ waren bei meinen, nun zu einem gewissen Abschluß bereits gebrachten, lettisch-grammatikalischen Arbeiten fortlaufend benutzt worden. Von Schleicher erwartete ich Winke über die zunächst in Aussicht stehenden lettisch-lexikographischen Vorarbeiten. Mannhardts Freundschaft führte mich in das weite Gebiet der Märchen- und Sagenkunde, der Mythologie, Volkspsychologie &c.

Die Tage in Danzig muß ich kurz schildern. Abends 9 Uhr brachte mich die Droschke vor das freundliche dreistöckige Haus am Heumarkt, gegenüber dem hohen Tor, wo der Mennonitenpastor Mannhardt mit seiner ganzen Familie lebte. Beim Eintritt kommt auf der inneren Treppe ein kleiner brünetter, etwas verwachsener Mann mit einem feinen Gesicht mir entgegen und tut etwas fremd, wird aber herzlich, als er meinen Namen hört. Eine freundliche junge Dame erscheint, seine Schwester, auch der Alte mit dem Samtkäppchen und die Hausmutter, eine liebenswürdige Baucis. Alle sind in gewisser Aufregung, und es stellt sich heraus, daß ich früher gekommen, als der Brief, der mich anmelden sollte. Der geheime Familienrat überwindet aber rasch alle Schwierigkeiten der eiligen Unterbringung, und der gemütliche Theetisch öffnet uns

allen rasch Herz und Zunge. Selten habe ich in meinem Leben ein so ideales Haus und ein so schönes Familienleben gesehen, als wie hier. Erst jetzt erfuhr ich, daß ich mich unter Mennoniten befand, aber wie fern stehen diese dem geistlichen Hochmut und der Proselytenmacherei der Baptisten. Allerdings ist es auch ihnen Gewissenssache, nicht die Kinder zu taufen, sondern erst die Erwachsenen und zwar diese nur, wenn sie selbst es wünschen. Aber abgesehen hiervon stimmen sie den Glaubensgrundsätzen der evangelischen Kirche zu und leben mit ihr in friedlichster Harmonie. Die Weigerung, Militärdienste zu tun, gründet sich auf das fünfte Gebot und gibt keinen Streitpunkt gegenüber der evangelischen Kirche. Eine weise Staatsregierung sieht darin keinen Grund, den in allen anderen Beziehungen durchaus loyalen Staatsbürgern Gewalt anzutun oder sie aus den Grenzen des Landes auszutreiben. Vater Mannhardt, aus Holstein stammend, redigierte ein Journal, welches die in der Welt zerstreuten kleinen Mennonitenhäuflein in Einigkeit zusammenzuhalten sich bemühte. Die älteste Tochter des Hauses war in Südfrankreich in dem geistig bedeutenden Kreise der Familie Monod in Nimes und Montauban gewesen, dann in England und war nach Geist und Herz in hohem Grade befähigt, später in Danzig eine tüchtige Schule für eine große Zahl von kleinen Knaben zu leiten. Eine jüngere Schwester hielt hier im Hause eine kleine Mädchenschule. W. Mannhardt hatte es schwer gehabt, durch wissenschaftliche Arbeiten sich eine Existenz zu schaffen, und vermißte, daß Preußen, der Staat der Intelligenz, nicht mehr für Wissenschaft und Kunst auszugeben im stande sich fühlte und so große Summen für das Militärwesen opfern mußte. Es waren ja eben die schwierigen Jahre der Heeresreorganisation durchgemacht, und der kleine Krieg und Sieg über Dänemark hatte noch nicht

ganz die großen Gedanken und Pläne König Wilhelms und Bismarcks enthüllt. Das Lebensprinzip des Mannhardtschen Hauses von den würdigen Eltern bis zu dem Sohn und den Töchtern war Beten und Arbeiten und beides in harmonischer Eintracht und Liebe und in ungetrübter Heiterkeit.

Von den Sehenswürdigkeiten Danzigs, zu denen M. mich führte, schweige ich. Nur die Gefion, die bei Eckernförde eroberte dänische Fregatte, die abgetakelt bei Weichselmünde lag, erwähne ich und das archäologische Museum, wo ich zum erstenmal die in der Weichselniederung zahlreich aus altpreußischer (lettischer) Zeit aufgefundenen sonderbaren Gesichtsurnen sah. Einen ganzen Tag schwelgten wir in wechselseitigen Mitteilungen über die Vorzeit und Mythologie des lettischen Volks. Leider ist W. Mannhardts umfangreiches Werk über die Quellen lettisch-littauischer Mythologie infolge der Kränklichkeit und des frühen Todes, dem er erlag, bis heute nicht gedruckt worden, da keine kompetente Persönlichkeit zur allendlichen Redigierung des Manuskriptes sich finden ließ, welche Zeit und Kraft zu der Arbeit übrig gehabt hätte. Mannhardts weitschauendes Auge haftete nicht an dem engen Ländergebiet zwischen Weichsel und Düna, es umfaßte ganz Europa. Mit einem glücklichen Griff forschte er nach den Gebräuchen der indoeuropäischen Völker bei ihrem Ackerbau, welcher doch so alt ist als die menschliche Kultur überhaupt, und riesige Materialien wußte er sich aus dem Munde von Tausenden der Kriegsgefangenen zu verschaffen, welche er 1864 aus Dänemark, 1866 aus den deutschen, slavischen, magyarischen, italienischen Ländern Östreichs, 1870—71 aus allen Teilen Frankreichs in der Festung Danzig zu verhören Gelegenheit hatte. Damals waren diese seine Studien erst im Werden. Alle seine Mitteilungen gaben mir reiche An-

regungen, Ähnliches in meiner Heimat zu sammeln und ihm zu Diensten zu stellen oder auch in meiner Weise zu verwerten. Ziele und Methoden wurden beraten, literarische Hilfsmittel besehen und kritisiert. W. Mannhardt war es, der mich auf die Schönheit und den Humor der Fritz Reuterschen Schriften aufmerksam machte und so mit dazu beitrug, daß der gemütvolle Mecklenburger auch im baltischen Lande bald heimisch wurde. Dem Holsteiner war Reuters Mundart ja ganz vertraut, und er las trefflich aus den „Ollen Kamellen" vor.

In Dresden übergab ich meinen Schwager der bewährten Hand des trefflichen Pädagogen Th. Klotzsch und eilte nach Jena. In einem damals aus Jena in die Heimat geschriebenen Brief schildere ich A. Schleicher mit folgenden Worten: „Das ist ein Original von Mann, ein Mann durch und durch, Charakter, Energie, Entschiedenheit und edler Richtung, ein Mann von Ehre, Patriotismus und Wahrheitsliebe, kein Demokrat." Er empfing mich mit großer Herzlichkeit, wies mir zwei hübsche Stübchen an, verbannte alle Komplimente und schenkte mir in der ersten Viertelstunde seine Photographie, was ich in gleicher Weise erwidern konnte. Schleicher war ein großer Gartenfreund, hatte Tausende von seltenen Blumen und Gewächsen in seinem Treibhause und Gärtchen, auch einen Baum, der viele tausend Jahre alt wird und von dem man in Amerika viele Generationen in der Erde übereinander liegend findet. Schleichers Spezialität waren Erikas, von denen er eine große Menge verschiedener Spezies in seinem Garten hatte. Kurz vor meinem Besuch war der vielseitige Mann in Erfurt gewesen und hatte das Präsidium in einer großen Versammlung von Freunden des Gartenbaues vertreten. Ehe er nach Jena kam, war er in Prag Professor der Philologie gewesen. Von den Zuständen dort war er garnicht erbaut.

Schon damals fingen die Tschechen an ihr Haupt zu erheben und eine Rolle neben den Deutschen zu spielen. Ein tschechischer Student hat ihn einmal bewegen wollen ihm ein falsches Attest auszustellen. Es hat wenig gefehlt, so hätte Schleicher den Bittsteller die Treppe hinuntergeworfen. Die Tschechen haben Schleicher alle Slaven verhaßt gemacht. Die russische Regierung hat Schleicher an eine Professur berufen wollen, er hat sie abgelehnt. Ein zweiter Ruf ist an ihn ergangen, in Petersburg Mitglied der Akademie zu werden. Schleicher hat es wiederum abgelehnt und zuletzt nur sich willig erklärt, auf deutschem Grund und Boden für slavische Philologie zu arbeiten, wofür ihm von Rußland ein gewisses Jahrgehalt ausgesetzt worden. Schleicher war der Sohn armer Eltern in dem Fabrikstädtchen Sonneberg. Auf dem Gymnasium lebte er so dürftig, daß seine drei Tagesmahlzeiten nach seiner eignen Erzählung zwischen Kartoffeln und Salz, Kartoffeln mit Pfeffer und Kartoffeln ohne irgend eine Zutat wechselten. Unterstützung zu bitten war er zu stolz. Nur zufällig entdeckte einer seiner Lehrer den schon fast dem Hungertyphus erliegenden Knaben und half ihm aus dem Elend heraus. Alle solche Lebenserfahrungen hatten den Charakter des Mannes auch für das häusliche Leben hart gemacht. Seine Frau verhielt sich sehr still und seine drei kleinen Kinder schienen mir auf der Flucht vor dem Vater zu sein. Ein Spaziergang mit Schleicher auf die Höhen am rechten Ufer der Saale am berühmten Fuchsturm vorbei ist mir unvergeßlich durch die Art, wie Schleicher die Darwinsche Lehre, welcher er zu einem Teil anhing, darlegte. Weit entfernt, den Menschen vom Affen abstammen zu lassen, erklärte er den letzteren nur für einen heruntergekommenen weitläufigen Vetter des Menschengeschlechts. Also dem Ahnenkultus huldigte er nicht. Natürlich blieb der Hauptinhalt unsrer eingehenden

Verhandlungen mehrere schöne Tage hindurch die Sprachforschung.

1871.

Das beste Kapital, was Eltern ihren Kindern vererben können, ist eine gute Erziehung.

Die großen Kriege und Siege von 1866 und 1870/71 waren vorüber. Europa hatte atemlos staunend zugesehen, was für eine Kraft das kaum für eine Großmacht gehaltene Preußen unter König Wilhelm und Bismarck gegen seine mächtigen Nachbaren entfaltet hatte und wie das unter den Habsburgern zerfallene Kaisertum deutscher Nation plötzlich wiedererstanden war in einer herrlichen geistigen und sittlichen Größe, die es früher niemals gehabt hatte.

Mein ältester Sohn mußte nun eine höhere Schule besuchen. Das Mitausche Gymnasium hatte noch immer tüchtige Lehrkräfte und erfreute sich noch immer der deutschen Unterrichtssprache, aber ich fand bei lieben vertrauenswerten Freunden keine Pension für meinen Knaben, wie ich sie wünschte, um ihm gerade für die Schulzeit den Segen der Teilnahme an einem edlen Familienleben zu schaffen. Da beschloß ich, ihn denselben Weg zu führen, den mein Vater mir gewiesen und brachte ihn im Sommer 1871 nach Schulpforta, wo er, nachdem er ein Jahr in der Vorschule meines alten Schulkameraden Pastor Gräßner in den alten Sprachen gefestigt worden war, zu Michaelis 1872 eintrat und in vier Jahren die beiden Tertia und beiden Sekunda absolvierte, um danach in der Prima zu Mitau das fehlende Russisch nachzuholen.

Auf der flüchtigen Reise nach Schulpforta verlebte ich einen Tag bei Graf Ewald v. Kleist auf Tschernowitz,

meinem einstigen Stubenkameraden im Kobersteinschen Hause, nunmehrigen Landrat und Herrenhausmitglied. Aus der brieflichen Antwort des trefflichen Mannes auf die Anmeldung meines Besuchs muß ich die charakteristischen Worte über die damaligen inneren Zustände des jungen deutschen Reiches hersetzen: „Wohl können wir jetzt mit stolzem Bewußtsein auf unser Deutschland blicken, indessen fürchte ich, daß es dir wie anderen ergehen dürfte, die, von fernher kommend, wo die Phantasie sich frei ergehen kann, ohne an die nüchterne Wirklichkeit zu stoßen, nur zu oft meinen, hier ein Volk anzutreffen, welches in lautem Jubel immer und immer noch exsultiert. Der Jubel ist verklungen, nachdem er allerdings seine lange Zeit gehabt, und wir sind wieder an ernster Bauarbeit, bei der, wie sich von selbst versteht, nicht jeder Stein sich in seine Lage fügen will. Auch wir begegnen harten, scharfen, widerstrebenden Ecken und Kanten, ich erwähne nur die ultramontanen Elemente, und die Arbeit schreitet, wenn auch sicher, so doch nicht immer unter freudiger Stimmung voran."

Die Heimreise von Schulpforta führte mich nach Berlin so, daß ich der sogenannten Oktoberversammlung vom 9.—12. Oktober n. St. beiwohnen konnte. Ich kann dieselbe nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie war ein notwendiger Nachklang nach dem großen Kriege und Siege. Die Glieder eines Volks sind gleichzeitig Angehörige ihres Staates und ihrer Kirche, und die weltlichen Ereignisse berühren und müssen berühren die Seelen, welche ihre höhere Heimat im Reiche Gottes haben. Als das deutsche Volk, namentlich das preußische im Anfang des Jahrhunderts durch die Gewaltherrschaft Napoleons I. mißhandelt und geknechtet worden war und danach zu den Befreiungskriegen sich aufgerafft und eine politische Wiedergeburt, wenn noch nicht gewonnen, so doch angebahnt hatte,

begann auch eine Wiedergeburt des kirchlichen Lebens, und die Zeit der äußeren Heimsuchung war auch ein nicht unbedeutender Faktor zur Umkehr aus dem Rationalismus zum Glauben.

Ähnlich wirkten die Trübsale und die Schmerzen, von denen 1870/71 viel Tausende deutscher Familien niedergebeugt worden waren, andrerseits aber auch die Rettungen und Segnungen, die wiederum Tausende aus der Hand Gottes erfahren hatten, auf die Gemüter, daß sie mehr betend und dankend Gott suchten, als es in gewöhnlichen Zeiten der Fall war. So war es 1870 das Bedürfnis aller ernster Gesinnten nach Gründung des neuen deutschen Reiches sich auch kirchlich zu sammeln und wenn möglich mehr und mehr zu einen.

Auch in den vorhergehenden Dezennien des Friedens hatten die Evangelischen Deutschlands ihre Kirchentage wohl jährlich, wo sich, aber privatim, freilich aus ganz Deutschland Männer zusammen fanden, um die brennenden kirchlichen Tagesfragen zu besprechen. Wenn die Oktoberversammlung nicht den Namen eines Kirchentages bekam, so hatte das, meine ich, seinen Grund in der Tatsache, daß die Anregung und Organisation dieses Mal nicht so wie früher von privater Seite, sondern mehr von dem Kirchenregiment der Vormacht Deutschlands, Preußen, ausgegangen war. Preußen hatte das deutsche Volk politisch geeinigt und wollte nun einen Schritt tun, um es auch einer kirchlichen Einigung näher zu führen. Kaiser Wilhelm, der Siegreiche und Fromme, war in gewisser Beziehung der gastliche Wirt der Oktoberversammlung in seiner Residenz, welche bis dahin noch niemals einen Kirchentag bei sich gesehen hatte. Er bereitete uns z. B. den großen Genuß, daß er uns von seinem berühmten Domchor ein wunderbar schönes geistliches Konzert geben ließ.

Drei Tage waren den Vorträgen und Beratungen gewidmet. Drei große Fragen sollten beraten werden, und entschieden die praktisch wichtigste war die des zweiten Tages: „Die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im deutschen Reiche". Es ist ja ein Mangel und Schaden der evangelischen Christenheit, daß sie eine gespaltene und zersplitterte und nicht eine einige ist. Gegenüber dem einheitlichen päpstlichen Regiment über die Katholiken aller Staaten gilt namentlich in der lutherischen Kirche der Grundsatz: cujus regio, ejus religio. Der Landesfürst galt als Oberhaupt auch seiner Landeskirche als ihr oberster Bischof. Daher die territoriale Spaltung der lutherischen Kirchen.

Dazu kommt die konfessionelle Spaltung der Evangelischen in Lutheraner, Reformierte, Unierte mit den mannigfaltigen Schattierungen von dem einen Extrem des Altluthertums bis zu dem anderen des nur in der Negation einigen Protestantenvereins. Welchen anderen Eindruck macht da die römisch-katholische Kirche mit ihrer Glaubenseinheit, sei es auch wesentlich nur die des Klerus, der ja dort die Kirche gegenüber dem Laienvolk repräsentiert und sei es auch bei dem Klerus eine Glaubenseinheit, die nicht auf persönlicher Überzeugung, sondern auf der Unterwerfung unter die päpstliche Autorität (sacrificio intellectus) beruht. Wir wollen mit der katholischen Kirche durchaus nicht tauschen, aber wir müssen es doch beklagen, daß die evangelische Christenheit in ihrer Zersplitterung der Welt gegenüber eine Schwäche zeigt und sich um die göttliche Wahrheit, die in ihrem Kern eine einige ist, sich nicht zu einigen vermag.

Diese Schwäche zeigte sich auf der Oktoberversammlung und schon vor derselben. Man fürchtete, die preußische Regierung, politisch bedeutend erstarkt, werde versuchen,

die von ihr vor einem halben Jahrhundert geschaffene Union über die anderen Teile des deutschen Reiches auszubreiten. Baiern aber und Sachsen rc. waren garnicht geneigt, sich in den Unfrieden hineinziehen zu lassen, welcher in den unierten Reichsteilen mehr oder weniger herrschte, weil die Union der Konfession ihr Recht verkümmerte. Der kirchliche Partikularismus war ebenso da, wie der politische, und es fehlte unter den zahlreichen hervorragenden Männern und Führern ein Mann von der überwältigenden Geistes- und Charakterkraft, um die glückliche Formel für eine kirchliche Einigung zu finden, wie ein Bismarck sie für die politische Einigung gefunden und zur Anerkennung gebracht hatte.

Am zweiten Sitzungstage trat Generalsuperintendent Brückner (Berlin) auf und behandelte die angedentete schwierige Frage mit entschiedenem Geschick und stellte maßgebende Grundsätze auf, mochten dieselben auch, wie wir es heute wissen, noch nicht das Fundament zu einem Neubau abgegeben haben. Brückner wollte nicht Kirchenpolitik, sondern sittlich-religiöse Interessen befürworten gegen Zerfahrenheit und Mißtrauen unter den Evangelischen, alle Kräfte in der Kirche zusammenfassen gegen die von innen und von außen drohenden Gefahren; provinzielles Kirchentum mit besonderem Kirchenregiment müsse geschont werden, entsprechend dem alten deutschen Stammesgefühl, neben dem neu erstarkten Nationalgefühl. Weder sei Einheit des Kirchenregiments möglich noch Aufhebung der Union, aber zu fordern und zu erstreben sei unbedingt freie Gewährung der Abendmahlsgemeinschaft und eine allgemeine deutsche kirchliche Organisation, gewissermaßen ein kirchlicher Bundestag und ein kirchlicher Reichstag, nicht behufs einer Zentralisation, sondern einer Konzentration. Für diese Organe gebe es einen großen Kreis von Tätigkeit,

eine Menge von Aufgaben, bei deren Lösung dogmatische Streitpunkte garnicht in Frage kämen. Dieses kurze, dürftige Referat genüge an dieser Stelle.

Die lutherische Partei erkannte in ihren Hauptvertretern die ausgesprochenen Prinzipien an, und ein Ahlfeldt, sächsischer Lutheraner, hatte schon Tages zuvor das schöne Wort gegen das herrschende Mißtrauen gesprochen: er stehe hier als Lutheraner mit dem Bekenntnis: Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehen nun und nimmermehr. Er stehe aber hier mit soviel anderen evangelischen Männern nicht auf neutralem, sondern auf gemeinsamem evangelischen Boden. Das entsprach dem allgemeinen Gefühl der Versammlung, und nachdem Männer wie Wangemann, Kahnis, Dorner, Hofmann ihr Zeugnis abgegeben, — eine eigentliche Debatte war ein Ding der Unmöglichkeit, — wurde einstimmig die Resolution, die das Präsidium vorschlug, angenommen: die Versammlung wünsche, daß Wege ermittelt würden, die evangelischen Landeskirchen unbeschadet ihrer konfessionellen Eigentümlichkeiten zusammenzuschließen, und wolle ihrerseits, jeder an seinem Teil, dazu mitwirken. — Ein Menschenalter ist vergangen und die Resolution ist leider ein pium desiderium geblieben.

Der erste Versammlungstag berührte viel weniger heikle Punkte, und alle Hörer wurden gleichartig von den gewaltigen Reden Ahlfeldts und E. Frommels zu Dank gegen Gott und zu christlichem Patriotismus erwärmt. Die Frage war: „Was haben wir zu tun, damit unsrem Volk ein geistliches Erbe aus den großen Jahren 1870/71 verbleibe?“

Ahlfeldts Rede hätte von jedem Deutschen gehört werden sollen. Der Kaiser solle ein gerechter Schirmvogt über alle christlichen Kirchen und auch über die Juden sein, das Heer solle außer Manneszucht auch Gottesfurcht be-

wahren, die Mannesschule, das Heer, solle ebenso christlich sein, als die Kinderschule, das eiserne Kreuz solle an das Kreuz auf Golgatha erinnern, die Volksvertretung solle nicht bloß kritisieren, sondern der Regierung arbeiten helfen zur Förderung der Volkswohlfahrt, auch der geistlichen, die Literatur und die Kunst solle die unschöne und unsittliche Karikatur meiden, das ganze deutsche Volk solle bedenken, was zu seinem Frieden diene, nachdem es in ein Volk hineingeschaut habe, wo Glaube, Demut, Keuschheit, Wahrheit, Selbsterkenntnis nicht mehr vorhanden, es habe vor den Taten der Pariser Kommune wie an einem Krater gestanden, aus dem keine Wiederkehr; es möge den Stab der Rettung aus Psalm 23 festhalten. Ergreifend war das laute Amen der ganzen Versammlung auf die Rede Ahlfeldts.

Als Korreferent hielt Emil Frommel „eine Nachlese auf den Stoppeln". Er wies hin auf das dreifache Gericht Gottes, an der evangelischen Kirche Frankreichs, die nicht brennende Lampen gehabt, an der katholischen Kirche Frankreichs, die keine Stütze der Throne sei, die den Unglauben nicht, wohl aber den Glauben fürchte, an dem französischen Volk selbst, welches wie ein verfaulter Baum gestürzt sei, da ihm Wahrheit und Sittlichkeit gefehlt. — Nach einem Menschenalter, wo ich obiges niederschreibe, muß ich finden, daß das ernste Urteil Frommels immer noch seine Geltung hat, wie das französische Volk in dem skandalösen Dreyfusprozeß der letzten Jahre bewiesen hat. Der erbauliche, aber umsomehr auf die Gemüter wirkende Charakter jenes ersten Tages ließ es selbstverständlich zu gar keiner Resolution kommen.

Über den dritten Tag der Versammlung kann ich hinwegeilen. Die Versammlung war bereits ermüdet, und der greise hochverdiente Wichern packte weder die Frage:

„Die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart“, noch seine Zuhörer in der wünschenswerten Weise. Das gelang besser dem Korreferenten Wagner, Professor der Nationalökonomie in Berlin, kurz zuvor noch in Dorpat. Er wies den Berührungspunkt zwischen Nationalökonomie und Theologie in der Ethik nach, zeigte wie grundfalsch der positive Aufbau der Sozialisten sei, aber wie richtig ihre Kritik der faktischen gesellschaftlichen Zustände, und trat in höchst interessanter Weise dem falschen Liberalismus entgegen; der Staat müsse auch in das private Gebiet, von dem man den Zwang ausschließen wolle, durch schützende Gesetze eingreifen, und wie es einen Schulzwang, Jagdzwang, auch einen Zwang zu Feuerversicherungen ꝛc. gebe, so müsse der Staat auch die absolut freie Konkurrenz, den Normalarbeitstag, die zu frühe Gründung der Ehe ohne Existenzmittel, die Kinderarbeit und vieles andere beschränken und die Menschen durch Zwang zur Freiheit führen.

Zur Lösung der ganzen sozialen Frage, die wohl in keinem Lande Europas mit dem Ernste behandelt worden ist, als wie in Deutschland damals und in den folgenden Jahrzehnten der Regierung Wilhelms I. und seines Kanzlers Bismarck, gehört mehr als guter Wille und christliche Gesinnung. Dazu gehört positive Sachkenntnis, nationalökonomisches Studium, freilich auf dem Grunde christlich-ethischen Geistes. Das Christentum als solches vermag nicht politische oder pädagogische Probleme zu lösen; ebensowenig reicht christliche Buße und Liebe aus, den Sozialismus zu besiegen.

Diese Oktoberversammlung in der Garnisonkirche mit all dem Geringeren und doch Großen, was uns damals durch eine Menge von Abendgottesdiensten geboten wurde, wo aus allen Teilen Deutschlands in verschiedenen Zungen

und doch in einem Geiste die Taten Gottes gepriesen wurden, ist das Größte gewesen, was mich aus dem Leben der evangelischen Kirche persönlich berührt hat, und deshalb habe ich mich genötigt gesehen, wenigstens einiges davon hier aufzuzeichnen. Die drei Oktobertage waren für mich wirklich ein lebendiger Nachklang von dem großen und siegreichen Kriege und der Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums. Das alles hatten wir aus der Ferne erlebt. Die Reden, namentlich Ahlfeldts und Frommels, ließen einen mitfühlen, was das deutsche Volk als erhebende Freude noch lebhaft empfand. Und vor dem Kaiserschloß gegenüber dem Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III., welcher 1814 in Paris eingezogen war, stand als Symbol wenigstens des einen Kampfpreises, das leider nur vergänglich für den Triumpheinzug des Heeres von Künstlerhand hingezauberte Siegesdenkmal, eine sitzende Germania und zu ihren Seiten die holden Mädchengestalten der heimgeholten Reichsprovinzen Elsaß und Lothringen. Auf dem gemeinsamen Sockel sah man die herzergreifenden Abschiedsscenen aus dem Anfang des Krieges, wo der Sohn von den Eltern, der Jüngling von der Braut, der Familienvater von Weib und Kind, der Mann von seiner Berufsarbeit sich losreißt um dem Sieg oder dem Tode entgegenzugehen.

Wenige Tage nach dem Abschied von der jungen Kaiserstadt war ich wieder bei den Meinen daheim und in der gewohnten Berufsarbeit.

1875.

Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt man die Stätte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt man die Welt,
Tief unter den Wassern das grünende Feld.
(„Wilhelm Tell.“)

Das Halsleiden meiner jüngeren Jahre war durch die konsequenten Kuren von 1858—1860 in der Hauptsache für mein ganzes Leben gehoben. Aber nun begann eine Augenschwäche bei mir sich einzustellen, die mich nie wieder verlassen, im Gegenteil immer gewachsen ist. Es war die Folge meiner angestrengten literarischen schriftstellerischen Arbeit. Besonders häuften sich dieselben 1874, und das erste Symptom des Übels waren Blutkongestionen in die Augen, und der treffliche Direktor der Reimerschen Augenheilanstalt in Riga, der allgemein verehrte Dr. Waldhauer riet mir zu einer Kur in Kissingen, dessen Heilquellen so geeignet sind, den rechten Blutumlauf wieder herzustellen, und ich selbst erfuhr diese Wirkung auch an mir in hohem Grade.

1875 Anfang Mai machte ich mich allein auf den Weg, zunächst nach Schulpforta, um dort mit meinem Sohne zusammen wieder einmal den jährlichen Stiftungstag der Schule mitzufeiern und dem Professor Haedicke, dem Pflegevater meines Sohnes, näher zu treten, wie auch dem trefflichen neuen Rektor der Anstalt, Dr. Herbst, den ich durch sein Wort kurz charakterisieren möchte: „Der Hügel Golgatha ist höher als der Berg Olympos und als das Kapitol.“

Meine Kurzeit in Kissingen bot mir außer der leiblichen Stärkung reichen Naturgenuß in den herrlichen Wäldern der Umgebung und in dem Rosenflor, der reicher

und schöner sich nicht an vielen anderen Orten finden läßt, und viele Erinnerungen an den Krieg von 1866. In den Gärten der Stadt, auf den Feldern und in den nach Süden gelegenen Wäldern bezeugten eine Menge von Gräbern und Kreuzen, wo siegende Preußen und weichende Baiern den Tod gefunden. Vogel von Falckenstein war wie ein Sturmwind von Langensalza durch Thüringen hierhergekommen. Nach kurzer Nachtruhe war er an der fränkischen Saale entlang wieder entschwunden, um die Württemberger an dem Tauber zu suchen. Ein Kissinger Bürger erzählte mir, während er einen Parkweg reinigte, wie die bei ihm in Quartier liegenden Preußen die für sie fertiggekochte Morgensuppe nicht mehr angerührt und kein Stück von dem fertigen Fleisch, das er ihnen angeboten, mitgenommen haben, weil das Signal zum Aufbruch gerufen. Eine Bäckersfrau in Garitz erzählte mir, daß alle junge Mannschaft in die Wälder geflohen, als die Nachricht von dem Anmarsch der Preußen sich verbreitet, man habe gefürchtet, die Preußen würden die jungen Leute mitnehmen und unter die Soldaten stecken. Auch ihr Mann sei in den Wald gegangen. Da seien die Preußen einmarschiert und haben von Haus zu Haus Wäsche requiriert für die Verwundeten, auf die man bei dem bevorstehenden Kampf rechnen mußte. Sie habe mit Tränen von des Mannes neuer Aussteuer hergegeben. Der Unteroffizier habe sie getröstet, sie werde alles zurückerhalten. Wer habe das glauben können!? Aber siehe da, nach dem Friedensschluß ist ihr alles Stück für Stück neu genäht per Post zugesandt worden. Die Frau staunte noch. Das waren Beispiele von Ordnung und Disziplin. Dadurch wurden die Herzen der besiegten Baiern gewonnen, und sie fügten sich bereitwillig in das neue deutsche Reich unter solcher Regierung. Das Ende meiner Kur fiel auf den Anfang der Schulferien. Mein

Sohn kam von Pforta zu mir, und wir benutzten die fünf freien Wochen zu einer Reise in den Süden. Einiges Bemerkenswerte hebe ich daraus hervor.

Bei Römhild im Dorfe Haina besuchten wir liebe Verwandte und machten von da eine Partie auf einen der nahen Gleichberge, welche in ihrer sonderbaren Form ungefähr der päpstlichen Tiara gleichen. Wir bestiegen den einen, und ich hatte da Gelegenheit, in wissenschaftlichem Interesse vielen Menschen einen Kummer zu bereiten. Der Zugang zu dem Gipfel des Berges war durch mehrere riesige Wälle aus Basaltblöcken versperrt und befestigt, ganz ähnlich wie ich auf dem Altkönig im Taunus Steinwälle aus der Heidenzeit gesehen hatte. Die Basaltblöcke waren alle von mittlerer Größe, so daß ein Mann den einzelnen Block bequem hatte hertragen können. Ein merkwürdiges Denkmal uralt germanischer Kriegskunst. Was mußte ich da aber sehen? Hunderte von Menschen waren beschäftigt, die Wälle von Grund aus umzuwühlen, die passenden Stücke, und das waren die meisten, viereckig nach unten verjüngt, zu behauen und das vortreffliche Pflasterungsmaterial auf einer besonders dazu gebauten Eisenbahn fortzuschaffen und für teures Geld nach Nürnberg, Frankfurt, Leipzig &c. zu expedieren. Es gibt in Berlin ein Reichsamt, dessen Aufgabe es ist, historische Denkmäler vor Zerstörung zu schützen, und ich konnte nicht umhin, dem an der Spitze dieses Reichsamts stehenden Geheimrat Quandt einen Bericht zu schicken über das, was ich gesehen. In Preußen sind Gesetze dazu da, daß sie befolgt werden, und mag auch der Materialist mir einen Vorwurf machen, ich hatte die Freude, nach kaum wenigen Wochen zu hören, daß mit der schneidigsten Geschwindigkeit dem Vandalismus im Meiningenschen Einhalt getan und die Basaltwälle auf dem Gleichberge als Zeugen der Vorzeit konserviert wurden.

Im Stuttgarter Museum lernten wir den Professor Haack kennen. Dieser zeigte uns die in Pfahlbauten gemachten Ausgrabungen, unter anderm auch Brotstücke und Weizenkörner, die sich an 2000 Jahre merkwürdig erhalten hatten. Er erzählte uns von soeben begonnenen Ausgrabungen im Torfmoor am Federsee unweit der Ulm—Friedrichshafener Eisenbahn. So etwas sieht man nicht alle Tage, und wir gaben die Reiseroute über Hohenzollernburg und Konstanz sofort auf und dampften mit einer freundlichst uns gegebenen Empfehlung an Dr. Paulus, der die Grabungen leitete, über Ulm nach Schussenried. Bei gewaltiger Hitze ging's zu Fuß weiter. Von einer Hügelkette überschauten wir den ca. eine Meile langen und eine halbe Meile breiten Torfmoor, der seit der Pfahlbautenzeit in den Federsee, dessen Rest uns vom westlichen Horizont entgegenglänzte, hineingewachsen ist. Wann der Pfahlbau entstanden, läßt sich daraus ein wenig ermessen, daß durch oder über dem Torfmoor (und weiterhin durch ganz Schwaben) eine von Kies aufgeschüttete römische Heerstraße gezogen ist. Also hatte unter den römischen Kaisern dieser Teil des Sees schon in einen Moor sich verwandelt. Die deutsche Flagge auf dem Hüttchen, bei welchem gegraben wurde, leitete unsre Schritte, und am Ziel sah unser Auge ein germanisches Pompeji, welches vierzehntägige Arbeit zum Teil schon ans Licht gebracht hatte Ein wunderbares Gefühl bewegt die Seele, wenn eine so alte, längst entschwundene und vergessene Kulturperiode vor uns modernen Menschen wieder erscheint. Das Pfahldorf hat eine Länge von vielleicht weit mehr als 1000 Schritt eingenommen. Garnicht dicke Pfähle, darunter merkwürdigerweise viele von Birkenholz, stehen eingerammt in die kleinen glatten Kiesel des Seegrundes. Etwa 5—6 Fuß ragen die Pfähle aus dem Seeboden hervor und tragen Platt=

formen aus mehreren Lagen sehr dünner Balken, deren jede mit ein bis zwei Fuß hohem Tonestrich bedeckt ist und eine rechtwinklige Gestalt hat, aber sonderbarerweise nur zu einigen wenigen Schlafstellen und nicht viel Raum zu häuslichen Arbeiten bietet. Sehen wir diese Plattformen als Grundflächen der Hütten an, so ist doch nicht zu ersehen, was für eine Art von Bedachung oder Wandung diese Hütten gehabt. Ich vermute, daß es nur einfaches Strauchgeflecht gewesen, etwa mit Lehm beworfen, wie man es noch bei Dorfgebäuden in Württemberg sieht. Die Dächer dürften mit Tierfellen bedeckt gewesen sein. Die Plattformen stehen auf ihren zahlreichen Füßen zuweilen hart nebeneinander, und dann könnten wohl einige von derselben Familie bewohnt oder benutzt gewesen sein. Oft sind sie auch voneinander getrennt. Um bei dem Ausgraben zu den Plattformen zu kommen, hat eine etwa zwei Fuß hohe Schicht trockener Moorerde abgegraben werden müssen. Die Fundgegenstände haben zu einem großen Teil auf dem Seegrund gelegen und es sind ihrer so viele, daß die Bewohner schwerlich in Frieden aus ihrer Heimstätte ausgewandert sein können. Sie hätten dann gewiß mehr von ihrer Habe mitgenommen. Für den Charakter der Kulturperiode ist zu beachten, daß sich hier nichts von Metallgegenständen findet; Waffen und Geräte zu häuslicher Arbeit sind nur aus Stein, Knochen und Horn gefertigt. Die große Sammlung von Funden sahen wir am folgenden Morgen in Schussenried. Dr. Paulus und sein Kollege beschenkten uns freundlich mit einem flachen, etwas ausgehöhlten und einem anderen rundlichen, dazu gehörigen Stein, die beide zum Zerquetschen von Körnern gedient, und mit der Spitze eines Pfahls, die sichtbar mit einem Steinbeil bearbeitet worden war und im Seegrunde gesteckt hatte.

An diese Pfahlspitze knüpfte sich eine Tragödie. Ich bekam sie weich wie Speck von bräunlicher Farbe. Ich wurde belehrt, daß sie, trocken geworden, in Staub zerfalle, wenn sie nicht in Öl gekocht werde. Wir zogen unsres Weges mit unsren Schätzen über Friedrichshafen, Rorschach, St. Gallen, wo wir im Kloster der ersten Pfleger althochdeutscher Literatur gedachten, nach Appenzell. Hier hatten wir Muße einen Apotheker zu suchen und fanden den liebenswürdigen Herrn Neff, welcher gern übernahm unsre Pfahlbaumerkwürdigkeit in Öl zu sieden. Als wir aber nach drei Tagen vom Fuße des Säntis nach Appenzell zurückkehrten, erhielten wir unsre Pfahlspitze zu unsrem Schrecken in ganz anderer Gestalt wieder. Sie hatte jetzt zwei Spitzen statt einer und war auf der einen Seite flach statt rund. Bei genauerer Untersuchung bemerkten wir, daß sie infolge der zu großen Siedehitze auf der einen Seite bis ans Mark von oben bis unten geplatzt war und sich nun auseinander getan hatte. So ist das arme corpus delicti noch im Mitauschen Museum aufbewahrt. — Herr Neff war ein charmanter Mann. Er hatte mir ein Logis zu Schwendi am Fuß der Ebenalp unter dem Säntis empfohlen und uns Scheffels „Ekkehard“ mitgegeben, damit wir das reizende Buch noch einmal oder wenigstens die betreffenden Partien darin beim Wildkirchli lesen möchten.

Das Appenzeller Land liegt von den Touristenstraßen seitab, und ich habe es dort wieder einmal erfahren, daß man übel tut auf den befahrenen Heerstraßen durch die Welt zu ziehen, wenn man Land und Leute kennen lernen will und sich begnügt bei dem, was die moderne Kultur nivelliert und uniformiert hat. Geht man seitab, sieht man mehr die wunderschöne Natur der Gottesschöpfung und mehr die reizvolle Ursprünglichkeit des Menschenlebens. In den Hotels, welche die Großstädter frequentieren, hätten

wir nirgends den mehrstimmigen Gesang der jodelnden Appenzeller Spitzenklöpplerinnen in ihren bunten Röcken und schwarzen Miedern mit reichen Silberkettchen zu hören bekommen, wie wir es an der Mittagstafel im großen einfachen Saal des ersten Appenzeller Wirtshauses genossen. Und nun die Fußwanderung immer höher und höher über Weißbad nach Schwendi, wo hinter dem Kirchlein der hausgroße Felsblock und hinter dem Felsblock der Giebel des Pfarrhauses mit seinen geschnitzten Gallerien und seinen grünen Fensterläden uns freundlich grüßte. Der alte Pfarrer Roller war gerade wie täglich auf die Alpwiesen und in die Schluchten gewandert um seine Schäflein zu besuchen. Seine alte Schwester nötigte uns vorläufig zum Sitzen und riet auf meine Frage, wer und was wir wären, natürlich vergeblich hin und her, bis sie endlich auf den drolligen Einfall kam mich zu fragen, ob ich nicht vielleicht „der Bismarck wäre." Der große Name war seit fünf Jahren wie in alle Weltteile, so auch in diese Gebirgseinsamkeit gedrungen. Bei den Rollers waren wir prächtig aufgehoben, und nun ging's drei Tage lang in die Berge und Täler der Umgebung, auf die Seealp, die an dem Seealp-See liegt, auf den Hohenkasten, wo man tief in das Rheintal hinabschaut, und an der riesigen Felswand empor zu der schmalen Terrasse, an welcher die Höhle des Wildkirchli sich öffnet und die andere Höhle, in welcher jetzt eine einfache Schenke. Da hat der Ekkehard gehaust, der Dichter des Walter von Aquitanien und der Hildegunde; von dort hat er weit über das Appenzeller Land und über den Bodensee hingeschaut auf die blauen Höhen des Schwabenlandes, auf den Hohentwiel, wo die Herzogin Hadwig sein Herz gefesselt bei den Studien der Klassiker. Aus der Klause da oben ist er durch den unterirdischen Felsgang zu den Hirten auf der Ebenalp hinaufgestiegen,

um ihnen das Licht des Wortes Gottes zu bringen, wie es jetzt der Pfarrer Roller von Schwendi tut. Auch wir zogen durch den dunkeln Felsgang in langer Reihe hinauf; einer hielt sich am Rockschoß des anderen, der Führer an der Spitze des Zuges, ein Mann aus der Schenke, trug einen brennenden Kienspan, welcher wechselnde Lichter zwischen die gespenstischen Schatten des Geklüftes warf. Es war ein Gang wie ihn Orpheus aus der Unterwelt gemacht haben muß, als er seine Euridike in das Leben zurückführte. Unsere Euridike war eine Schar Landleute aus der Umgegend. Ein wahres Glück, daß wir hier nicht mit Berliner Touristen zusammen waren. Oben ans Licht gelangt, schauten wir die Ebenalp vor unseren Augen, die ihren Namen wohl davon hat, daß sie eine leise ansteigende Ebene bildet. Der einzige Weg zu ihr führt an dem Wildkirchli vorbei. Alles Weidevieh muß im Frühling denselben Weg hinauf machen, den wir gegangen waren. Senkrechte Felswände fallen rechts und links in unmeßbar tiefe Gebirgsschluchten und nur nach Süden gibt es einen Zusammenhang der Ebenalp mit dem Gebirgsstock des Säntis. Wir verfolgten eine Weile diesen Bergzug auf einem Fußweg zwischen einem Dickicht blühender Alprosen, die über die Kniee reichten, bis uns die Schmalheit des Bergrückens zwischen den tiefen Abgründen schwindelig zu machen drohte.

Über Ragatz und Pfäffers, über Chur und Thusis, über die Partie durch die drei Tunnel der via mala hin und zurück, welche im Vergleich mit den neueren Straßenbauten alle Bedeutung verloren haben, über Tiefenkasten mit dem alten Römerkastell und über den Julierpaß mit seinen zwei römischen Grenzsäulen eile ich hinweg und mache wiederum Halt in St. Moritz im Engadin. Hier wollten wir acht Tage weilen und den Vetter aus Haina

erwarten, aber in jener Höhe von 1856 Meter war es ungemütlich kalt und andererseits wimmelte der Kurort von Europäern, die mir hier ganz wertlos waren, so wanderten wir in den sonnigen Süden. Der Malojapaß ist insofern höchst originell, als man im Inntal ohne die geringste Steigung bis an den 1000 Fuß tiefen Absturz kommt. Am Maloja-Posthaus fanden wir das ganze Moiratal mit Nebel wie mit Milch gefüllt, und nur für einen Augenblick öffnete sich in dem Nebelmeer ein Loch, durch welches wir wie durch einen Tubus das winzige Dörfchen Casaccia zu unsren Füßen erblickten. In Vicosoprano, einige Stunden unterhalb Maloja blieben wir nun acht Tage, um auf den Reisegefährten zu warten. Wir wohnten in der Dependence des Post- und Gasthauses in einer mit poliertem Tannenholz getäfelten kleinen Wohnung über einer Wagenremise und unter der Wohnung des Ortsgeistlichen, dessen Ehehälfte, die Tochter des Gastwirts, während wir unsre Spaziergänge machten, immer unsichtbar wie ein Heinzelfrauchen unsre Stuben in Ordnung hielt. Mein reformierter Amtsbruder, von dem wir am Sonntag eine wackre italienische Predigt, für uns mit Hilfe des Lateinischen verständlich, hörten, muß ein großer Freund von Pferden gewesen sein, denn er fehlte vor unsrem Hause nie auf der Straße unter den Postknechten, wenn die gewaltigen Schweizer Postkutschen auf dem Wege von St. Moritz nach Chiavenna hier die Pferde wechselten. Solche Tage im einsamen Gebirge unter Ziegen und Romanen habe ich sonst nie wieder erlebt.

Einer unsrer zahlreichen Ausflüge führte uns an den Vorbergen des Piz Duan hoch hinauf. Der tiefergreifende Blick auf die rings uns umgebende wunderbare Gebirgswelt veranlaßte damals das nachfolgende Gedicht. Erfährt die Seele einen gewaltigen Eindruck, so fühlt sie sich ge-

drängt auch einen Ausdruck in Worten zu suchen und Prosa genügt da nicht.

Auf der Alp am Piz Duan.

Ich war in einem Gotteshaus —
O wie schön, o wie groß, o wie weit!
Das Herz schwoll mir in Andacht empor,
Es war voll seliger Freud'!

Die Säulen waren urfester Granit
Auf ewigem Fundament;
Die Wände dunkles Tannengrün,
Die Wölbung goldblau Firmament.

Die Bergströme donnerten Orgelton,
Es durchschallte den weiten Saal,
Die Blumen hauchten Weihrauchduft,
Sie blühten ohne Zahl.

Und die Gottesgemeinde fehlte auch nicht
In dem herrlichen Gotteshaus, —
Doch wie klein, wie klein fiel ihr Sinnen und Tun
Vor dem Allmächtigen aus!

Und der Prediger? Du siehst keinen vor dir stehn,
Du hörst keinen redenden Mund, —
Vielleicht siehst du nichts als toten Stein,
Vielleicht wird dir garnichts kund?!

Doch hast du dagegen ein sehendes Aug'
Und hast du ein hörendes Ohr,
So geht dir Offenbarung auf
Und dämmert im Herzen empor.

Im Glanz der Firnen spricht Gott zu dir,
Der Ewge, im Windeswehn,
Dieselben Worte, die im Psalm
Und im Evangelium stehn.

Eh' die Berge gehoben ihr stolzes Haupt,
Eh' die Welt zum Leben erwacht,
Bin ich der Herr, der allmächtige Gott,
Deine Zuflucht, dein Schutz, deine Macht.

Und die Welt vergeht mit ihrer Lust
Und Hoffart und Tand und Leid,
Wer mich liebt und meinen Willen tut
Der bleibt in Ewigkeit.

O Herr, gib Augen der Menschenwelt
Daß sie deine Herrlichkeit sehn,
Und Ohren, deinen gewaltigen Rat
Zu hören und zu verstehen!

Bei Vicosoprano bekamen wir einen ersten Begriff von der Zerstörungsmacht der Rüfen (von lat. ruere, stürzen wie Ruine). Wer's nicht gesehen hat, ahnt es nicht und glaubt es nicht, wie tiefe und breite Schluchten ein oben einmal aufgestautes Wasser auszureißen, was für enorme Massen von Felsblöcken solches von oben herabstürzende Wasser nach Wegspülung des Erdreichs seitwärts zusammenzuwälzen und dabei ganze Partien von hochstämmigem Tannenwald zusammenzuquetschen und halb niederzudrücken vermag. In der Talsohle werden dann Felder und Wiesen klafterhoch mit Schutt bedeckt und auf Jahre hinaus zerstört. Im Engadin hatten wir gegenüber Silvaplana ein ganzes Dorf, namens Surley gesehen, welches durch die Stein- und Schuttmassen einer Rüfe zerstört und halb verschüttet war. Dächer und Mauerreste ragten noch aus dem Schutt hervor. Unweit Chiavenna sahen wir den oberen Teil eines Kirchturms in einem Weingarten als letzten Rest eines durch eine Rüfe zerstörten Dorfes, und auf der anderen Talseite grünten Kastanienhaine und Reben über dem vor zweihundert Jahren durch einen Bergsturz mit seinen 2500 Einwohnern vollständig begrabenen Dorf Plurs (Piuro).

Es ist bekannt, wie die Alpengebirge nach Süden viel steiler und rascher abfallen als wie nach Norden, aber vielleicht keine der vielen Alpenstraßen führt den Reisenden so

schnell aus der nordischen in die südländische Vegetation, als wie die von den Innquellen nach Chiavenna. Bei St. Moritz wandelt man unter Lärchenbäumen wie in Sibirien. Von Maloja bis Castelmur herrscht die Tanne. Unmittelbar unterhalb der Talenge, wo die mittelalterliche gepflasterte Straße neben dem „Castell an der Mauer" über den Hügel durch die eingefallenen Tore der Doppelmauer, die moderne Chaussee in einen Tunnel durch den Hügel geht, ist man zauberhaft in den Schatten wirklich riesiger Kastanien- und Wallnußbäume plötzlich versetzt und auf dem nur kurzen Wege nach Chiavenna kommt man bald an Gärten vorbei, die durch das fabelhafte Gewirr von weitrankenden Reben, Feigen-, Maulbeer-, Orangen- und Zitronenbäumen in Erstaunen setzen, zumal da unter diesen mannshoher Mais, Bohnen, Kohl, Kartoffeln, Nesseln in üppigster Fülle wuchern. Die Fruchtbarkeit erscheint unerschöpflich, aber Ordnung wird vermißt. Es ist wohl erklärlich, wie die Germanen aus ihren Nadelwäldern und Morästen eine unwiderstehliche Sehnsucht, einen unbesiegbaren Wandertrieb nach den sonnigen und fruchtbaren Gefilden Italiens empfunden haben, wenn sie einmal das lockende Land geschaut hatten. Gerade durch Chiavenna ist auch Friedrich Barbarossa mit Heeresmacht gezogen, in Chiavenna stehen noch die Ruinen des Palastes, wo Barbarossa vor Heinrich dem Löwen auf den Knieen gelegen, um ihn zu bewegen, daß er weiter mitzöge zur Unterwerfung der widerspenstigen lombardischen Städte.

Der Comersee ist bekannter, als das Gebirgstal des Bergell, wo wenige Rast machen. So schweige ich von Bellagio, von dem Sonntag Nachmittag daselbst, von seinen milden Bergformen, von seiner weichen Luft, seinen Oleanderblüten rc. Ebenso von Mailand, wohin wir uns wenigstens auf einen Tag trotz der Hitze wagten, von seinem marmornen Dom,

von den zahllosen Heiligenbildern auf dem Dach desselben, unter welche sich Canovas Napoleon, wie Saul unter die Propheten verirrt hat.

Auf dem Rückweg nach Como schauten wir aus der lombardischen Ebene den Monte Rosa, rötlich beleuchtet wie eine aufgeblühte Päonie zwischen dem Morgennebel der Ebene und dem blauen Himmel, von der Morgensonne beleuchtet. Auf der Grenze des Kanton Tessin an der damals jungen Bahnstation Chiasso schwebten wir einen Augenblick in Lebensgefahr. Wir saßen auf einer Holzbank auf dem Dach des Omnibus und hatten unsre Regenschirme gegen die Sonne aufgeschlagen. In der Nähe des Stationsgebäudes rufen uns gute Menschen zu: „Kopf herunter,“ ehe wir eine Gefahr bemerken. Instinktiv beugen wir uns. Da streicht der Telegraphendraht uns über die Haare und reißt die Schirme uns aus den Händen, daß sie weit hin zur Erde fliegen. Um ein Haar wären wir drei guillotiniert worden.

Von Lugano machten wir per Dampfschiff die Fahrt nach Porlezza und stiegen auf dem Rückweg bei Gandria aus, was die Touristen gewöhnlich nicht zu tun pflegen. Der originelle Ort verdient aber in hohem Grade einen Besuch, wenn man nur nicht große Ansprüche an bequeme Restaurationen macht. Einige Reihen Häuser liegen so steil übereinander an der Bergwand, daß man von dem Balkon oder dem Fenster des einen bequem in den Schornstein des zunächst unten liegenden blicken kann. Dorfstraßen gibt es eigentlich hier garnicht, sondern nur ganz enge Höfe. Haustiere haben die Einwohner nicht außer Ziegen. Pferd und Kuh sind unbekannte Geschöpfe. Ein reizender Fußweg führt an dem Ufer des Sees nach Lugano. Mit der Eisenbahn ging's am Monte Venere und Bellinzona vorbei nach Airolo, dann zu Fuß auf den St. Gotthardt. Der

Tunnel wurde eben erst gebohrt. Bei dem Denkmal Suworows dachten wir an das Grab, welches der Feldherr sich graben ließ, wo seine Soldaten nicht mehr weiter marschieren wollten. An der Teufelsbrücke hinter Andermatt und dem Urner Loch staunten wir über den Wagemut, mit welchem dieselben Russen die senkrechten Felsen an der Reuß unter dem Feuer der Franzosen hinuntergeklettert und am andern Ufer wieder erstiegen hatten, weil die Brücke gesprengt war. Wie das möglich gewesen, ist nicht zu begreifen.

Die Reize des Vierwaldstätter Sees heimelten uns mehr an, als die der italienischen Seen. Das deutsche Schweizerhaus, die nordische Tanne, die größere Kraft in den Bergformationen spricht mehr zum Herzen des Nordländers, als die italienische Villa mit ihrem Marmorschmuck, als die fremdartige Vegetation mit ihren zum Teil unbekannten Namen und die erschlaffende Hitze.

Von Vitznau brachte uns die Zahnradbahn auf den Rigi, wo ein seltenes Schauspiel unser wartete. Von Norden zog ein Gewitter her und stieg an der Bergkuppe empor und umhüllte uns bald von Nordost und West bis über die Häupter mit dunkler Nacht, während die Abendsonne vom Jura her die vor uns liegenden Unterwaldner Berge, den Seezipfel von Sarnen, den Brünigpaß und das Berner Oberland mit goldigstem Licht übergoß. Dieser Blick war das Schönste vom Rigi, denn der folgende Morgen bot weder einen Sonnenaufgang, noch eine klare Fernsicht, auf die der Reisende hier in der Regel vergeblich hofft. Gegen die reichen Genüsse bis dahin bot die Heimfahrt über Zürich, Lindau, Leipzig, wo ich meinen Sohn wieder nach Schulpforta entließ, bis Kurland nur Geringes.

1879.

Glänzen sah ich das Meer und blinken
die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die
Segel dahin.
. . . .
Südwärts liegen der Schätze wieviel!
Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.
(Goethe, Epigramme aus Venedig.)

Im Sommer 1879 begann meine Frau von einem Leberleiden heimgesucht zu werden. Der Rat des Arztes stimmte ganz zu meinem bewährten Grundsatz einem Übel bei dessen Anfängen energisch entgegen zu treten, denn jede Zögerung vergrößert die Gefahr und die Schwierigkeit des Übels Herr zu werden.

Ich hatte eben einen größeren Konfirmandenkursus beendet, die Roggenernte war heim gebracht, sie wurde sofort mit der Dampfmaschine ausgedroschen und verkauft. Wenige Tage nach dem Entschluß saßen wir Eheleute beide im Waggon und rollten über Berlin und Leipzig, wo wir die lieben Geschwister besuchten, die aus Dorpat hierher übergesiedelt waren, nach Karlsbad, wo meine Frau mit Gottes Hilfe für eine lange Reihe von Jahren, wenn nicht volle Genesung, so doch in hohem Grade Besserung fand. Damals stand Deutsch-Böhmen noch nicht unter der Mißhandlung der Tschechen oder unter der Schwachheit einer ratlosen Regierung, die nicht weiß, wie sie sich der Anmaßungen ihrer vielsprachigen Völkerschaften erwehren soll. Doch schon damals schauten einfache Leute des deutschen Handwerkerstandes auf Bismarck als auf einen Hort ihrer Nationalität. Ein Karlsbader Tischler äußerte sich in

diesem Sinne mir gegenüber auf einem Spaziergange über Feld.

Ich schweige von dem wunderbaren Karlsbader Sprudel, in welchem man Eier kochen kann und der doch den Mund nicht verbrüht, wenn man das frisch Geschöpfte sofort trinkt, von den ausgedehnten reizenden Spaziergängen in die Berge und Wälder über dem lieblichen Tale, auch von der im maurischen Stil gebauten Synagoge mit dem trefflichen Gesange des Rabbiners und des Chors u. s. w. Meiner Frau wurde eine Traubenkur dringend angeraten, und wir beschlossen bei der vorgerückten Jahreszeit diese südlich von den Alpen in dem berühmten Weingau von Eppan zu suchen, dann aber den Heimweg über Verona, Venedig und Wien zu nehmen. Wir suchten nach irgend einem Reisehandbuch über Tirol und Oberitalien, da wir selbst nicht damit versehen waren, fanden aber nur Goethes Reise nach Italien in der Leihbibliothek, präparierten uns nun danach und folgten genau den Spuren des Dichters gerade von Karlsbad über Budweis, Linz, Salzburg, Innsbruck rc. bis Venedig. Als wir vom Brennerpaß in das tiefe, tiefe Eisacktal und auf die Chaussee drunten aus dem Bahnzug schauten, mußten wir Goethes gedenken, der damals noch nicht vom Dampfroß gezogen in den Süden eilen konnte, und überall sonst sahen wir vor uns und neben uns den Geist Goethes. Die ewige Schönheit der Berge, der rauschenden Wasserfälle hatte ihn erfreut und erfreute nun uns.

In Bozen wurde für einige Tage Halt gemacht, kleine Touren in die Umgegend wurden unternommen, z. B. nach Gries, an dessen Bergabhängen schon wilde Kaktus wachsen, ins Talfertal, wo mich die damals von Kaiser Franz Joseph noch nicht ausgebaute auf vorspringendem Felsen ins Tal hineinragende Burg Runkelstein anzog, die auf ihren dürftigen

Mauerresten noch Spuren von mittelalterlichen Freskogemälden zu Gottfrieds Heldengedicht „Tristan und Isolde“ zeigten. Auf dem camposanto von Bozen, dessen Denkmäler ja freilich mit der Fülle von Kunstwerken in den Säulengängen der Friedhöfe von Mailand oder Genua sich nicht messen können, fesselte uns doch die wunderbare Schönheit eines sehr einfachen Basreliefs an dem Grabe einer Mutter. Die Frau war auf einem Stuhle sitzend dargestellt, umgeben von ihren Kindern, welche die Mutter mit rührender Liebe festzuhalten suchten, daß der Tod sie ihnen nicht wegnähme. Er hatte sie doch genommen. Der Künstler hatte die Sorge, Trauer und Pietät ergreifend in den Stein gemeißelt.

Fast eine Woche lang nahmen wir Quartier im Badel bei Gandeck. Wir wollten zuerst in dem letztgenannten, von Efeu umsponnenen romantischen Schlößchen einkehren, aber der Graf Kuon war so rücksichtsvoll, uns nicht zu verhehlen, daß in dem einzigen vakanten Zimmer kürzlich eine Schwindsüchtige gestorben sei, und da müsse er das Bettzeug gründlich reinigen lassen, damit er seine „Kundschaft“ nicht verliere. Dieser Gau von Eppan, wie interessant ist er doch für Historiker und Kunstfreunde. Auch der flüchtige Reisende findet hier viel zu schauen und zu denken. Ein wenig über Eppan liegt eine ganze Reihe von burgähnlichen Schlössern, neben Gandeck die Engelsburg u. s. w., zum Teil verarmten altadligen Familien, zum Teil auch schon einfachen Bauern gehörig. Das Dorf Eppan selbst hat eine ganze Anzahl von uralten kunstsinnig gebauten kleinen adligen Schlössern. Die einstigen Besitzer sind alle verkommen. Wohlhabende Weinbauern steigen die zierlichen Treppchen hinauf und herab und hausen in Gemächern, deren Plafonds mit dunkelbraunem Nußholz reizend getäfelt sind. Eins der sehenswertesten Häuser solcher Art

war das des alten Fräulein Zenz (Crescencia). Wo ist die ritterliche Herrlichkeit geblieben?

Unter Führung des „welschen Luis“ erstiegen wir eines Tages die Matschatsch und lernten auf dem Wege eine Gand kennen, ein riesiges Steingeröll von einstigen Gletschern zusammengeschoben, und darnach zu unsrem Schrecken nationale Schmarren, Maismehl mit Fett gebraten. An einem anderen Tage brachte uns der Omnibus nach Kaltern, dem südlichsten deutschen Städtchen und deshalb auch dem wärmsten Orte deutscher Erde, wo die Bevölkerung gerade bei der Weinlese beschäftigt war und zahllose Wagen mit je zwei grauen Ochsen bespannt den Traubensegen in die Höfe der Besitzer führten, wo sie buchstäblich mit den Füßen von Männern getreten und gekeltert wurden. Wir wanderten mit einer süßen Last Trauben auf den Calvarienberg um die Aussicht auf Städtchen, See und Alpen zu genießen und erlebten da ein Beispiel von freundlicher Dienstwilligkeit zweier Mönche und von dem Einfluß katholischer Geistlichkeit auf ihre Gemeindeglieder. Auf der grauen Steinstufe vor einer Stationskapelle hatten wir unsren grauen Plaid ausgebreitet und saßen da eine Weile an den Trauben uns erquickend. Als wir aufstanden und zur Stadt hinabgingen, ward der Plaid auf dem Sitz vergessen. Wir bemerkten es bald und kehrten um, aber der Plaid war bereits weg. Wir fragten die Leute an den Häusern, ob sie nicht jemand hätten vorbeigehen sehen. Niemand wußte etwas Bestimmtes. Da kamen uns zwei beleibte Franziskanerpatres in ihren braunen Kutten barhäuptig entgegen. Sie sahen gutmütig aus. Wir baten sie um Rat. Der eine wies uns zum sindaco (Bürgermeister), der andere zum Dekan, der würde es besser machen. Ich bat die Patres, mich, den Fremden, beim Dekan zu vertreten, er habe mein volles Vertrauen, aber der Omnibus

nötige mich zur Abfahrt, und wenn der Plaid sich fände, möchte er zum „Adler“ nach Eppan gesandt werden, und — am anderen Morgen um acht Uhr brachte der Omnibus den Plaid von Kaltern nach Eppan.

Die Zeit drängte, Meran mußte beiseite bleiben. Wir rollten das Etschtal hinab nach Trident, wo natürlich die Kathedrale Maria Maggiore besucht wurde, in deren halbdunklen Räumen das berühmte Tridentiner Konzil lange Jahre in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts getagt und die Dekrete abgefaßt hatte, die mir aus Philippis Kolleg über Symbolik noch wohl in Erinnerung waren. Da waren die Ketzer, die Reformatoren Deutschlands verflucht worden, und da war der Bruch zwischen der katholischen und evangelischen Kirche für alle Zeit festgemacht. Für einen Evangelischen ist es eigentlich unheimlich solchen historischen Ort zu betreten.

Als ich 1859 mir einen Winteraufenthalt suchen mußte und zwischen Meran und Montreux zu wählen hatte, da wählte ich die reformierte Schweiz. In dem fanatischen Tirol wurde damals dem Evangelischen nicht einmal ein ehrliches Grab gegönnt.

Von Trident fuhr uns ein Vetturino über die Bergkette in das Sarcatal. Oben auf dem Paß ist eine kleine Befestigung gegen etwaige italienische Einfälle, die vom Gardasee aus versuchen wollten, die Italia irredenta (das unerlöste Italien) aus den Händen Östreichs zu befreien Der Weg führt da durch eine Art natürlichen sehr engen Felsentors, an dessen innerer Seite rechts und links man im Felsen die deutliche Spur einer tief eingedrückten Menschenhand sieht. Das sind die Spuren von den Händen des heiligen Vergerius, des Schutzpatrons jener Gaue, welcher dort vor Zeiten sich den Durchgang gebahnt hat. Von dem erzählt die Legende, daß seine Wunderkraft die

wollenen Kutten aller seiner Ordensgenossen auf immer von allem bösen Ungeziefer befreit habe.

Im Städtchen Vezzano an der Sarca saßen wir in dem Gärtchen des Gasthauses unter einem mit reichen Früchten beladenen Mandelbaum, und bei Arco trat ein neuer Zeuge des südlichen Klimas uns vor die Augen, ein großer Olivenhain bei dem Schloß eines östreichischen Erzherzogs. Die weiß schimmernden Ölbäume erinnerten uns lebhaft an die Silberweiden unsres Nordens, andrerseits versetzten sie uns nach Attika, wo Athene und Poseidon einst drum stritten, ob wohl der Ölbaum der Göttin oder das Roß des Gottes eine wertvollere Gabe für die Athener gewesen. Am Abend standen wir in Riva auf dem Balkon des kleinen Hotel Kern unter dichtem Efeu und sahen den Vollmond seinen Glanz auf den spiegelglatten Gardasee und durch das dunkle Laubdach werfen. Die Herbsttage waren schon frisch, aber wir konnten doch den Süden in vollen Zügen genießen. Eine Bootfahrt nach Limoni zeigte uns die ersten Zitronenbäume, freilich hier noch unter einem Balkengerüst, das in den Wintermonaten gegen die Kälte mit Brettern zugedeckt wird, wie man es in Dorpat mit edleren Obstbäumen tut. Am Fuß des Monte Brione aßen wir süße Feigen vom Baum, und in den Gäßchen von Torbule, wo auch Goethe durchgewandert, saßen italienische Maler und skizzierten alte Häuser oder die zahlreichen Kähne in dem von kleinen Molen umgebenen Hafen.

Über Mori ging's weiter nach Verona, wo die letzten Berge an die Ebene stoßen. Es ist ein eigen Ding, auf so uralt historischen Boden zu treten und die wechselvollen Ereignisse von Jahrtausenden an seinem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. In dem Amphitheater von Verona zeigte sich die solide Macht des römischen Volks. Wie sind da die riesigen Quadersteine aufeinander getürmt, sie trotzen

der Zeit! In der elliptischen Arena wurden Seeschlachten dem Volke vorgeführt, nachdem aus der Etsch das nötige Wasser hineingeleitet. Im Erdgeschoß sind noch die Gewahrsame mit den eisernen Riegeln für die wilden Tiere, mit denen die Gladiatoren oder die zum Tode verurteilten Christen kämpfen mußten. Und wenn man die langen Steinstufen zwischen den massiven Sitzreihen zu dem oberen Rande hinaufklimmt, öffnet sich der Blick auf das moderne Leben des Volks, welches nichts mehr weiß von den alten Naumachien und von jenen Opfern christlichen Glaubens. —

Ein halbes Jahrtausend später war das weströmische Reich durch die Germanen zertrümmert, und Theoderich der Große (Dietrich von Bern) beherrschte von Verona aus das mächtige Ostgotenreich. Germanische, christliche Kultur löste nun die altrömische klassische Periode ab. Die Dichtungen eines Virgil und Catull, beide in und nahe bei Verona heimisch, wurden den Gemütern fremd, und die Heldentaten des Amelungen Dietrich boten reichen Stoff für Jahrhunderte den Dichtern der über Westeuropa sich ausbreitenden deutschen Völker. — Auch das Ostgotenreich mußte zerfallen und die sonderbaren an den Außenwänden der veronesischen Paläste hängenden Reiterbilder der Skaliger führen uns in die Zeit der kleinen Dynasten, die in und nach der Hohenstaufischen Zeit hier in Verona herrschten, wie andere Geschlechter in den anderen Städten Oberitaliens. Das Standbild Dantes auf Piazza dei Signori erinnert an diesen religiösen und politischen Propheten Italiens, der, von seiner Vaterstadt Florenz geächtet, hier bei den Skaligern gastliche Aufnahme fand.

Vom Geiste Goethes begleitet, fuhren wir an Vicenza vorbei nach Venedig; zauberhaft ist der Weg über die lange Eisenbahnbrücke, wo man über der rechts und links weit sich ausdehnenden Meeresfläche, wie im Vogelfluge zu

schweben wähnt, und noch zauberhafter erhebt sich allmählich aus den Wassern vor uns das versteinerte Märchen, die Lagunenstadt. Die Gondel erwartet den aus dem Waggon steigenden Reisenden. Keine Droschke rasselt, kein Pferdehuf tönt, nur leise schlägt das Ruder das Wasser der Kanäle, nach denen die Haustüren der Paläste sich öffnen. Vor diesen ragen hohe Holzpfosten aus dem Kanal, geschmückt mit den Farben der einstigen Signori und Principi, welche da ihre Gondeln befestigten. Aber die alte Herrlichkeit ist verklungen, und die Beherrscherin des Mittelmeeres und der Levante hat ihren Handel meist an Triest und ihr Schwert an das Königtum des vereinigten Italien abgeben müssen. Aber Ehrfurcht fordert die alte Republik noch immer, und es gibt nicht viel Großartigeres in der Welt als den Dogenpalast mit seiner mächtigen Säulengalerie, mit seinen grandiosen Sälen und seinen historischen Wandgemälden, die alle der Verherrlichung venetianischer Macht dienen, daneben die Markuskirche mit ihren an Byzanz erinnernden Kuppeln und ihren Mosaiken.

Einige Tage fesselte uns der wunderbare Ort mit den Kunstschätzen seiner Akademie, in welcher wir die schon von Goethe gerühmte Reihe dorischer Säulen und die zierliche Marmorwendeltreppe in elliptischer Form, Werke des Architekts Palladio aus Vicenza, entdeckten, mit ihren mannigfaltigen Kirchen und deren auch seitab stehenden Glockentürmen, deren Aufgänge wenigstens bei St. Giorgio an den Innenwänden sich hinaufziehen, ohne daß das Innere des Turmes durch Querböden geteilt wäre. Eine Fahrt nach dem Lido, wo das einzige Pferd Venedigs, vor einen kleinen Omnibus gespannt, den Verkehr von der Lagunenseite zu der offenen Meeresseite der langgestreckten Düne und wieder zurück, vermittelt, zeigte uns, gerade zur Zeit der Ebbe, die großen aus den Lagunen hervorsteigenden

braunen Schlammhügel, die während der Flut unter dem Wasser verschwinden. Wir sahen auf dem Markt am Ponte rialto die Kübel voll kleiner Seetiere, die die Verkäufer auch roh essen, und die gebackenen Kürbisse, von denen das Volk sich wie von Brot nährt. Ein armer Knabe las hinter uns die weggeworfenen Schalen von Trauben auf und stillte seinen Hunger. Des Abends zogen Gondeln leise durch die Lagunen und Sänger lockten mit melodischem, mehrstimmigem Gesange Hörer an das Ufer und an die Fenster. Auf dem Markusplatz saßen wir vor den Konditoreien wie in einem gewaltigen Saale in der Nähe von Albanesen und Griechen, Türken und Afrikanern.

Aber wir mußten aus dem Märchenlande hinweg, und nach einer Nachtfahrt per Bahn stiegen wir unweit Triest bei der kleinen Haltestelle ab, von wo der Weg zu dem Schloß des in Mexiko gefallenen Kaisers Maximilian, Miramare, an der Spitze einer Halbinsel hinabführt. Wieder ein ganz anderes Bild, Garten und Schloß totenstill und leer. Eine Tür war offen. Wir traten in einen Vorsaal, von welchem aus rechts eine in Schwarz gehüllte Kapelle uns zum Eintritt ladet. Außer uns wohnt nur der Kastellan der Frühmesse bei. Wir wandern durch das Innere des reizenden Schlosses. Die Wände sind neben Gemälden mit Waffensammlungen und anderen Erinnerungen von der Reise des Erzherzogs Maximilian um die Welt geschmückt. Tief tragischen Eindruck macht der kleine Saal, in welchem ein Herrscherthron aufgestellt ist, auf welchem der Prinz die mexikanische Delegation empfangen hat, die ihm die Krone brachte. Zur Annahme derselben verführte ihn die betrügerische Politik Napoleons III. und die Eitelkeit der eignen Gemahlin. Er selbst verblutete unter den mexikanischen Kugeln in Queretaro. Napoleon büßte bei Sedan und die Exkaiserin Charlotte in jahrelangem Irrsinn

zu Schloß Laeken bei Brüssel. Jetzt ist es in dem öden Miramare wieder lebendig geworden, nachdem die verwitwete Kronprinzessin Stefanie von Österreich sich zu neuer Ehe mit dem Grafen Lonyay dort verbunden.

Das moderne Triest hielt uns nicht lange auf. Der Herbst brach herein. In Wien war es bitter kalt. Schönbrunn und der Prater waren entlaubt. Über Warschau kehrten wir heim und wurden in der Heimat von Winterschnee empfangen.

1883.

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht;
Kennst du es wohl? (Goethe.)

Das Jahr 1883 führte mich zum drittenmal nach Italien. Alle guten Dinge sind drei. Die Mittel dazu waren mir unerwartet zugeflossen. Der Justizminister Nabokow brauchte eine Übersetzung der neuen Justizordnungen von 1864 ins Lettische und ich wurde zu dieser Arbeit beauftragt. Die mir daraus erwachsene Revenue wollte ich zur weiteren Ausbildung meiner beiden Töchter verwenden. Die häusliche Erziehung war zu einem gewissen Abschluß gekommen, aber es schien mir heilsam, daß der geistige Horizont auch junger Mädchen über die Grenzen des kleinen Heimatlandes ausgedehnt werde. Man sagt nicht mit Unrecht, daß auch Töchter eine Weile aus dem elterlichen Hause hinaus müßten und daß ein Unterricht bloß im Hause nicht genüge. Infolgedessen geben viele Eltern ihre Töchter für eine Reihe von Jahren in städtische Institute und Pensionate. Ich meinerseits habe mich begnügt, die

Erziehung meiner Töchter durch Hausunterricht zu einem gewissen Abschluß zu bringen und habe allerdings mit der Wahl von Lehrerinnen von Anfang bis zu Ende, mit Inländerinnen und Ausländerinen, großes Glück gehabt; eine wurde mir von einem lieben Freunde aus Danzig als „Perle“ empfohlen, und als diese heimkehren mußte, eine zweite als „Diamant“, und des Freundes Empfehlung hat uns durchaus nicht getäuscht. Die eben angedeutete „Perle“ spielt augenblicklich eine hervorragende Rolle in der Leitung des schon ca. 12000 Mitglieder umfassenden Vereins von Lehrerinnen des deutschen Reichs. An dieser Stelle kann ich nicht umhin, mein Bedenken zu äußern gegen die Erziehung von Mädchen in größeren städtischen Anstalten. Es ist ja wohl unzweifelhaft, daß in der Stadt die Lehrkräfte zahlreicher und vielseitiger sind, daß in der Stadt manche geistige Anregung hinzukommt, die in der Regel in dem Maß auf dem Lande fehlt, daß also in der Stadt mehr gelernt wird. Aber auf der anderen Seite dürfte in der Stadt manches fehlen und mancher nicht wünschenswerte Einfluß sich geltend machen. Da ist eine große Frage die, wieviel Garantie im Pensionat sich für wirklich sorgsame Erziehung und Charakterbildung findet, wieviel da die elterliche Wachsamkeit und Fürsorge ersetzt werden will und ersetzt werden kann, deren das jugendlich weiche Mädchengemüt noch viel mehr bedarf als die härtere Art des Knaben. Und eine andere große Frage ist die, wie vieler bedenklicher Gefahr eine Tochter in einer städtischen Schule ausgesetzt ist durch die ganz unkontrollierbaren Einflüsse seitens der dort zusammengewürfelten Schuljugend, die zu einem Teil ja gewiß aus ehrenwerten Familien stammt, zu einem anderen Teil aber aus Häusern, wo eine Richtung des Urteils und der Gesinnung herrscht, vor der man sein eigen Kind behüten möchte. Mein Gedanke geht

dahin, daß Eltern sich klar werden müssen darüber, ob sie ihrer Tochter vor allem eine Fülle von Kenntnissen oder vor allem einen gediegenen Charakter wünschen.

Dazu kommt noch manches andere. Die öffentlichen Schulen haben heute eine ganz andere Art als wie früher. Reden wir nicht von den Stadtkindern, sondern von den landischen, so ist wohl gegenwärtig eine Reihe von ca. 7—10 Jahren erforderlich, um zu einem Abschluß des Unterrichts zu kommen. Vor 60—70 Jahren genügten nach einer gewonnenen Elementargrundlage drei Jahre vollkommen, um eine Tochter auszubilden, daß sie im Hause und in der Welt eine durchaus geachtete Stellung einnehmen konnte. Heutzutage hält man, abgesehen von den Sprachen, zu welchen noch die russische mit einem ungeheuren Zeit- und Kraftverbrauch hinzugekommen ist, ein viel größeres Quantum von Wissenschaften, extensiv und intensiv, für notwendig. Die heutigen Schrecken eines Gouvernantenexamens waren vor einem halben Jahrhundert unbekannt, und damals bezahlten nicht so viele junge Mädchen als heute ihre wissenschaftliche Bildung mit einem siechen Körper für ihr ganzes Leben. Und was sind heute die Folgen eines so langen Sitzens bei den Büchern? Erstlich Entfremdung vom häuslichen Leben, Wirken und Schaffen und sodann ein künstlich eingepflanzter Trieb, bei den Büchern zu bleiben und nach dem Mädchengymnasium nun auch noch die Universität zu besuchen. Im baltischen Lande sind wir ja noch nicht soweit gekommen, wie im Innern des Reichs, aber werden wir uns auf die Dauer frei halten von dieser Ungesundheit der Lebensentwicklung?

Man wird mir mancherlei einwenden gegen meine Abneigung von städtischen Instituten für Mädchen. Man wird sagen: nicht alle Eltern wären imstande, selbst ihre Töchter zu erziehen oder zu unterrichten, und hätten nicht

die Mittel, Hauslehrerinnen zu halten. Das erstere mag wahr sein, das zweite kaum, denn für einige Töchter dürfte eine Lehrerin weniger kosten, als Schule und Pension in der Stadt, und wieviel ist das wert, das nebenbei gewonnen wird, ich nenne nur den segensreichen mütterlichen Einfluß auf die Töchter und die Gewöhnung an das häusliche Leben und die tägliche Übung in häuslichen Hilfeleistungen und Arbeiten, zu denen der häusliche Unterricht Zeit gibt und geben muß. Dann wird die Tochter nicht allein im Wissen, sondern auch im Können ausgebildet werden, in einer Kunst, die neben den sogenannten Künsten wie Musik, Malerei ꝛc. nicht dürfte verachtet oder vernachlässigt werden, aber leider doch wohl manchen jungen Mädchen fremd bleibt, wenn sie vom 10.—17. Jahre an der städtischen Quelle von Pseudo-Gelehrsamkeit gesessen haben. Ich meine die Kunst ein Hauswesen zu leiten. Man wird sagen, das könne man ja jetzt in allerlei Koch-, Näh- und Plättschulen ꝛc. schnell lernen. In ganz kurzer Zeit wird das nicht gehen, und mögen solche Schulen auch immerhin wünschenswert und zum Teil Bedürfnis sein, ich sehe sie andrerseits als ein Zeugnis an über die Mangelhaftigkeit unsrer häuslichen Erziehung, oder über die Unfähigkeit und Lässigkeit mancher Hausfrauen und Mütter.

Man wird mir einwenden, die Töchter brauchten eine städtische Schulbildung, um sich später die Möglichkeit einer Existenz zu schaffen, wenn sie nicht heiraten oder nicht Renten haben, von denen sie leben können. Man wird mir namentlich Inkonsequenz vorwerfen, wenn ich selbst Hauslehrerinnen in mein Haus gezogen, aber zugleich die Schrecken eines Lehrerinnenexamens von den jungen Mädchen habe abwenden wollen. Es liegt mir fern, denen den Lehrerinnenberuf hindern zu wollen, welche die geistige und

körperliche Befähigung dazu in sich tragen. Wer die Kraft dazu hat, mag mit Gott diesen segensreichen Beruf erwählen und sein Leben einem solchen widmen. Aber ich muß ernstlich Eltern warnen, einer Tochter diesen Weg zuzumuten oder sie dazu zu nötigen, deren geistige und leibliche Kraft dazu nicht ausreicht. Über die anderen Wege, sich eine Existenz zu gründen, kann ich hier schweigen, es gibt ja nicht wenige solcher. Der wichtigste und segensreichste wird aber immer der sein, daß die Verheiratete oder die Unverheiratete sich den tausendfältigen Pflichten in der Familie und im Hause widmet und nur da, wo die Zustände anfangen krankhaft zu werden, sucht das Weib sich einen Beruf unter Fremden in dem öffentlichen Leben, sei es in dieser oder jener Art, und zu der Krankhaftigkeit rechne ich mit, wenn heutzutage von dem Manne und dem Weibe so große Ansprüche ans Leben gemacht werden, daß das Heiraten oft für unmöglich angesehen wird, weil die Mittel zur Erhaltung einer Familie angeblich nämlich infolge von allzugroßen Ansprüchen fehlen. Warum fehlen sie aber? Weil die Einfachheit des Lebens durch Luxus und Mode zerstört ist und weil mancher und manche nichts Rechtes gelernt haben, um eine Stelle in der Welt auszufüllen, die auch ein anständiges Brot gewährt. Das ist wahr.

Von solchen Grundansichten aus habe ich meine Töchter im Hause unterrichten lassen und unterrichtet, habe mich auch bemüht, in Musik und Malerei je nach dem vorhandenen Talente außer dem Hause darzubieten, was im Hause sich nicht bieten ließ und wollte nun meinen lieben Mädchen etwas von der Welt zeigen. Eine Nichte schloß sich uns an, und mit Einbruch eines herrlichen Frühlings ging es mit offenen Augen und fröhlichen Herzen hinaus. Die erste Station wurde in Königsberg gemacht. Ein inzwischen durch wissenschaftliche Studien mir nahe getretener verehrter

Freund, Professor A. Bezzenberger, nahm uns, wenigstens zum Teil, in seinem gastlichen Hause auf und widerlegte, wie ich das meinerseits auch sonst oft erfahren habe, den baltischen Wahn, daß in Deutschland Gastfreundschaft selten sei. Überall gibt es ja nicht immer Raum zur Übung von Gastfreundschaft, aber wo es an Raum nicht fehlt, habe ich sie oft in reichem Maße gefunden. Das liebenswürdige Bezzenbergersche Ehepaar lud, um uns eine Freude zu machen, eine ganze Abendgesellschaft von hervorragenden Universitätsprofessoren zusammen. Leider hatte der Einladung der Historiker Felix Dahn nicht folgen können, welcher ja durch seinen „Kampf um Rom" die Herzen der Jungen und der Alten auch im baltischen Lande sich erworben. Aus der Zahl der Anwesenden nenne ich außer einem alten Kommilitonen aus Schulpforta Professor Th. Schirmer, einen jüngeren Gelehrten Professor Garbe, den seine philosophischen und Sanskrit-Studien bald nach diesem Zusammensein in das britische Indien führten. Sein Buch über diese Reise, seine Schilderungen Indiens von Bombay bis in die Berge des Himalaya ist eines der interessantesten, welches mir über jenes Land in die Hände gekommen.

Auf der Weiterreise schloß sich in Dirschau unsre liebe oben erwähnte „Perle" uns an und genoß mit uns die Kunstschätze und historischen Denkmäler Berlins. Gleich am ersten Abend, als wir unser Quartier zu einem Spaziergang unter die Linden verließen, traf uns der unvermeidliche Witz eines Straßenjungen, der hinter uns her rief: „Mädchenpension wird spazieren geführt."

Von Leipzig aus wurden außerhalb des Rundreisebillets zwei Abstecher, der eine nach Dresden und bis auf die schöne Bastei, der andere nach Westen, nach der alten teuren Wartburg und nach Schulpforta auf dem Rückweg

gemacht, wo wir nun in der schönen neuen Aula der Feier des Stiftungstages beiwohnten, und wir unter anderen den Vortrag eines jungen Primaners anhörten, der in den gewandtesten lateinischen Distichen mit urwüchsiger Komik das Durchfallen eines Novizen durch das Rezeptionsexamen schilderte. Es war bewundernswert, wie der kleine Jüngling in lateinischen Versen die Fragen des Lehrers aus der Mathematik und aus allerlei anderen Schulfächern nebst den verfehlten Antworten darstellte, wie er ganz artig und nett den sächsischen Dialekt seines mathematischen Professors geißelte, welcher statt nach Meter und Liter faktisch nach Meder und Lider gefragt und natürlich vom Novizen etwas über Völker Asiens zu hören bekommen hatte, und es war drollig, wie er den etwas übereifrigen Souffleur, der die absichtlichen Kunstpausen als ein Steckenbleiben ansah, mit einem Stampfen des Fußes zur Ruhe verwies. Bei dem Pförtner Festdiner, an welchem ich in der Turnhalle teilnahm, während meine Töchter im Hause des Professor Haedicke aufgenommen waren, hatte ich Gelegenheit Beobachtungen zu machen, wie sie mir bis dahin minder aufgefallen waren. Es trat mir ein großer Unterschied entgegen zwischen dem Verhalten baltischer Deutscher einerseits und preußischer Staatsbürger andrerseits den Vorgesetzten gegenüber. Der militärische Geist Preußens scheint mir auch die Zivilbevölkerung durchdrungen zu haben.

Strammste Disziplin wird von oben exekutiert, und der auf der Beamtenskala niedriger stehende wird dementsprechend von dem Gefühl des Subordiniertseins beseelt. Die Beamtenhierarchie, und die Beamten des Schulfachs gehören ja mit hinein, ist gleich der militärischen ein gewaltiges System, welches zum Wesen des preußischen Staats gehört, und man wird nicht leugnen können, daß

in diesem System nicht eine Schwäche, sondern eine Kraft liegt, sofern von oben bis unten alle, sei es im Kommandieren, sei es im Gehorchen, vom strengen Pflichtbewußtsein getrieben werden. Wenn in einem Staate eine Beamtenhierarchie ohne Pflichtbewußtsein herrscht, dann freilich ist der Staat verfault. Im Turnsaal zu Pforta fiel mir die Ehrerbietigkeit auf, mit welcher die hervorragenden Häupter meiner alten lieben Pforta zu den anwesenden Vertretern des Magdeburger Provinzialschulkollegiums oder den Vertretern des Kultusministeriums in Wort und Benehmen sich stellten. Es erinnerte mich diese Art daran, wie Generalsuperintendent Büchsel, den ich etliche Jahre zuvor in Berlin besucht hatte, über seine Kandidaten im Scherz oder im Ernst sprach und sie zu behandeln schien. Es war das jedenfalls mehr die Art eines Vorgesetzten als eines geistlichen Vaters, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich meine, daß der preußische Generalsuperintendent oder Superintendent seine Pastoren zu einem Teil stark als Untergebene betrachtet und sich zu denen nicht stellt als primus inter paris. Letzteres ist bisher in unsren Ostseeprovinzen das Übliche gewesen, und weil uns hier im baltischen Lande namentlich während der deutschen Verwaltung eine so strenge Handhabung oberherrlicher Disziplin etwas Fremdes gewesen, so pflegen wir baltischen Deutschen unsren Vorgesetzten gewiß nicht anmaßend oder unartig entgegenzutreten, aber bei allem Respekt und aller Höflichkeit doch in einer entschieden freieren Weise, als wie das in Preußen Gepflogenheit sein dürfte, und ich weiß, daß dieses freiere ungezwungenere Wesen gerade auch junger Leute aus unsren Provinzen in Deutschland, weil es da fremder ist, wohlgefallen und unsren Söhnen draußen oft eine angenehme Stellung verschafft hat. Über die Gründe dieser Verschiedenartigkeit des Auftretens und Benehmens

ließe sich manches Besondere und Interessante aufführen, aber das gehört nicht hierher.

Aus Leipzig, wo wir den Verkehr mit den nächsten Verwandten genossen hatten, eilten wir möglichst rasch in den Süden, damit uns dort die Sonnenhitze nicht zu störend werde und sparten Baiern und Schweiz, ja auch die italienischen Seen für den Rückweg auf. So ging's im Fluge über Lindau nach Zürich. In der kleinen Kantonstadt Zug fesselte uns für ein Stündchen die Fronleichnamsprozession, und ich kann mir wohl denken, einen wie großen Einfluß solche katholische öffentliche Feste und Festzüge auf das Volk ausüben. Das Kirchliche und Geistliche wird aus dem Innern des Gotteshauses in das tägliche Leben, in die Straße getragen und kann wohl ohne selbst entweiht zu werden, eine Weihe dorthin bringen. Es offenbart sich da auch ein wohltuender Schönheitssinn und Geschmack, Altäre sind hin und her gebaut und Teppiche vor diesen ausgebreitet, nicht von Menschenhand gestickte, sondern von Grünwerk und Blumen in freundlichen Mustern zusammengestellte. Und nun kommt das Volk, nicht in beliebigem Gedränge, sondern wohl geordnet, voran die Kinder, die Mädchen alle in weißen Kleidern mit Blumen und Kränzen, dann die herangewachsene Jugend, dann die Weiber und Männer, erst die in der Blüte des Lebens, zuletzt die Greisinnen und Greise, jede Abteilung geleitet von Geistlichen oder auch von Nonnen. Übrigens findet sich ja neben dem Licht auch der Schatten. Ein solcher fiel mir einmal in Kissingen gerade bei einer Fronleichnamsprozession nicht angenehm auf. Bei jedem Altar nämlich, deren eine Anzahl hin und her am Markt und an den Straßen erbaut waren, las ein Geistlicher Abschnitte der evangelischen Geschichte vor, aber — in lateinischer Sprache. Was hat das Christenvolk von dem Gottes-

wort, wenn es ihm nicht in der Muttersprache geboten wird?

Das Dampfschiff brachte uns von Zug nach Art. Bei einer kleinen Haltestelle zwischen dem Rigi und Roßberg stiegen wir aus, um den nächsten Zug abzuwarten. Wir machten etwas Toilette, wozu wir in Zürich bei dem eiligen Aufbruch nicht Zeit genug gehabt hatten, und ich habe Gelegenheit hier Reisende zu warnen vor dem Mißbrauch des nicht etwa mit dickem Glase versehenen, sondern offenen eisernen Rostes außerhalb der Schwelle vor der Haustür des kleinen Bahnhofgebäudes. Ich konnte in diesem Rost mitten auf dem Wege nur die Öffnung einer Kehrichtgrube sehen und goß unbefangen von Ordnungstrieb beseelt mein Waschwasser hinein. Aber, o Schrecken! da unten lebten Menschen, da waren die Küchenräume, und kaum war der Guß hinabgestürzt, so spazierte unter meinen Füßen eine Kellnerin mit Salat und Karbonade, die wir bestellt hatten, vorüber.

Wir hatten noch Zeit nach dem Frühstück einen Spaziergang durch die Schutthügel und Felstrümmer zu machen, welche vom Roßberg herabstürzend im Anfang des Jahrhunderts vier Dörfer, Goldau, Lowerz ꝛc. begraben haben.

Dann ging's weiter nach Brunnen an den mir schon so wohlbekannten lieben Vierwaldstätter See. Natürlich wurde der Axenstein um seiner herrlichen Aussicht willen besucht, und die Rütli-Wiese an der gegenüberliegenden Uferwand um Schillers Tell willen. Es gibt liebliche Poesie, die man besser in den Grenzen des Wortes läßt, aber nicht auch dem Auge darzustellen sich bemühen sollte. Uns wurde die Poesie Schillers gestört, als wir die drei Quellen des Dichters, mit denen er die drei zum Befreiungskampfe sich verbindenden Kantone

symbolisiert, da oben aus der künstlichen Felswand in drei eisernen Röhren herauslaufen sahen; die Röhren deuteten zu augenscheinlich auf die tatsächliche Einheit der Quelle. Von Brunnen ging's ohne irgend welchen Verzug mit der Bahn im Reußtal hinauf durch den Gotthardtunnel und dann am Tessin hinunter und weiter über Lugano, Como nach Mailand. Nur in Faïdo am obern Tessin stiegen wir zum Nachtquartier aus, um so einen kleinen Ort im Gebirge uns anzusehen; da sieht man mehr von der Eigenart des Volks, als in den größeren Städten und deren Hotels.

Auf dieser Tour waren wir mit der interessanten Persönlichkeit eines Ungarn, namens Szalay, zusammen. Es war ein feingebildeter junger Mann, welcher nach seinen heimischen Studien Frankreich, England und die Niederlande sich angesehen hatte und nun Italien und dann den türkischen Orient kennen lernen wollte. Er schien sich auf den Staatsdienst in seinem Vaterlande vorzubereiten. Ich interpellierte ihn betreffs der Behandlung der unter magyarischer Regierung stehenden anderen Nationalitäten seitens der Machthaber und hörte ihn die magyarischen politischen Grundsätze in einer Weise verteidigen, die zu meiner idealeren Auffassung nicht paßte. Er sagte, Menschen ließen sich ihre Nationalität ohne große Schwierigkeiten nehmen, wenn die Staatsmacht solchen Untertanen nur sonst Wohltat erweise hinsichtlich des äußeren Wesens, d. h. also, daß ein Volk seine Sprache und was von geistigen Gütern damit zusamenhängt, auch wohl zu opfern bereit sei, wenn ihm seine äußere materielle Existenz nicht geschädigt, sondern gepflegt und gefördert werde. Das mag ja wohl wahr sein bei Nationalitäten, deren Sprache es noch nicht zu einer wertvollen Literatur gebracht und deren geistige Besitztümer noch nicht einen nennenswerten Umfang gewonnen haben. Die verlieren ja in der Tat wenig, wenn sie sich

einem höher gebildeten oder höher gesitteten Volkstum anschließen, und wenn ihnen in einem solchen höhere geistige Güter und auch eine gewinnreiche Karriere geöffnet und dargeboten werden. Szalays Theorie stimmt den Siebenbürger Sachsen gegenüber schon nicht, und der letzte blutige Kampf der Engländer gegen die Buren in Südafrika zeigt schlagend, wie jener germanische Stamm bereit war, lieber unterzugehen, als sich durch das Linsengericht englischer Industriekultur abspeisen und englisieren zu lassen. Und an manchem andern Ort in der Welt gibt es Menschen, die mit Zähigkeit an ihrem Volkstum festhalten, namentlich, wo ihnen Sprache und Sitte aufgedrängt wird, die tief unter dem Niveau stehen, welches sie selbst in Jahrhunderten sich errungen haben.

Wir waren wie durch einen Zauberschlag aus der germanischen in die italische Welt versetzt. Wir standen auf dem Balkon unsres Hotels unweit des Doms zu Mailand. Es war ein weicher bewölkter Abend, und das erste, was uns da begrüßte, war der unsagbar einfache aber lieblich melodische Gesang zweier Vorübergehender, eines Mannes und eines Knaben; erst klang das Duett leise von weitem, es kam näher, es verklang wieder leiser und leiser in der Ferne. Solche Männerstimmen gibt es in dem rauhen Norden nicht. Das Notwendigste sahen wir, aber das eigentliche Italien war es noch nicht. Die lange Herrschaft der Ostgothen und der Longobarden in der Po-Niederung hat viel germanisches Blut und germanisches Wesen nach Oberitalien gebracht. Dasselbe Gebiet von Savoyen bis zur Adria war einst von Kelten bewohnt (Gallia cisalpina).

So eilten wir weiter nach Genua um Italien kennen zu lernen. Da schauten wir nun von der oben an den Bergen rings um die Stadt gehenden, von Viktor Emanuel

prächtig angelegten Straße auf die amphitheatralisch zum Strande sich senkende Stadt, auf den mit mächtigen Schiffen gefüllten Hafen, der einst auch den Handel von Nürnberg und Augsburg mit der Levante vermittelte, und weithin auf die Wogen des Mittelländischen Meeres. Genua war und ist ein Handelsemporium, keine Residenz großer Fürsten oder breiter Regierungsgewalten, auch nicht eine fruchtbare Heimstätte der Kunst, nicht ein Sammelplatz von Denkern und Dichtern; auch das kirchliche Leben tritt hier zurück, und keine besonders hervorragenden Kathedralen zeigen hier die einstige oder noch dauernde Herrschaft großer Kirchenfürsten. Das Charakteristische Genuas ist der Hafenplatz mit seinem Gewühl von Waren schleppenden Lastträgern und Seeleuten aller Nationen. Wir machten eine Bootfahrt durch die Schiffskolosse und an den schwimmenden Docks vorüber und wurden hier so durch das viele Fremdartige der Menschen und Dinge gefesselt, daß wir beinahe für die Nacht dort eingesperrt geblieben wären, als die mauerartige Umfriedigung des Hafens, auf deren flachem Dach man auch umhergehen kann, wie allabendlich, verschlossen wurde. Zu dem Bilde des Weltverkehrs, welches Genua bietet, gehört auch das grandiose Denkmal des Kolumbus auf dem Platz vor dem Bahnhof. Nach Aufzeichnungen des Kolumbus selbst steht es fest, daß er ein Sohn Genuas gewesen, aber in das Reich der Mythe scheint es zu gehören, daß er von seiner Vaterstadt die Mittel zu seiner großen Entdeckungsfahrt und zwar vergeblich gebeten. Von den sonstigen Eindrücken, die wir dort erfuhren, will ich nur das mitten in der Stadt gelegene café français, wo man so poetisch den Tisch gedeckt fand, wie ich es sonst kaum gesehen, erwähnen. Das sehr kleine Häuschen enthielt im Erdgeschoß eine Konditorei und eine kleine Treppe höher einen Raum mit nur vier

kleinen Eßtischen für je vier Personen an den vier Fenstern nach den vier Weltgegenden. Auf jedem Tisch standen je eine größere und eine kleinere Weinflasche mit graziösem langen Hals und Ausguß. Des fast kugelförmigen Bauches untere Hälfte war mit feiner Bastschnur umsponnen; eine Bastschnur zog sich von da nach oben hinauf als Henkel zum Tragen der Flasche und ein trichterförmig gebogenes Weinblatt schützte poetisch oben die Öffnung vor Staub. Es war ein reizendes Arrangement, und das Diner von ca. drei Gängen außer herrlichem Obst und beliebigem Quantum Wein kostete nicht mehr als einen Frank.

Außerhalb der Stadt besuchten wir den großartigen campo santo an der nach Osten abfallenden Berglehne mit seinen weit ausgedehnten Säulengängen und zahllosen größeren und kleineren Marmordenkmälern und seinen lichtlosen Gängen, an deren Wänden für die ärmeren Leute die Kolumbarien sich finden mit den kleinen viereckigen Nischen, in welche die Leichen hineingeschoben werden.

Eine kurze Eisenbahnfahrt führte uns nach Pegli (westlich von Genua), wo wir die schönen Gärten der Villa Pallavicini besuchten, in welcher Kaiser Friedrich III. als Kronprinz einmal längeren Aufenthalt genommen. Oben auf dem Berge ließen wir uns durch die Aussicht auf Genua überraschen, welche so kunstreich dem Beschauer vorgeführt wird, daß er hoch oben sich befindend, doch am Meeresstrande zu sein glaubt, da das vor ihm liegende Wasserbassin mit dem des Meeres in eins sich zu verbinden scheint.

Auf der Weiterfahrt nach Nizza suchten wir wieder einmal nach meiner Liebhaberei andere Wege als die Masse der Touristen. Wir stiegen in der Station Albegno aus, um in dem kleinen Städtchen die Nacht zu schlafen. Eine römische Brücke lockte mich dorthin. Wir gingen zu Fuß

14*

auf unerlaubt steiniger Chaussee. Eine Herde von Galgengesichtern zog mit uns und bot uns Dienste an, die uns um so bedenklicher erschienen, als der Abend stark zu dunkeln begann. Einer der braunen Kerle erweckte etwas Vertrauen, und er führte uns in das albergo reale. Das Städtchen war von vielen gespenstisch gen Himmel ragenden Mauertürmen umgeben, in den engen Gassen schwankten an Drahtseilen, die quer von Haus zu Haus gezogen waren, dunkel brennende Laternen in großen Entfernungen voneinander. Eine Hühnerstiege führte uns in das obere Stock des albergo. Im Erdgeschoß lärmten und schrieen wüste Gesellen beim Wein. Oben im Flur, von dem aus kleine Türen in eine Anzahl von Seitengemächern führten, empfing uns der Wirt des Hauses in Hemdsärmeln. Die Sache wurde romantisch. Er wies uns zwei Schlafzimmer an, aber weit von einander getrennt. Wechselseitige Hilfe schien unmöglich, wenn ein Raubmord an mir oder an meinen drei Töchtern geplant werden sollte. Wir wollten das Schicksal nicht zu weit auf die Probe stellen und beschlossen den Rückzug aus der „königlichen Herberge“. Wir fanden auch wirklich ein wohnliches Gasthaus, Vittoria, welches etwas anständiger, aber in ähnlicher Bauart einen großen Saal mit dem lebensgroßen Porträt „Garibardis“ (so sprechen die Leute dort den Namen Garibaldis aus) uns öffnete, wo Marguerita statt des Abendessens, welches man in Italien nirgends bekommt, da man das Mittagessen, cena, spät genießt, uns einen Kaffee vorsetzte. Hier waren wir nun sehr wohl aufgehoben, und am Morgen wurde die römische Brücke gesucht. Sie fand sich sonderbarerweise im vollständig trocknen Ackerfelde neben einer kleinen Chaussee, welche eben des trocknen Landes wegen der Brücke nicht bedurfte. Die zahlreichen Bogen der nur fünf Schritt breiten Brücke waren bis auf den kleinen Rest von einigen

Fuß Höhe mit Geröll vollgeschwemmt, und dieses Geröll machte mir klar, daß der Fluß im Lauf der Jahrhunderte sich einen ganz anderen Weg gebahnt haben mußte. Dieser neue Flußlauf fand sich auf der anderen Seite des Städtchens. Dieses Albegno müßten Maler besuchen, und sie würden reichen Stoff für ihren Pinsel in den uralten Häusern und der Befestigung der Stadt finden.

Unser nächster Haltepunkt war Bordighera, wo wir vor dem kleinen Café hoch über dem Vorgebirge in der Weinlaube saßen, wo über unsren Häuptern auch Goldorangen hingen, die von da herabgeholt und uns auf den Tisch gestellt wurden. Nach Westen sahen wir auf die roten Dächer des Städtchens und auf seinen Palmen- und Olivenwald hinab und nach Süden auf das leider insellose Meer und die langgeschwungene Küste von Genua nach Nizza. Von Bordighera bis Monte Carlo muß zu Wagen gefahren werden, um die reizenden Kurorte, die sich hier aneinanderreihen und die begleitenden hohen Berge der Seealpen zu genießen. Die Extreme berühren sich, und in diesem Paradiese gibt es auch eine Hölle, die Spielhölle von Monte Carlo, diese Schmach Europas, wo dem Mammon gedient wird und wo die Mammonsdiener sich einbilden, sie könnten zugleich Gott dienen. Gerade damals sahen wir hoch über Monte Carlo am Gebirgsrande eine Marmorkapelle von den Erträgen der Bank bauen.

Die Nacht war hereingebrochen, als wir in Nizza eintrafen. Die französische Eisenbahnverwaltung kann sich nicht rühmen für das reisende Publikum viel Sorge zu tragen. Haben die Fahrgäste sich je nach der Kraft ihrer Ellbogen in die Waggons eingepferchte, so können sie sich wechselseitig totdrücken, ohne daß irgend ein Schaffner sich darum kümmert.

In Nizza war's Sonntag. Wir machten einen Spazier-

gang am Strande unter den jugendlichen Palmen, deren Zweige nach oben zusammengebunden waren, also nicht ihre ganze originelle Schönheit entfalten konnten. Nach langem Suchen fanden wir die evangelische deutsche Kirche in der kleinen und deshalb fast unbekannten rue d'Augsbourg, hörten eine wackre Predigt, begrüßten den Pastor und wurden von dem biederen liebenswürdigen Schwaben zu Mittag eingeladen. Das Leben und Treiben des Kurortes für die große Welt zog uns nicht an, die Hitze war schier unerträglich. Wir nahmen daher einen Vetturino und fuhren an demselben Nachmittag auf der napoleonischen Kunststraße Corniche, hoch am Gebirge entlang wieder nach Osten, an dem uralten Denkmal des Drusus, des Besiegers der Ligurier und unweit Roccabruna nach Mentone hinab. Auf der Weiterfahrt saß ein Buchdrucker uns gegenüber, welcher eine lange Reihe von Jahren hindurch zu Paris in einer sozialdemokratisch eingerichteten Regierungsdruckerei gearbeitet hatte. Er erzählte von den gleichen Gagen der höheren Chefs und der einfachen Leute bei der groben Arbeit, von dem sozialdemokratischen Verbande, der sich über die Staaten des westlichen Europa bis nach Östreich hinein erstrecke, von den Reiseunterstützungen, die den Vereinsgliedern gespendet werden. Jetzt war der Mann auf dem Wege nach Zürich, seiner Heimat. Da wollte er heiraten und dann ein eignes Geschäft begründen. Er hatte sich soeben den Ort für seine neue Buchdruckerei in Nizza oder Marseille ausgesucht. Die höchst interessante Hauptsache war nun aber diese, daß er die sozialdemokratischen Prinzipien und Methoden durchaus nicht mehr befolgen wollte. Im Gegenteil hatte er die Absicht seine Arbeiter sich zu mieten, wie er sie gerade bekommen könnte, und selbst ganz ruhig den Herrn und den Chef zu spielen. Es erhellt hieraus, wie die Sozialdemokratie die Sache der

kleinen Leute ist. Sobald der Kleine groß geworden, ändert er seine Farbe wie das Chamäleon.

Dann wieder per Dampf hinter Genua durch die zahllosen Tunnel unter den Felsen durch, welche am Meere nur hin und her einen kleinen Raum für menschliche Ansiedelungen lassen. In Spezzia führte uns ein Boot durch den Kriegshafen, wo neben gewaltigen Panzerfregatten Matrosen von Böten aus zu Taucherarbeiten am Meeresgrunde einexerziert wurden; ein Vetturino brachte uns nach dem romantischen Porto Venere am Westende des Golfes von Spezzia. Der kleine Hafenplatz vor dem Tore und dieses selbst mit den umgebenden Bauten wäre wert von einem Maler dargestellt zu werden. Der Ort hat nur eine Gasse und die Häuser der einen Seite gehen über den Uferrand und ein Stück über das Wasser hin. Die meisten Bewohner des Orts sind Fischer, wir besuchten sie und sahen, wie diese durch eine Luke aus der Wohnung zu ihren Böten kommen konnten. An der Spitze des Vorgebirges steht eine verlassene Kirche in Ruinen.

Der Nachmittag brachte uns an die Marmorbrüche von Carrara; scheinbar hart über dem Strande schimmerten die blendend weißen Streifen an dem Gipfelrande der Bergkette, unten neben der Bahnstation wurden die Platten in die anmutigen Böte geladen, um sie nach Livorno und anderen Hafenplätzen zu bringen.

Dann kam Pisa mit seinem schiefen Turm und seinem zierlichen achteckigen Baptisterium, an dessen Wänden der Führer das Echo seines dreistimmigen Akkords umherlaufen ließ. Nun waren wir im Tale des gelben Arno, im Lande Toskana, welches uns als das Paradies Italiens erschien, und jedenfalls die Campagna von Rom und die Ebene der Lombardei an Schönheit weit überragt. Die Bahn läuft um die Höhe von Monsummano, wo die Höhle mit dem

Dampf aus heißen Quellen sich findet, von welcher ein Florentiner Arzt, der fremden deutschen Sprache liebenswürdig sich bedienend, meiner an der Gicht leidenden Schwester einst geschrieben hatte, sie könne dort Genesung suchen, wenn sie nicht „an Herzschnupfen“ (Rheumatismus) und nicht an „Neigung zu Schlagen“ (Schlagfluß) leide. Die Berge von Lucca bewunderten wir schon hier auf der Fahrt, aber die Formen und Farben derselben, wie wir sie von San Mignato sahen, bleiben jedem unvergeßlich, der sie jemals geschaut. In Florenz fanden wir in der Pension Brunoro, — die Hausfrau war eine Deutsch-Östreicherin —, ein freundliches Quartier, eine Fülle von Rosen und beim Aufwachen einen Blick aus dem Bett auf die Marmormosaik der Domtürme.

Florenz versetzte uns nicht in die Zeit der römischen Konsuln oder Kaiser, aber vollständig in die Blüte des italienischen Mittelalters, in die Zeiten der Mediceer, Dantes, Savanarolas, Michelangelos, Tassos, doch ich irre mich, wir befinden uns hier auf älterem historischen Boden als in Rom. In dem Museum der etrurischen Altertümer zeigen uns das die zahlreichen Grabkisten von Marmor und die Menge der Waffen und Gerätschaften, die viel älter sein mögen, als Porsenna und Mucius Scävola. Rom war noch nicht erbaut, als die Etrurier ein gebildetes und gewerbfleißiges Volk waren. Und als wir nach Fiesole hinausgefahren waren und an der cyklopischen Mauer standen, an welcher Hannibal mit seinen Puniern vorbeigezogen ist, da überkam uns ein merkwürdiges Gefühl bei der Vergegenwärtigung so uralter Geschichte.

Aber diese Denkmäler grauer Vorzeit sind in Florenz nicht so gemischt mit den Bauten der Renaissance oder gar des gegenwärtigen Jahrhunderts, wie das in Rom den Reisenden im Anfang überrascht und im Genuß stört.

Florenz macht einen einheitlicheren Eindruck, und es ist dadurch verständlicher und anziehender. Karl Albert hat nach Einigung Italiens Florenz zur Reichsresidenz erhoben, als Frankreich ihm den Einzug in Rom noch wehrte. Florenz ist von Natur eine königliche Stadt im edelsten Sinne des Worts. Ich erinnere mich nicht Proletarier, Lazzaronis, dort gesehen zu haben. Jetzt freilich war es wieder stiller geworden, und die prächtige Treppe zu dem ehernen David Michelangelos auf der Aussichtshöhe über der Stadt war vereinsamt. Je mehr der Glanz piemontesischer Könige aus Turin ebenso wie der geringere der toskanischen Großherzöge aus Florenz geschwunden ist, um so mehr leben wenigstens in der Seele der durch die Straßen Wandelnden die Geister der edlen Geschlechter auf, welche ihre Palazzos, ihre kriegsfesten Burgen mit den gewaltigen Mauern, den engen Fenstern nach außen und der soliden Pracht im Innern wie für die Ewigkeit gebaut haben. Heute hausen die Besitzer nicht mehr geharnischt darinnen. Eine hübsche Anekdote kursierte damals in Florenz. Einem Palazzo-Besitzer wird der metallene Türklopfer vom Nachbar mit Schmutz besudelt. Er sendet diesem zum Dank ein Rosenbouquet und schreibt dazu: „Jeder gibt, was er hat.“ Nur berühren kann ich hier die unvergleichlichen Kunstschätze von Marmor in den Uffizien und die Gemälde im Palazzo Pitti. Wir wanderten von dem einen Gebäude zum andern durch den langen Gang über die Häuser der Stadt, über die Dächer der kleinen Kaufläden auf der Arnobrücke bis hin in die alte Residenz der Mediceer. Neben den Gemälden der großen Meister erfreuten wir uns an einem mittelgroßen Bilde, welches zwei junge Mönche darstellt; der eine spielt auf einem Clavichord, der andere lauscht den Tönen. Der evangelische Geistliche zu Florenz, Pastor Hildebrand, welcher 1870/71 den Krieg

in Frankreich als Feldprediger mitgemacht hatte, in dessen liebenswürdigem und feingebildeten Hause wir einen genußreichen Nachmittag verleben durften, hatte in Anlaß des Lutherjubiläums ein Büchlein herausgegeben, worin er nachwies, daß Martin Luther auf seiner Pilgerfahrt von Erfurt nach Rom gerade in Florenz auf dem genannten Bilde musizierend porträtiert worden sei.

Als wir Palazzo Pitti verließen und bei der großen Hitze eine Droschke bestiegen, mußten wir sehr lachen und erregten die große Heiterkeit einer langen Reihe von Droschkenkutschern, als ich einen Glücksritter, welcher uns den Wagenschlag geöffnet hatte, mit einem einfachen aber höflichen „gracias“ verblüffte.

Die Reise nach Rom fortzusetzen erlaubte die Zeit uns nicht, aber eine Fahrt zur Certosa (Kartause), etwa eine Meile südlich von Florenz, konnten wir uns nicht versagen. Das Kloster thront auf einem hohen Berge, dessen Lehnen nach allen Seiten einen Garten bilden, freilich wie das ganze toskanische Land. Auf der höchsten Höhe neben dem Gewirr von Kirchen und Kapellen stehen um einen quadratischen Garten an steil abfallenden Fundamentmauern die kleinen Einsiedeleien mit je zwei einzigen Kämmerlein, wo hinein die Ordensbrüder zeitweilig sich begeben müssen und wo sie dann durch ein Schiebefenster ihre tägliche Nahrung empfangen. Ein Fra Giuseppe in weißer Kutte führte uns umher, einer der wenigen, die da noch hausen und nebenbei einen feinen Liqueur fabrizieren. Aber die wenigen sterben nicht. Stirbt einer, so wird ihm in der Stille ein anderer Fra Giuseppe untergeschoben, denn das böse Staatsgesetz des neuen Königreichs bestimmt, daß nach dem Tode des letzten Klosterbruders die Kartause mit all ihrem Besitz dem Fiskus verfällt.

Es mußte wieder nach Norden gehen, und wir flohen

aus dem heißen Arnotal ohne Aufenthalt über die mäßigen Höhen des Appenin an Bologna, Parma, Mailand vorbei an den Comersee. Ein Boot führte uns über den See. Wir sahen die Villa, aber den Schatten des Plinius sahen wir nicht. Wo die drei Zipfel des Sees zusammenstoßen, quartierten wir uns nach unsrer Liebhaberei in den kleinsten und am wenigsten besuchten Ort ein, in Varenna und waren die einzigen Gäste im albergo reale. Ab und zu gab's starke Regenschauer und diese verwandelten auch unsren Speisesaal vom reizenden Balkon aus in einen Teich. Ein Abenteuer erlebten wir am fiume latte (Milchbach). Östlich von Varenna über einem vor kurzem durch Wildwasser halb zerstörten Dörfchen strömt der Bach aus einer Höhle heraus, die mit fernen Gletschern in unterirdischer Verbindung stehen soll. Wir stiegen zu dieser Höhle hinauf. Am letzten Hause des Dörfchens fanden wir ein offenes Pförtchen und auf einer Bank daneben einen schlafenden Mann. Wir stiegen ahnungslos in die Höhe, erfreuten uns an den weißschäumenden brausenden Kaskaden, erreichten die Brücke vor der Höhle mit der Aussicht auf die Villa Serbelloni auf der Landspitze gegenüber und wollten heimkehren, da ein Gewitter höher und höher stieg. Aber, o weh, das Pförtchen war verschlossen. Der vorhin schlafende Mann war fort und jeder Schritt vorwärts zum Tale hin absolut versperrt. Rechts das tosende Wasser, links steile Felsklippen. Kein Klettern, kein Springen konnte helfen, kein Ruf wurde gehört. Die Gewitterwolke schwebte über uns. Die Lage war kritisch. Kaiser Max wurde von der Martinswand durch einen Engel gerettet, wir auch vor der verschlossenen Tür am fiume latte. Ein gutes weibliches Wesen auf der anderen Seite des Baches im Weinberg hatte unsre Situation begriffen und winkte uns zur Brücke oben zurück. An dieser kam sie uns entgegen und führte

uns hilfreich von Weinberg zu Weinberg in den schräg hin und her laufenden gemauerten Gräben, die von dem Gewitterregen noch nicht gefüllt waren, hinab auf die Straße, und wir kamen nur halbnaß in unser albergo. Natürlich beschwerte ich mich beim Sindiko über die Perfidie seiner Untertanen gegen arglose Reisende und hatte die Genugtuung, daß er den schuldigen halbwachen Schläfer Esel titulierte und für Ordnung zu sorgen versprach.

Von Menaggio nach Porlezza, über diese Landenge zwischen Comer- und Luganersee gingen wir zu Fuß. Unser überhaupt sehr geringes Reisegepäck hatten wir nach Zürich vorausgeschickt und hatten nur das Allernotwendigste im Plaidriemen bei uns. Gepäckballast macht den Reisenden zum Knecht der Droschkenkutscher und Kellner. Leichtigkeit und Freiheit ist die erste Bedingung glücklichen Reisens, und nur so sind Fußtouren möglich, bei denen das Bild der schönen Welt sich in die Seele einprägen kann. In Porlezza gab's Mittagessen und Konzert. Der Konzertgeber war ein fahrender Violinspieler, ein Geiger von Gottes Gnaden, ein bewundernswertes Genie, dessen lieblichen Melodien wir lange noch unter den Bäumen am Seegestade lauschten. Wir waren die einzigen Zuhörer und ihn fesselte unser Beifall wie uns seine Geige. Er erzählte uns aus seinem Leben. Er war Schüler eines großen Meisters in Bologna gewesen. Er wäre der Stolz und Schmuck jeden Orchesters. Er hätte das kunstliebende Publikum der Residenzen entzücken können; aber ein unwiderstehlicher Freiheitsdrang trieb ihn zum einsamen Wandern durch die weite, weite Welt.

Ein Ruderboot führte uns von Porlezza nach Lugano. Der Bootsmann hatte seine zwei Buben mitgenommen, die im Vorderteil des Boots kräftig mitruderten. Am Vorgebirge vor Lugano wurde es stürmisch, das Steuerruder

wurde zur Sicherheit ausgehoben und wir waren jeden Augenblick gewärtig landen zu müssen, ehe die hochgehenden Wogen das Boot umzuschlagen drohten. Aber wir kamen glücklich nach Lugano. Am anderen Morgen wurde der Salvatore bestiegen. Dieser Berg ähnelt in seiner Lage und in seiner Aussicht ebenso dem Rigi, wie der vierzipfelige Luganersee dem Vierwaldstätter. Diese beiden Seen sind die ewigen Glanzpunkte der nördlichen und der südlichen Schweiz.

Bis Ponte Tresa gings per Dampfschiff, von da bis Luino am Lago Maggiore per Wagen. Für diese Fahrt hatten sich zwei dicke kleine Herren aus Lausanne, Hotelbesitzer, uns angeschlossen. Die Unterhaltung mit ihnen wurde teils französisch, teils deutsch geführt. Und dabei gab's manchmal Ursache zur Heiterkeit. Beim gemeinsamen Abendessen in Luino fragten unsere Reisegefährten: „Wann werden die Damen morgen erbrechen; wir gedenken um sieben Uhr zu erbrechen!“

Die Borromeischen Inseln mußten besucht werden, Isola Bella hatte ja ihren Ruhm einst über Europa verbreitet. Ich hatte mich nie hingezogen gefühlt, und die seltenen und schönen Bäume und Pflanzen aller Art verlieren für das Auge des Naturfreundes an Schönheit durch die Künstlichkeit der Anlage und den französischen Geschmack des 17. Jahrhunderts, welcher nun längst sich überlebt hat. Für uns war das Interessanteste die Erinnerung an Bonaparte, der auf einem seiner ersten Feldzüge nach Oberitalien im Schloß auf Isola Bella einmal Quartier genommen.

Auf der Eisenbahn durch das Tessin machten wir die Bekanntschaft des Dr. Rübezahl, mit dem wir schon auf der Fahrt in den Süden stumm zusammengetroffen waren. Die kleine Gestalt mit dem mächtigen weißen Bart und

dem weißen Schopf glich genau dem Berggeist des Riesengebirges. Es war ein Arzt des Tessintales, und die Eisenbahn schaffte ihm eine Praxis. Es war ein vielsprachiger Mann, und wir verständigten uns mit ihm mit Hilfe des Lateinischen, Französischen und Deutschen. Seine Tochter ließ er die Schule in Bellinzona, Genf und Zürich durchmachen; das ist für die Schweiz charakteristisch.

Als wir bei Göschenen aus dem Gotthardtunnel herauskamen, traf uns ein kalter Regen und brachte uns eine Enttäuschung. Wir hatten nämlich die Absicht, von hier über Andermatt, den Rhonegletscher und die Maienwand nach Meiringen zu Fuß zu wandern. Aber in Andermatt traf uns beim Kaffee ein Straßeninspektor und betrübte uns mit der Nachricht, daß auf den Pässen nach den Rhone- und den Aarquellen tiefer Schnee läge, durch welchen wir mit unsrem Schuhwerk unmöglich durchdringen würden. So mußten wir den Feldzugsplan abändern, kehrten nach Göschenen zurück und nahmen dann unsren Weg über Flüelen nach dem reizenden Luzern, dieser Perle der Schweiz, und von da über Sarnen, über den Brünigpaß nach Meiringen. In den Bergen verdienen die Wagenfahrten eigentlich immer den Vorzug vor den Eisenbahnfahrten, aber die Eile und Hast der modernen Menschen gönnt sich nicht mehr den ruhigen Genuß der herrlichen Gottesnatur. So wird wohl viel gesehen, aber recht oberflächlich, multa aber nicht multum.

Ein besonders schöner Tag war es, als wir von Interlaken mit einem Einspänner das Lütschinental hinauf nach Lauterbrunn und zum Staubbach fuhren und hier mit dem Regenschirm unter den feinen Tautröpfchen standen, die tausend Fuß durch die Luft leise herabschwebten. Der Andalusier wurde abgespannt und besattelt und unter der Führung des Kutschers ritten meine drei Mägdlein

abwechselnd den zum Teil sehr steilen, zum Teil nur sanft ansteigenden Weg nach der Wengernalp hinauf. Da waren wir dem Himmel etwas näher als sonst gewöhnlich und schauten die schneeweiße Jungfrau, die in der Nähe sich als ein ganzer Komplex von Bergkegeln zeigt, erblickten sogar mit dem Fernrohr einige Gemsen und sahen in der Nähe die Täler von Thun und Bern von der goldnen Sonne beleuchtet und zugleich über uns ein schwarzes Gewitter hinwegziehen, während wir uns in der Nähe des Gletschereises am Kamine wärmten.

Hier kann ich abbrechen. Auf der Heimreise wurde hauptsächlich nur in München in der Familie lieber Verwandten einige Tage geweilt und nach ca. zweimonatlicher Abwesenheit waren wir wieder in der kurischen Heimat in hohem Grade bereichert durch die Eindrücke von Kunst und Natur, von Menschenwelt und Gottesschöpfung, die fürs ganze Leben in uns dauernd haften mußten.

1889.

Rosen, Rosen, rote Rosen
Und auch die von weißem Glanz,
Will ich unter Zephyrs Kosen
Flechten heute einen Kranz.
(Rückert.)

Meine letzte Reise ins Ausland fiel ins Jahr 1889. Eine Kur in dem rosenreichen Kissingen, die mir schon einmal so wohlgetan, war mir wiederum wünschenswert. Mein vierter Sohn, Walther, damals noch Schüler in Birkenruh, begleitete mich meiner schwachen Augen wegen.

Wir nahmen unsren Weg über Königsberg und Breslau in das oberschlesische Bergwerksrevier, um in Tarnowitz liebe Verwandte zu besuchen. In Breslau erfreuten wir

uns an dem schönen zoologischen Garten, welcher den Berliner durch manche geschmackvolle Einrichtung übertrifft. So hat z. B. das Affenhaus keine geschlossene Hinterwand, sondern ist ringsum von einem Gitter umgeben, hinter dem ein Hain von tropischen Bäumen steht, so daß ein Eindruck hervorgerufen wird, als ob die afrikanischen Tiere im afrikanischen Walde hausen. Weiterhin erlebten wir einen herrlichen Frühlingsabend und einen eben so schönen Morgen unter den uralten Linden des Kynast unweit Warmbrunn mit der köstlichen Aussicht auf die Schneekoppe. Dann ging's über Dresden, Leipzig, Schulpforta, Arnstadt nach Kissingen, von wo zwei Abstecher nach Erlangen-Nürnberg und auf die hohe Rhön gemacht wurden. In dieses kleine Mittelgebirge kommen gar wenig Reisende aus der Ferne. Wir wanderten zu Fuß hin, trafen auf der kleinen vortrefflichen Chaussee drei Männer aus Kiliansdorf. Der eine von den dreien hatte schneeweißes Haar, und erzählte uns, wie er an dem einen Tage der Schlacht bei Wörth weiß geworden. Wir besuchten den Mann in seinem Hof und Haus zu Kiliansdorf. Er zeigte uns die bewaldete kleine Gruppe, auf der der heilige Kilian den Franken gepredigt und seinem größeren Nachfolger Bonifazius den Boden bereitet hatte, und geleitete uns durch wogende Kornfelder, durch Wald und Wiesen auf die kahle Kuppe des Kreuzberges. Es war gerade Johannisabend, und aus den Tälern ringsum strömten Wallfahrer zu dem hart unter dem Gipfel liegenden Kloster. Wir suchten Nachtquartier bei den Mönchen. Der kleine Koch, dessen rundlicher weicher Körper durchaus keine Knochen in sich zu haben schien, sprach sein tiefes Bedauern aus, daß er uns kein Quartier geben könne, weil die Wallfahrer alle Räume eingenommen. So mußten wir in das ungemütliche Wirtshaus, wo auch die Beköstigung sicher unter dem Niveau

der Klosterkost stand. Nach gepflogener Nachtruhe stiegen wir zum Gipfel empor und begleiteten dabei eine Wallfahrergruppe von einer Stationskapelle zur anderen bis zu den drei Kruzifixen oben. Ein Vorbeter führte den Trupp der Landleute, las an jeder Kapelle den betreffenden Abschnitt aus der Leidensgeschichte Jesu; dazwischen wurden Lieder gesungen, welche ebenso wie die Lektionen einen wohltuend christlichen Charakter in Form und Inhalt trugen und dem evangelischen Christen nicht einen besonderen Anstoß boten. Ich machte auch hier die Erfahrung, daß die Frömmigkeit katholischen Volkes etwas anderes ist als der Priesterfanatismus, von dem man in der Ferne mehr erfährt und empfindet als von der einfachen Religiosität der einfachen Leute.

Im Parterre des Klosters befanden sich die Wirtschaftsräume, in dem ersten Stock zu beiden Seiten eines Korridors die Wohnungen des Priors rc. Jede Tür hatte sinnige, zum Teil scherzhafte Inschriften. So waren z. B. über den Türen einiger Gaststuben Ratschläge für die Gespräche der dort einquartierten Fremden; besonders war vor Schwatzhaftigkeit gewarnt. Über der Karzertür stand ein Lob der Einsamkeit. Wir wohnten einem Gottesdienst bei; die Predigt entnahm aus dem Evangelium von der Geburt Johannis des Täufers nichts weiter als eine Reihe von einfachen Ratschlägen über Kindererziehung.

Den Rückweg nahmen wir den östlichen Abhang hinunter, wo die einzuschlagende Richtung durch eine lange Reihe von hohen Pfosten für die Wandrer angezeigt war. Dann die sehr steile „Kniebrech“ hinab zu einem Dörfchen, von wo wir die Klingelbahn bis nach Salzburg benutzten. Salzburg liegt an der Eisenbahn, die von Thüringen nach Kissingen und Schweinfurt geht, und wir besuchten hier die mächtige zum Teil noch bewohnte Burg, in welcher

Karl der Große zeitweilig Hof gehalten und auch eine Münzstätte gehabt, deren hohe Mauern noch standen. In einem großen, noch bedachten Saale findet sich ein rund umherlaufender Fries mit einer Menge von gemalten Wappen. Unter jedem Wappen steht der Name der Familie. Das Wappen der Familie Brenda interessierte mich hier besonders, weil es ein Elensgeweih zeigte und weil ich hier folgern konnte, daß der Name Brenda mit dem durch viele indoeuropäische Sprachen gehenden Namen des Elens in Zusammenhang stehe, cf. lettisch breedis für älteres brendis. Mit demselben Stamm hängt der Name der Stadt Brindisi, lateinisch Brundusium, zusammen. —

Der Heimweg ging über das Schwarzatal in Thüringen, über Leipzig, Berlin und Danzig in die Heimat. Hiermit sind die Reisen ins Ausland abgeschlossen, und ich kann mich wohl glücklich preisen, daß ich soviel von der schönen Gotteswelt habe sehen dürfen und auch meinen Kindern, meiner Familie habe zeigen können. Reisen bieten uns den reichsten Genuß, wenn wir ihn mit den Unsrigen, mit gleichgestimmten Seelen teilen können.

VI.

Lettische Studien.

> Eines der Wunder Gottes ist die menschliche Sprache, mag auch immerhin der Forscher Gesetze erkunden, nach welchen dieses wunderbare Gebilde entstanden ist und sich allmählich weiter entwickelt.

Von den Reisen in die Fremde kehre ich in das Schreibzimmer des Pastorats Neu-Autz zurück. Das geistliche Amt an der kleinen Gemeinde ließ mir eine gewisse Muße, die ich auf Grund meiner Schulpförtner Erziehung nicht allein zu wissenschaftlicher Weiterbildung, sondern auch zu schriftstellerischer Produktion gern verwenden mochte. Wenn ich nun im Laufe meiner Mannesjahre auf dem Gebiet lettischer Sprachforschung einiges gearbeitet habe, so ist das doch keineswegs von Anfang an ein bewußtes Ziel mir gewesen, sondern ich bin in diese Richtung, wie man sagt, zufällig gekommen oder, um mich richtiger auszudrücken, von außen her veranlaßt.

Es war für den Theologen das Natürliche und gewissermaßen Notwendige, daß ich nach meinem Eintritt ins praktische Amt die im Universitätskollegium aufgenommene

15*

Doktrin weiter in mir zu verarbeiten und in ein persönliches Besitztum mehr und mehr zu wandeln mich bemühte. Mehr als exegetische oder historische Probleme, mehr als dogmatische Fragen, die an der Peripherie christlichen Lehrsystems liegen, zog mich eine Kernfrage an, und das war eine, die gleicherweise im Mittelpunkt sowohl christlicher Dogmatik als Ethik steht, ich meine die Tatsache und die Idee der durch Jesum Christum vollzogenen Erlösung und der Versöhnung des Menschen mit Gott. Es handelt sich hier um die Beziehungen der scheinbar einander widersprechenden göttlichen Gerechtigkeit und Gnade. Weder die Kollegia meiner Professoren, noch die theologischen Kompendien, die ich in Dorpat hatte benutzen können, hatten mich befriedigt, und ich hatte das Bedürfnis mir zunächst für mich selbst tiefere Klarheit und eine festere Überzeugung betreffs dieses für das christliche Gemüt so wichtigen Stückes zu suchen.

Ich habe niemals eingehend denken können ohne zu schreiben. So entstand denn ein Manuskript. Ehe es beendet wurde, wurde meine Tätigkeit wo anders hingelenkt, und das Manuskript blieb liegen. Aber ich bemerke gleich hier, daß das genannte Problem mir nicht aus der Seele verloren gegangen ist. An meinem Lebensabend habe ich demselben in einigen Kapiteln meines Buches „Für suchende Seelen“ eine Bearbeitung gewidmet, in welcher ich das Nachdenken von etwa 50 Jahren zusammengefaßt habe.

Im Jahre 1853, ein Jahr nach meinem Eintritt ins pastorale Amt, wurde ich Mitglied der lettisch-literärischen Gesellschaft. Der damalige kurländische Direktor derselben, welcher 1854 Präsident wurde und als Pastor der mitauschen lettischen Stadtgemeinde in der ganzen Provinz freundschaftliche Beziehungen hatte, dieser rührige, für die lettische Sprache und Literatur begeisterte Volksfreund, zog uns Landpastoren zur Teilnahme an der Arbeit des Vereins

unermüdlich heran, benutzte die Diözesankonferenzen und die synodalen Zusammenkünfte zu stets erneuten Anregungen, legte uns Themata vor, die wir für die Jahressitzungen der Gesellschaft, bzw. zum Abdruck in den Magazinheften übernehmen mußten, und an deren Bearbeitung wir mehr und mehr selbst Vergnügen fanden. Er verstand es, jeden Amtsbruder von der richtigen Seite zu fassen und den einzelnen zu der Arbeit heranzuziehen, zu der er gerade tauglich war. Mich veranlaßte er, meine Jugendarbeit „über die lettische Volkspoesie“ (I. Wesen und Wert der lettischen Volkspoesie, II. zur lettischen Metrik) und eine von ihm gewünschte Bearbeitung der lettischen Substantiva reflexiva auf -ahs der Gesellschaft mitzuteilen, welche diese Aufsätze im Magazin 1855 und 1856 veröffentlichte.

Auf Grund dieser Arbeiten forderte die Gesellschaft im Dezember 1854 mich auf, eine neue Ausgabe der Hesselbergschen lettischen Grammatik zu übernehmen. Auf der folgenden Jahressitzung berichtete ich, daß meine Vorstudien mich überzeugt hätten, daß nicht eine neue Ausgabe Hesselbergs, sondern eine ganz neue populäre lettische Grammatik abzufassen sei, daß aber zuvor als Fundament dafür ein sprachwissenschaftliches Werk geschaffen werden müsse, welches den Anforderungen heutiger Sprachwissenschaft genüge und daß bei dieser Arbeit der Verfasser als Sprachphilosoph, als Naturforscher und als Historiker die entsprechenden Methoden anwenden und die entsprechenden Ziele im Auge behalten müsse.

Meine Grundsätze fanden Anerkennung und ich befand mich somit seit Beginn des Jahres 1854 mitten in lettischen sprachwissenschaftlichen Studien. Ich habe niemals gemeint durch dergleichen Arbeiten etwas zu treiben, was dem geistlichen Amte zuwider wäre. Damals gab es im baltischen

Lande wohl noch keinen einzigen Pastor, der aus dem lettischen Volk hergestammt wäre. Wir Pastoren deutscher Nationalität waren die einzigen Männer im Lande, die die Gelegenheit und die Pflicht hatten, das lettische Volk in ihrem ganzen äußerlichen und in ihrem Seelenleben kennen zu lernen und auf dasselbe täglich einzuwirken und zwar eben gerade durchs Wort. Die Heiligkeit der Sache, die wir Pastoren bei dem Landvolk zu vertreten haben, erfordert es ganz unzweifelhaft, daß die Volkssprache von uns auf das genaueste gekannt und auf das korrekteste gebraucht wird. Die evangelische Kirche ist überall dem Beispiel Luthers gefolgt und hat sich in jedem Lande der Welt ernstlich angelegen sein lassen, die Volkssprache zu studieren und zu pflegen, und es hat an dieser Gewissenhaftigkeit auch im baltischen Lande seit den Tagen Füreckers und Mancelius', Glücks, Adolphis und Stenders niemals gefehlt, und wenn wir die großen Schwierigkeiten erwägen, mit denen die ersten Schöpfer einer lettischen Literatur aus fremdem Lande und fremdem Volkstum zu kämpfen hatten, da sie gar keine Hilfsmittel zur Erlernung des Lettischen außer dem eignen Ohre fanden, so müssen wir danach nach Recht und Billigkeit die ja nicht fehlenden Irrtümer und Fehlerhaftigkeiten unparteiisch beurteilen.

Als in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die junglettische Bewegung entstand, als allmählich eine mehr und mehr wachsende Zahl geborner Letten bei dem zunehmenden Wohlstand auch mittlere und höhere Schulen besuchten, als die halb Gebildeten oft zu einer anmaßenden Kritik sich getrieben fühlten und derselben bei nationaler Verstimmung gegen die Deutschen freien Lauf ließen, da gab's eine Zeit, wo es Mode wurde, den deutschen Pastoren den Vorwurf zu machen, daß sie ein mangelhaftes Lettisch auf der Kanzel 2c. sprächen. Diese Zeit ist jetzt zum Teil wohl vorüber, und

die Einsichtigeren auch unter den Letten merken es wohl, daß die neuere lettische Literatur aus nationalen Federn viel mehr von Germanismen wimmelt, als die Sprache eines lettischen Pastors deutscher Herkunft. Aber in den letzten 50 Jahren ist auch das sprachliche Interesse und die Sorgfalt in diesem Stück gerade durch die Mitwirkung der lettisch-literärischen Gesellschaft in den Pastorenkreisen und durch die Anregungen unsrer Diözesankonferenzen gewachsen. Ich selbst nun habe gerade gemeint, auch meine philologischen Arbeiten in den Dienst des geistlichen Amtes und der Kirche stellen zu können und gerade auch damit dem Reiche Gottes bei uns dienen zu müssen. Geschehen ist dieses ja in den seit ca. 1870 bei uns in die Hand genommenen Emendationen der lettischen Bibel, des lettischen Katechismus, der lettischen Agende, in der Umarbeitung des lettischen Gesangbuchs ꝛc. Ebenso wollte ich die geistliche Praxis durch zwei Synodalvorträge fördern, in denen ich die lettische Sprache und die christlichen Begriffe behandelte. Zur Behandlung eines solchen Themas hatte mich Rudolf von Raumers Werk „Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache“, welches ich durch Koberstein in Schulpforta kennen gelernt hatte, angeregt. Es ist ja für den Religionslehrer nützlich, wenn er beim Unterricht das noch immer lebendige Sprachgefühl eines Volks benutzen kann, um demselben das Verständnis von Begriffen näher zu bringen in Anknüpfung an die Etymologie der Worte. Diese Etymologie der Worte und die Grundbedeutung derselben ist bei den verschiedenen Völkern eine ganz verschiedene entsprechend der verschiedenen subjektiven Auffassung der Begriffe und der Dinge seitens der einen oder der anderen Volksseele. Höchst interessante Beispiele hierfür zu erwähnen würde an dieser Stelle zu weit führen.

Aber ich kehre zu meinen grammatischen Studien zurück. Das Manuskript für „die lettische Sprache" in zwei Bänden fertig zu stellen, erforderte ungefähr fünf Jahre. Der Winteraufenthalt 1859/60 in Montreux, wo ich zur Schonung meiner Kehle wenig sprechen durfte, gestattete mir viel Muße am Schreibtisch. Im Spätherbst 1860 legte ich die Reinschrift der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg vor, und diese sprach mir in ihrer Sitzung am Jahresschluß auf Grund des Votums ihrer drei Mitglieder O. Böhtlingk, F. Wiedemann und A. Schiefner eine halbe Demidowsche Prämie und die Druckkosten für das Werk zu.

Jeder, der sich in eine Sache vertieft, wird die Erfahrung gemacht haben, daß man durch Liebhaberei so leicht verführt wird seitwärts zu gehen und von den strengen Grenzen des Problems und seiner Behandlung, wie sie eben möglich ist, abzuschweifen. Dieser Gefahr entrann auch ich nicht und ich mußte teils selbst das Messer benutzen, um Wasserreiser abzuschneiden, oder gute Freunde gaben den Rat zu dergleichen Operationen. Man muß ja allmählich die Weisheit der Selbstbeschränkung lernen und sich Mühe geben nicht multa, sondern multum zu bringen. So beseitigte ich selbst sprachphilosophische Untersuchungen, die ein Auswuchs an meinem Buch gewesen wären, und die genannte akademische Kommission riet mir alle Vergleichungen des Lettischen mit den ferner liegenden europäischen Sprachen oder gar mit dem Sanskrit über Bord zu werfen, um nicht Zweifelhaftes oder Bestreitbares meiner Arbeit beizufügen, und riet mir, mich wesentlich auf die Vergleichung mit den littauischen und slavischen Sprachzweigen zu beschränken.

Diese philologische Arbeit war es, welche mich in die freundschaftlichsten Beziehungen mit einer Reihe von ehren=

werten Männern wie die Pastoren G. Brasche-Niederbartau, Büttner-Kabillen, A. Döbner-Kalzenau, Dr. Baar-Goldingen, Dr. A. Buchholz-Riga ꝛc. brachte. Das Verbundensein mit diesen Männern, zu denen sich nachher noch viele andere gesellten, habe ich immer als ein Glück und einen Reichtum meines Lebens angesehen. Aus dem Auslande kam zu diesen Professor A. Schleicher hinzu, mit dem mich damals eine rege wissenschaftliche Korrespondenz verband. Von meinem Besuch bei ihm in Jena ist oben die Rede gewesen. Sodann kann ich hier nicht unerwähnt lassen, welchen Einfluß das vortreffliche „System der Sprachwissenschaft“ von K. W. L. Heyse und die „Grammatik, Logik und Psychologie“ von H. Steinthal auf mich gemacht haben. Steinthal und sein Freund Lazarus haben das große Verdienst sich erworben, die Irrtümer K. Ferdinand Beckers gründlich zu widerlegen, welcher die Sprache als einen streng logischen Organismus auffaßte; sie wiesen nach, daß die Sprache ein Ausdruck nicht des logischen Verstandes, sondern des subjektiven Seelenlebens sei, und dadurch gerade ein charakteristisches Merkmal nicht bloß einzelner Individuen, sondern der verschiedenen einzelnen Völker werde; so sind diese beiden Männer die Schöpfer einer besonderen neuen Wissenschaft der Volks- oder Völkerpsychologie geworden, einer Wissenschaft, welche mit der Sprachforschung nun im innigsten Zusammenhang steht und welche schon Herbart in seinen feinen psychologischen Schriften angebahnt hatte. Epochemachend war auf diesem Gebiet die von den beiden genannten Männern gegründete, in höchstem Grade interessante Zeitschrift für Völkerpsychologie.

Eines der Prinzipien meiner Sprachforschungen, welches festzuhalten mir um der Wissenschaftlichkeit willen notwendig erschien, war es, daß ich das geschichtliche Werden der Sprache aus der Vorzeit bis zur Gegenwart soviel

als möglich zu verfolgen mich bemühte. Daraus ergaben sich mir die Ursachen und Gründe für den derzeitigen Bestand der Laut- und Wortformen. Es schwand nun vor meinem Auge die scheinbare Zufälligkeit auf diesem Gebiete, und es wurde möglich Sprachgesetze zu entdecken, und man war nicht mehr in der Gefahr grammatische Regeln zu erfinden. Es hörten fast überall die sogenannten Ausnahmen auf, und die Prozesse der Wandlungen in Lauten und Formen zeigten sich als ebenso gesetzmäßig und notwendig als wie diejenigen der Organismen in der Natur. So vermochte ich unter allen lettischen Zeitwörtern nur drei als unregelmäßig zu bezeichnen, doch auch diese waren es eigentlich nicht, denn ihre „Unregelmäßigkeiten" ließen sich ganz genau historisch erklären. Ich muß hierbei des deutschen Sprachunterrichts in Schulpforta gedenken, wo wir nirgends Regeln und Ausnahmen zu lernen hatten, sondern von unten an auf die historische Entwicklung der Sprache aufmerksam gemacht wurden.

Die grammatischen Arbeiten der Jahre 1855/60 enthielten die Keime zu einer langen Reihe von Aufgaben, die ich mir in der Folgezeit stellen mußte. Bei eingehenden Studien ist es wie auf Reisen. Man kommt auf Höhen, der Horizont erweitert sich, man sieht neue interessante Täler und Berge, man fühlt sich gedrungen auch diese noch zu durchwandern und an diesen uns noch unbekannten Naturschönheiten uns zu erfreuen, oder man will auch diese neu sich eröffnenden Gegenden durchforschen, um das Land gründlicher kennen zu lernen.

Um ein Bild der ganzen lettischen Sprache zu gewinnen, hatte ich aus der lokal geordneten Büttnerschen Volksliedersammlung 2c. die lettischen Dialekte des Westens und Ostens, des Südens und Nordens herbeigezogen. Hieran knüpften sich spätere Untersuchungen über die genauen

Grenzen der Dialekte und zuletzt der Grenzen des ganzen lettischen Sprachgebiets.

Nachdem ich aus den Volksliedern ein außerordentlich reiches Material für die Geschichte der Lautwandlungen, der Flexionsformen ꝛc. gewonnen hatte, konnte ich unmöglich den realen Inhalt der Volkslieder neben dem formalen unbeachtet lassen. Findet sich doch gerade in den lettischen Volksliedern, die W. Mannhardt in gewissen Beziehungen mit den altindischen Veden vergleicht, der primitivste und originellste Ausdruck dafür, wie die lettische Volksseele die Welt und die Gottheit, das Menschenleben nach seinen feinsten Beziehungen in der Gegenwart des irdischen Lebens und in der Zukunft des Jenseits aufgefaßt hat, ehe durch die Volksschule und den anderweitigen Zustrom moderner europäischer Bildung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehr und mehr die alte Zeit in den Hintergrund gedrängt wurde. Für die Wissenschaft, für die Kulturgeschichte der Menschheit wäre es von hoher Wichtigkeit gewesen, ohne Zögern durch Übersetzung gerade auch lettischer Volkslieder den mit der lettischen Sprache nicht vertrauten Forschern das reiche Material zugänglich zu machen, welches von unsrem Völkchen aufbewahrt ist. Jakob Grimm hatte zu mir 1858 das Bedauern geäußert, daß solche Übersetzungen nicht vorlägen. Professor L. v. Schroeder-Wien sprach dasselbe Bedauern im April 1902 brieflich mir aus. Wenns nur nicht so unendlich schwer wäre, die Ansprüche des poetischen Gefühls und die der wissenschaftlichen Folkloristen zu vereinen. Die echt poetische Form kann sich mit der knappen Kürze des Volksliedes, mit der buchstäblichen Wörtlichkeit der Wiedergabe nicht vertragen und trägt dann zu leicht in das ursprüngliche Lied Dinge hinein, die den uralten Gedanken vielleicht verschönern, aber nicht mehr treu ausdrücken. Diese Schwierigkeit drängte mich, die

Lösung der sonst so interessanten Aufgabe hinauszuschieben und endlich zu unterlassen. Aber es mußte sich mit Notwendigkeit an meine grammatischen Arbeiten eine weitere Tätigkeit auf dem Gebiete des Volksliedes und der anderen alten Volkstraditionen (Märchen, Rätsel, Sprichwörter) anschließen. Die diesbezüglichen Sammlungen reizten durch ihren reichen Inhalt zu weiteren ethnographischen, mythologischen &c. Forschungen. So geht's ja nach dem Spruch: Man reicht dem Teufel einen Finger, und er nimmt die Hand und den Arm. Aber diesmal war es ja nicht ein böser Teufel. Die Hausbesuche in meiner Neu-Autzschen Landgemeinde veranlaßten mich ethnographische Notizen zu machen, welche aber niemals zu einem Ganzen haben verarbeitet werden können.

Die Dialektstudien bei Abfassung meiner „lettischen Sprache" waren immerhin noch beschränkt, und in den sechziger Jahren knüpften sich kleinere und größere Fahrten durchs lettische Land daran, die ich zum Teil gelegentlich, zum Teil im Auftrag und auf Kosten der lettisch-literärischen Gesellschaft bald allein, bald mit Freunden unternehmen konnte, um Land und Leute und namentlich auch deren Spachverschiedenheiten kennen zu lernen. Diese Fahrten fanden eine früheste Anregung bei meinem väterlichen Freunde, meinem nächsten Amtsnachbar und zuletzt auch Propst des Doblenschen Sprengels A. v. Raison-Groß-Autz. Dieser Mann hatte ein so großes Interesse für Oro- und Hydrographie des Heimatlandes, daß er in weitem Umkreis die Quelle und den Lauf jeden Bächleins kannte, und daß er im stande war, dem Professor Rathleff in Dorpat zu dessen Werk und Atlas über die baltische Oro- und Hydrographie die genausten Karten des in dieser Beziehung wichtigen Hügellandes auf der Wasserscheide zwischen Aa und Windau zu liefern. Zugleich hatte Raison ein lebendiges

Interesse für Altertümer, und wir beide haben manche köstliche Fahrt durch Wälder und Moräste unternommen, um Heidengräber und Burgberge aus der Urzeit zunächst in unseren und in den benachbarten Kirchspielen zu suchen und zu untersuchen. Diese Entdeckungsfahrten dehnten sich später weit über das baltische Land aus und mußten notwendig zu Untersuchungen über die Urgeschichte unsrer Heimat führen. Ich deute hiermit an, wie ein langes Menschenleben und dessen Arbeit eine vielgliedrige Kette ist, in welcher das eine Glied an das andere allmählich aber mit relativer Notwendigkeit sich anfügt.

Die Arbeit an meiner „lettischen Sprache" dauerte mit dem Druck und mit der Korrektur der Druckbogen ca. 7 Jahre. Den Ansprüchen des Linguisten wollte ich damit nach meinen Kräften das Nötige darbieten. Das Bedürfnis derjenigen, die die Sprachen nicht als Objekt zu erforschen beabsichtigen, sondern als Mittel der Verständigung im praktischen Leben möglichst korrekt anwenden wollen, ist ein ganz anderes. Für diese schrieb ich nun meine „lettische Grammatik" und zwar noch ehe die Druckkorrektur der „lettischen Sprache" begann. Die Arbeit ging schnell, denn die Laut- und Formenlehre brauchte ich aus der „lettischen Sprache" nur zu exzerpieren. Die Syntax mußte neu geschaffen werden. Das Manuskript von ca. 27 Druckbogen konnte in ca. 7 Wochen fertiggestellt werden, denn meine Feder war in Schwung gekommen, und dieses kleinere Werk erschien fertig gedruckt im Jahre 1863 noch vor dem größeren.

Diese „lettische Grammatik" beanspruchte vom Leser mindestens eine gute Gymnasialbildung. So mußte ich noch ein kleines Büchlein folgen lassen: „Die Elemente der lettischen Sprache", welches im Jahre 1866 erschien und ganz einfach und kurz das Notwendigste dem darbot, welcher sich mit der Sprache bekannt machen wollte. In diesem

dritten Büchlein hielt ich mich auch an die vulgäre lettische Orthographie, während ich in den beiden ersten Werken aus wissenschaftlichen Gründen wenigstens für die dem Letten so eigentümliche Unterschiedlichkeit der gedehnten und gestoßenen Vokallaute besondere Zeichen hatte wählen müssen.

Es hat mir fern gelegen, jemals dem lettischen Volk eine neue und relativ bunte Schreibweise aufzunötigen oder auch nur das Volk zur Benutzung neuer Schriftzeichen in Versuchung zu führen. In dieser Sache habe ich Jahrzehnte hindurch mit der Torheit der Menschen kämpfen müssen. Die Schriftzeichen und die Schriftweise sind eines Volkes Kommunbesitz und Kommungut, und wir haben hier ein Beispiel, daß es in der Welt einen gewissen Kommunismus geben kann, ja auch geben muß. Aber zugleich sehen wir an diesem Beispiel, unter welchen Bedingungen allein ein Kommunismus bestehen kann und wodurch ihm Gefahren drohen. Nur unter der Voraussetzung von Rechtlichkeit, Friedlichkeit und wechselseitiger Achtung kann ein Gemeinbesitz genutzt und genossen werden. Nur die Gesamtheit der Nutznießer in unverbrüchlicher Einigkeit darf Änderungen in der Nutzung des Gemeinguts vornehmen. Greift der einzelne und vielleicht gar in Unverstand und Ungeschick in die Sache hinein, so muß der heilloseste Wirrwarr entstehen. Es gibt Völker, welche an ihrer Schreibweise mit ungeheurer Zähigkeit im großen und ganzen festhalten, obschon sie die Aussprache im Laufe der Zeit geändert haben, z. B. die Engländer und auch die Franzosen. Die Deutschen haben in neuester Zeit ihre Orthographie reformiert, aber das ist von einsichtigen sprachverständigen Männern und mit Weisheit und Besonnenheit geschehen. Aber kein Volk der Erde ist so willkürlich mit der Schreibung seiner Sprache verfahren,

als das lettische, d. h. nicht das Volk, sondern die modernen lettischen (junglettischen) Schriftsteller und Schulmeister. Auf der ersten kurländischen allgemeinen Schullehrerkonferenz, die 1877 unter dem Präsidium des ersten kurländischen Schulrats Pastor Jul. Böttcher-Blieden zu Mitau tagte, mußte ich einen Vortrag über die lettische Orthographie halten und wies auf den damals schon herrschenden Wirrwarr hin, zeigte die Ursachen des orthographischen Reformfanatismus in der tatsächlichen, aber doch nur relativen Mangelhaftigkeit der bisher üblichen Schreibweise, machte aufmerksam auf die notwendige Unterscheidung des doppelten Dienstes, den die Schrift dem geistigen Leben und Fortschreiten des Volkes und der Sprachwissenschaft bietet, sodann auch auf die notwendige Unterscheidung der Orthographie im weiteren und engeren Sinn (Form der Schriftzeichen und Benutzung derselben) und endlich auf die Pflicht der Volksschule in dieser Frage konservativ zu sein, um nicht durch vorschnelle oder gar radikale Änderungen der Schreibweise den Fortschritt der Volksbildung zu stören, um nicht mit den Schulkindern Experimente zu machen, und um nicht zu vergessen, daß nicht die Literatur von der Schule, sondern diese von der Literatur abhängig ist.

Ich meinerseits habe oft in meinem Leben nachgedacht und niemals aufgehört mich zu wundern über das wunderbare Ding, welches wir Sprache oder Schrift nennen. Und wir brauchen beides täglich, bringen uns aber selten zum Bewußtsein, wie merkwürdig das Sprechen und das Schreiben ist. Wir übersetzen Gedanken in Laute, d. h. Geistiges in Sinnliches, indem wir sprechen, und der Hörer ist seinerseits im stande, das sinnlich Wahrgenommene in ganz Geistiges zu übersetzen, d. h. die gehörten Laute in Gedanken und so nun die Gedanken eines anderen zu ver-

stehen und sich anzueignen. Und weiter: Was für einen glücklichen Griff hat der Mensch getan, dem es gelungen ist, Hörbares in Sichtbares zu übersetzen und das vom Ohre Wahrgenommene auf den anderen Sinn, den des Auges zu übertragen und dabei das Flüchtige, das Verhallende zu fixieren, daß man es schwarz auf weiß getrost nach Hause tragen und für die Zukunft aufbewahren kann. Eins muß hier sehr beachtet werden, nämlich daß die Funktionen des Denkens, des Hörens und des Sehens inkommensurabel sind. Es ist nicht möglich, mit Worten einen Gedanken oder eine Empfindung völlig adäquat wiederzugeben. Beides ist nicht kongruent. Daher die Vieldeutigkeit des Wortes und daher die mannigfaltigen Mißverständnisse, die beim Sprechen und Hören vorkommen. Und wie das Wort nicht im stande ist vollkommen den Inhalt des Seelenlebens auszudrücken, ebenso ist es unmöglich mit Schriftzeichen, und seien es auch fein erklügelte, die doch viel feineren Modulationen der Laute wiederzugeben. So sind die Schreibweisen aller Völker mangelhaft und man muß sich drein schicken. Die Schrift erinnert nur im allgemeinen an den Klang, und das sprachkundige Glied seines Volkes errät den Klang und weiß ohne weiteres richtig zu lesen, wenn die Schriftzeichen nicht gar zu ungeschickt und die Schreibung nicht gar zu fragmentarisch ist. Kein europäisches Volk hat eine nationale Schrift. Die Griechen haben die Schriftzeichen von den Phöniziern, die Römer von den Griechen entlehnt, die keltischen und germanischen Völker haben sie von den Lateinern gelernt, die Ostslaven (Bulgaren und Russen) nicht auf Umwegen, sondern in direkter Linie von den Griechen. Hat ein Volk fremde Schriftzeichen selbst auf die eigne Sprache übertragen, so sind die fremden Zeichen, sei es auch mehr oder weniger, doch immerhin mit gewissem

Geschick der eignen Sprache angepaßt. Hat ein Volk seine Schriftzeichen einem anderen Volke gebracht, so ist freilich die Anpassung in manchen Stücken weniger glücklich gewesen. So erklärt sich das dem Lettischen unsympathische h als Dehnungszeichen.

Ich kann hier nicht verschweigen, wie sehr ich es bedauere, daß ich nicht früher einen Gedanken habe realisieren können, nämlich über eine Reform der russischen Schriftzeichen (Kyrilliza) etwas zu schreiben. Jetzt geht es nicht mehr. Es ist ein großer Übelstand für das russische Volk und für die Nationen, welche unter dem russischen Scepter die russische Sprache sich aneignen müssen, aber zugleich auch westeuropäische Sprachen zu kennen und zu brauchen das Bedürfnis oder die Pflicht haben, ich sage, es ist ein großer Übelstand, daß die russischen Schriftzeichen von denen Westeuropas einerseits divergieren, andererseits aber, und das ist die Hauptsache, mit ihnen zu einem Teil übereinstimmen, aber dabei eine ganz andere Bedeutung haben, d. h. einen anderen Laut bezeichnen; lat. c u. russ. c (= s); lat. m, russ. m (= t); lat. n, russ. n (= p); lat. p, russ. p (= r); lat. u, russ. u (= i) 2c. In dieser äußeren Übereinstimmung von Zeichen verschiedener lautlicher Bedeutung liegt eine viel größere Schwierigkeit für den Fremden Russisch zu erlernen, als in der besonderen Form eigentümlicher Lautzeichen, z. B. bei den Zischlauten. Seitdem das russische Volk in seiner Kultur und Literatur namhafte Fortschritte gemacht hat, wird das Bedürfnis immer lebhafter, mindestens darüber nachzudenken, ob es nicht möglich wäre die russische Schrift der westeuropäischen mehr anzuähnlichen. Jedenfalls wäre es ein Irrtum als Einwand geltend zu machen, daß eine Nation von vielen Millionen doch ein Recht habe, ihre nationale Schrift sich zu bewahren. Die Kyrilliza ist

nicht slavisch, sondern griechisch, und wenn es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich gewesen ist, Maße und Gewichte, ja auch die Münzsysteme, die früher so unendlich mannigfaltig waren, in den Grenzen der verschiedenen landesherrlichen Territorien mehr einander anzugleichen und dadurch den riesig anwachsenden Handel und Verkehr der Völker unsagbar zu erleichtern; wenn es möglich gewesen ist, einen Weltpostverein zu gründen, der jetzt wirklich alle Teile des Erdballs umfaßt, wenn man heute ernstlich daran arbeitet auch eine Einheitlichkeit des Kalenders herzustellen, so ist wohl die Frage sehr berechtigt, ob nicht auch einmal eine Einheitlichkeit der Schriftzeichen für die Kulturvölker zu erlangen wäre, durch welche der geistige Verkehr der Völker, der Austausch ihrer geistigen Errungenschaften wesentlich erleichtert würde. Nur andeuten kann ich an dieser Stelle, daß es vielleicht nicht allzuschwierig sein würde, nur durch kleine Änderungen die oben exemplifizierte irreführende Gleichförmigkeit gewisser russischer mit gewissen lateinischen Buchstaben zu beseitigen. Beispielsweise ließe sich das russ. n dem lateinischen p unendlich leicht angleichen, wenn der Russe nur den ersten Fuß seines n ein wenig verlängern wollte. In ähnlicher Weise ging es mit den meisten der anderen doppelsinnigen Zeichen, was sich hier ja nicht ausführen läßt. Der Keim des Übels liegt darin, daß das russische Volk und die westeuropäische Welt die Griechen zum Lehrmeister genommen haben, aber über 1000 Jahre getrennte Wege gegangen sind und in keinem Konnex gestanden haben. Der wachsende, auch geistige Weltverkehr wird endlich einmal zu einer Einigung zwingen, wie er schon die Deutschen seit Grimm veranlaßt hat, im Druck wenigstens derjenigen Bücher, deren Lesung man in England, Frankreich und Italien wünscht, die sogenannten gotischen

eckigen Buchstaben mit den rundlichen lateinischen zu vertauschen.

Meine philologischen Arbeiten, d. h. in Hinsicht lettischer Sprachforschung fanden in der Hauptsache ihren Abschluß während meines Aufenthalts in Neu-Autz. Nach 1867 traten mir andere Aufgaben näher und nahmen mich in Anspruch. Es war nur eine Kleinigkeit, die ich meinem verehrten Freunde Bezzenberger als Beitrag zu dem ersten Bande seines Journals „Zur Kunde der indogermanischen Sprachen" im Jahre 1877 senden konnte, nämlich über die „Umlautserscheinungen im Lettischen", genauer gesagt im Dialekte der Pebalgschen Gegend und auch des weiteren Nordostens, wo die Leute mäzītajs statt māzītajs (Pastor) oder uipe statt upe (Bach) ꝛc. mit großer Konsequenz sagen.

Als die lettisch-literärische Gesellschaft an die große statutenmäßig ihr zustehende Aufgabe treten konnte, nämlich für Herausgabe eines lettisch-deutschen Wörterbuchs zu sorgen, und als Bischof Karl Christian Ulmann als Emeritus schon in hohem Alter stehend, es opferwillig übernahm, die von G. Neiken gemachten Sammlungen von 1868 an zu vervollständigen und ein druckbares Manuskript herzustellen, konnte ich teils in Vertretung der lettisch-literärischen Gesellschaft, teils in persönlicher Teilnahme doch nur in einem beständigen Briefwechsel mit dem verehrten Manne die vielfachen obschwebenden Fragen besprechen, meine Vota mitteilen und später auch die einzelnen Bogen durchsehen. Es halfen zu der Stoffsammlung für das Werk außerdem eine große Zahl Pastoren, Volksschullehrer und auch namentlich die Lehrer und Schüler des Walkschen und Irmlauschen Seminars.

Lexikographische Arbeiten übersteigen ja bei weitem die Kraft eines einzelnen Menschen. Als Ulmann 1871 durch den Tod abgerufen wurde, war der Druck des Werks beinahe schon vollendet. Noch weniger habe ich an der Ausarbeitung des deutsch-lettischen Wörterbuchs persönlich mitarbeiten können, welche Ulmann auch schon begonnen, Propst A. Döbner-Kalzenau und Pastor G. Brasche-Niederbartau beendeten.

VII.

Doblen. Geistliche Amtstätigkeit.

Von Wert ist es dem Geistlichen auf historischem Boden zu wohnen und zu wirken, wo Denkmäler der ersten Landeschristianisierung sich noch finden.

Am Pfingstsonntag 1867 wurde ich in Doblen introduziert. Acht Tage zuvor hatte ich meine Familie und mein vierfüßiges Besitztum hergebracht. Ich kam mir vor wie Abraham, der mit den Seinen aus der väterlichen Heimat in die Fremde übersiedelte. Frau und Kinder schauten in Spannung, in Freuden und Sorgen von den westlichen Höhen auf das freundliche Bersetal, wo am Flußufer vor dem Kirchturm und den roten Häusern des Marktfleckens die langgestreckte Ruine der alten Komthurei (erbaut 1290—1330) sich den Augen zeigte, jenseit des Fleckens aber auf der waldlosen Höhe die neue Heimstätte von der Abendsonne beleuchtet mit ihrem Wahrzeichen der einen turmhohen Tanne neben den alten Linden uns freundlich grüßte.

Ich kann nicht umhin, ein drolliges kleines Ereignis zu erwähnen, das mir begegnete, als ich im April besuchsweise hier im Pastorat einige Anordnungen für die äußere Existenz vor der Übersiedelung traf. Ich war gerade im

Blumengarten vor dem Hause beschäftigt, als ein Wagen mit drei Insassen von Doblen heraufkam und auf der Landstraße vor der Einfahrtsallee anhielt. Ein junger Mann, Polytechniker, damals mir noch unbekannt, sprang heraus, kam in den Garten zu mir und bat, natürlich ohne mich als den künftigen Pastor zu kennen, ob ich ihm nicht ein Spiel Karten leihen könnte; die kleine Reisegesellschaft möchte unterwegs nach Mitau gerne ein Partiechen zum Zeitvertreib machen. Ich sprach dem Bittsteller mein herzliches Bedauern aus, daß ich zu solcher Hilfeleistung durchaus nicht eingerichtet wäre, und er entfernte sich etwas bestürzt.

Das Einleben in Doblen erleichterte mir und meinem Hause in hohem Grade mein Amtsbruder, der lettische Pastor K. Bock. Derselbe kannte die Personen und die Verhältnisse des Kirchspiels seit mehr als einem halben Menschenalter. Als Glieder einer Diözese waren wir trotz der Verschiedenheit der Jahre in gleichartiger Gesinnung freundschaftlich verbunden. Die Nachbarschaft nun von drei Werst gestaltete unsre Beziehungen immer inniger. Er war ein kernfester und zugleich gemütlicher Mann, noch aus der alten Zeit. Er rauchte gern seine lange Pfeife, verkehrte gern mit den Nachbaren und hatte jeden Freitag jour fixe, wo sich Freunde des Hauses bei ihm zusammenfanden. Er war ein populärer Kanzelredner, arbeitete mit Energie in der fast 16 Quadratmeilen umfassenden Gemeinde und in den zwei Hauptkirchen und den zwei Bethäusern. Um den gewaltigen Anforderungen der Gemeinde an ihren Seelsorger genügen zu können, hielt er sich jahrzehntelang auf eigene Kosten Adjunkten, zuletzt seinen Sohn, der durch seine schöne Baritonstimme im geselligen Kreise den Hörern oft großen Genuß bereitete. Die Pastorin aus einer weitverbreiteten Pastorenfamilie stammend, war ein Muster von Güte und Aufrichtigkeit.

Zu dem Glück meines Lebens hat die amtsbrüderliche Harmonie, die niemals zwischen uns gestört worden ist, viel beigetragen. Es ist ja leider eine Tatsache, daß Pastoren an einer Kirche durchaus nicht immer die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens halten. Das hat oft seine Ursache in der Verschiedenheit der Charaktere, oft in der Unklarheit und in der Ungeordnetheit der amtlichen Beziehungen. Bei uns in Doblen war eigentlich ein Streit nicht gut möglich. Jeder hatte seine Gemeinde ganz für sich, der eine die lettische, der andere die deutsche. Jeder hatte seine Gottesdienstzeit so, daß keiner dem anderen ins Gehege kommen konnte. Dieser amtsbrüderliche Frieden war in Doblen ein Erbteil der Väter und hat sich auch fortgepflanzt, als Bock nach seiner Emeritur durch G. Seeberg ersetzt wurde.

Die deutsche Gemeinde war räumlich ebenso über ca. 16 Quadratmeilen ausgedehnt, als die lettische, bestand aber nur aus ca. 1000 Seelen gegenüber ca. 16 000 Letten. Am dichtesten waren meine Deutschen im Flecken angesiedelt, zwei Ärzte, ein Apotheker, einige wenige Kaufleute, eine Anzahl von Handwerkern und immer etliche ältere Leute, die sich auf den Lebensabend hierher zurückgezogen hatten, z. B. emeritierte Pastoren. Zu den charakteristischen Erscheinungen in dem damaligen Doblen gehört ein Oberst v. B. Derselbe war bei der Verteidigung Sewastopols schwer verwundet, vier Soldaten trugen ihn aus dem Kampf, eine Granate platzte in der Nähe der Gruppe, und der Oberst fiel aus den Händen der Träger zu Boden. Eine Gehirnerschütterung schädigte für das ganze folgende Leben die Geisteskraft des Mannes, aber die einstige hohe Begabung zeigte sich immer noch in einzelnen guten Witzen, die bei Gelegenheit wie Blitze aus den Wolken fuhren. Oberst B. machte aus seiner Pension bei zwei alten Damen — sehr gern

Kaffeebesuche bei diesem und jenem und spielte auch eine Partie Schach. Über einen meiner kleinen Söhne machte er das Rätsel: Wie unterscheidet sich S. B. von der Doblenschen Brücke? Antwort: Über die Brücke geht alles, über den Jungen geht nichts. Ein Schuhmacher trat vom Fleckenvorsteheramt zurück, und unser Apotheker wurde trotz seines Widerstrebens zum Nachfolger gewählt. Oberst B. sagte: Wir haben eine pechöse Regierung gehabt und haben nun eine provisorische.

Doblen wäre schneller gewachsen, wenn die Eisenbahn nicht acht Werst an uns vorbei gezogen wäre. Mit den Eisenbahnbauten und mit dem wachsenden Wohlstand der Bauern ist das baltische Land in die Periode des Städtegründens gekommen. Die Landbevölkerung hat jetzt bei uns unendlich viel mehr Bedürfnisse als vor fünfzig Jahren, Bedürfnisse, die nur durch den Einkauf städtischer oder gar ausländischer Industrieprodukte und Lebensbedürfnisse befriedigt werden können. Zugleich ist die Kauffähigkeit nach Abschaffung der Frone bei den Bauerhofspächtern und den Besitzern bedeutend gewachsen. Im ganzen Lande finden sich gegenwärtig eine große Menge von Kaufläden in der Nähe der Kirchen, Schulen und Krüge. Ein Überschuß der zunehmenden Landbevölkerung siedelt sich nun seit Jahrzehnten in den Städten und Städtchen an. Das dient nicht der Vergrößerung deutscher Gemeinden, vielmehr werden tatsächlich nicht wenige Deutsche aus ihren Berufen verdrängt. Ich habe es in meiner Gemeinde erlebt, wie die Krüge jetzt fast alle von Letten besetzt sind, während früher fast in allen Krügen des Landes gute Deutsche, oft Handwerker, hausten und damals auch viel bessere Bewirtung deutschen Reisenden boten. Lettische Schuhmacher, Schneider, Sattler, Schmiede &c. gab es früher nur wenige, heutzutage ist ihre Zahl sehr groß und die der deutschen nimmt ab.

Nur das Müller- und Schornsteinfegergewerbe ist noch wesentlich in deutschen Händen. In Doblen haben sich die Kaufläden bedeutend vermehrt, aber nur wenige Firmen sind deutsch.

Eine Statistik, die ich für die Doblensche deutsche Gemeinde kürzlich aufzustellen versuchte, zeigte, daß diese sich in den letzten Jahrzehnten in der Tat verkleinert hat. Dazu hat beigetragen, daß zum Teil durch die Politik der Regierung, zum Teil auch aus anderen Ursachen die ca. 23 Kronsgüter bis auf ein einziges von Letten in Pacht genommen sind. Die Privatgüter werden hier von deutschen Herren besessen. Bei der statistischen Betrachtung meiner Gemeinde fand ich ganz gegen meine Erwartung eine interessante Tatsache, nämlich die, daß bei national-gemischten Ehen die Kinder in der Regel durchaus nicht der Nationalität der Mutter, sondern vielmehr der des Vaters folgen. Im Anfang des Jahrhunderts bestand Doblen nur aus einer sehr kleinen Anzahl (ca. 20) von Häusern und Grundstücken, wohl alle deutschen Besitzern gehörig. Die Konst. Brennersche Fleckenkarte vom Jahre 1885 zeigt 71 bebaute Grundstücke. Im Jahre 1903 gibt es 78, und die Zahl der lettischen Hausbesitzer ist so groß und so emporstrebend, daß bereits ein Kampf geführt wird, um die Fleckenverwaltung in rein lettische Hände zu bringen, ein Kampf, welcher bereits in mehreren kleinen Städten Kurlands zum Siege der Letten geführt hat.

Meines Vorgängers, des Generalsuperintendenten Lamberg warm christlicher Sinn hatte die deutsche Gemeinde daran gewöhnt, den Gottesdienst fleißiger zu besuchen, als es vorher dem Geist der Zeit entsprechend geschehen war. So kam Lambergs Arbeit meiner Wirksamkeit zu gute.

Schlimm war es in der Gemeinde mit der Schule für die Kinder der unbemittelteren deutschen Familien bestellt.

Lettische Volksschulen bestanden bereits für eine Anzahl von Gutsgebieten, und die Zahl derselben ist gegenwärtig im Kirchspiel auf 13 gestiegen. Die Sommerschule wurde in deutscher Sprache, nach deren Erlernung auch die Letten strebten, gehalten und das half den deutschen Kindern zur Festigung in ihrer Muttersprache. Eine rein deutsche Elementarschule fand sich im Flecken und wurde durch den Organisten geleitet, aber das war im Anfang meiner Amtszeit ein Mann von wenig pädagogischer Begabung und Neigung. Für den Gesang hatte er mehr Interesse, und wir begründeten einen deutschen Gesangverein, welcher aber im Lauf einiger Jahre infolge von Mangel an deutschen Gesangkräften ein lettischer wurde.

Die Pflege des Gesanges brachte mir eine angenehme Erfahrung. Bei Gelegenheit einer Hauskollekte, die ich für Abgebrannte veranstaltete, klagte eine Schenkwirtin heftig darüber, daß ich von den Schenkwirten eine Beisteuer erwartete, denen ich durch den Gesangverein das Brot nähme, da die jungen Leute nicht mehr in die Schenken kämen.

Unser kleiner Gesangverein wurde ein Anlaß zu dem ersten lettischen Gesangfest, welches im Sommer 1870 kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges unter Leitung des Direktoriums der lettisch-literärischen Gesellschaft in Doblen zu stande kam. Über zwanzig lettische Gesangvereine aus Mittelkurland zwischen Bauske, Durben und Erwahlen wirkten dabei mit. Es war ein reizender Anblick, als um die Mittagszeit des bestimmten Tages auf dem Doblenschen Markt die mit Laub geschmückten mehrspännigen Wagen unter fliegenden Fahnen zusammenfuhren. In vorbereiteten Quartieren wurden die Sänger untergebracht und gespeist und machten dann die ersten gemeinsamen Proben, zum Teil innerhalb der Burgmauern. Dem Kirchenkonzert des folgenden Tages folgte am Nachmittag ein Wettsingen der

Vereine im Kiefernwäldchen beim lettischen Pastorat. Der Zug dahin unter Vortritt des Polizeichefs Hauptmann A. v. Stempel und eines Musikkorps mochte eine Werst lang sein. Im Wäldchen mußte ich eine Rede halten. Die versammelte Menge aus der Umgegend zählte wohl 8000 Köpfe. Das Volk hatte dergleichen zuvor niemals gesehen und gehört, und ein Weiblein äußerte zu mir, sie fühle sich wie im Himmel. Die beiden Pastorate waren voll städtischer Gäste, unter denen ich nur den kurländischen Gouverneur v. Lilienfeld, den kurländischen Landesbevollmächtigten v. d. Recke, den Präsidenten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde G. Berkholz, den Akademiker Wiedemann nennen will. Auch den genannten Herren war dieses Volksfest etwas Neues und übertraf ihre Erwartungen. Gegen Sonnenuntergang begab sich der Festzug aus dem Wäldchen nach Doblen zurück. Innerhalb der Burgruine wurde Feuerwerk abgebrannt, die Vereine sangen abwechselnd auf einer Estrade, und das Volk tanzte dazwischen auf dem Rasen. Nach Mitternacht fuhren die zahllosen Wagen mit den Sängern, Sängerinnen und Hörern in alle vier Weltgegenden hinaus der Heimat zu, um flink wiederum an ihrer Heuernte weiterzuarbeiten. Besonders hübsch war es, daß an dem fröhlichen Tage kein Betrunkener gesehen wurde und nicht das Geringste von einem Unfug geschah.

Das Leben der Deutschen im Flecken und in der Umgegend ließ sich in mancherlei Hinsicht damals fruchtbar anregen. Einige gleichgesinnte Freunde vereinten sich zu Vorträgen verständlich belehrender Art, und Pastoren und Ärzte bemühten sich auch den einfacheren Leuten aus dem Gebiet ihres Wissens und Wirkens Interessantes mitzuteilen.

In derselben Zeit entstand ein landwirtschaftlicher

Verein, in welchem ernstlich der Versuch gemacht wurde, Deutsche und Letten zu gemeinsamen Verhandlungen und Austausch ihrer Erfahrungen zu bringen. Die Schwierigkeiten aber der doppelten Sprache waren ein großes Hindernis, denn die Liberalität, welche beiden Sprachen Raum und Recht gewährte, genügte nicht, denn die lettischen Mitglieder verstanden doch nicht alle Deutsch, und die Deutschen konnten sich ihrerseits dazu nicht verstehen, ihre eigne Sprache ganz aufzugeben. So blieben zuletzt nur geschultere Letten dabei.

Der deutsch-französische Krieg wirkte bis nach Doblen herein. Das Rheinwachtlied wurde auch bei uns gesungen, erst deutsch und dann auch lettisch. Ich hatte den Versuch gemacht, das Lied, welches in allen Weltteilen gesungen wurde, in eine entsprechende lettische Form zu bringen, und ich setze den Versuch hierher:

Tur sauzin sauz, kā pērkōns dūz,
Kā brunjas skan, kā bangas rūz:
Kas ātri jel pee Reinupes kljūs?
Kas mūsu rōbeſchu sargi būs?
    Nebēdā, tēwſeme, nebēdā!
    Tee rōbeſchu sargi nōmōdâ!

Un tūkstōschu tūkstōschi satrūkstās,
Un wisas azis eedegās —
Spēks rōkâ, sirdî tizība, —
Tee tēwſemes rōbeſchas apsargā.
    Nebēdā, tēwſeme, nebēdā!
    Tee rōbeſchu sargi nōmōdâ!

Un azis uſ augschu pazillā,
Kur stipree tēwi Deew' meerâ,
Un sōlās, Deews to pats nōlems:
Ne eſchu, ne sirdi mums neatnjems.
    Nebēdā, tēwſeme, nebēdā!
    Tee rōbeſchu sargi nōmōdâ!

Kāmēr sirds tezina asini,
Un rōka iſwelk ſōbini,
Un wīrs jele weens wēl stōbru twers,
Scheit Frantschi kāju neatspers.
Nebēdā, tēwſeme, nebēdā!
Tee rōbeſchu sargi nōmōdâ!

Tee sōlās, zillā ſobinjus,
Un wējâ wizinā karōgus:
Lai steidſamees pee Reina kljūt,
Mēs wisi gribam sargi būt.
Nebēdā, tēwſeme, nebēdā!
Tee rōbeſchu sargi nōmōdâ!

Einen anderen Übersetzungsversuch veranlaßte Dr. Karl Pauli zu Münden. Er hatte den netten Einfall, ein humoristisches Büchlein zu schreiben, welches unter dem Titel „Neue Forschungen über den Ursprung des Kutschkeliedes“ im Jahre 1872 in Münden gedruckt ist. Er weist altpersische, altbaktrische, chinesische, griechische, römische Spuren des Kutschkeliedes nach, gibt dasselbe danach in den verschiedensten alten und neuen deutschen Dialekten, endlich noch in altpreußischer und lettischer Version, welche letztere ich ihm sandte und scherzeshalber hierhersetze:

Kutschkas dſeesma.

Kas tur pa krūmeem waſajās?
Napoljums gan tur lōſchnajās.
Kas winjam gan tur jalōſchnjā?
Ai, brālji, tas mums jadſenā!

Tur klaijumâ uſpūtuschees
Wēl sarkanbiksas nōſtāj'schees;
Kō tee tad tur grib plandītees?
Būs jaeet tōs apraudſītees!

Sprādſēji sprāgst un lōdes līst,
Tee schaudās tā, ka ausis plīst!
Lai sprāgst, lai līst, lai plīst, lai plūst!
Brālj', wirsû! līdſ tee ſemê grūst.

Napolijum, Napoljum, klau!
Napoljum, nu wairs labi nau!
Ar Deewu wirsû! Nōbeigta
Nu wisa tawa gōdība!

Aiſbāſisim uſ mūſchību
To Sprantschu balamutibu.
Pat Pariſê mēs spreedīsim,
Tur ljauneem algu maksāsim!

Einige Jahre nach 1870 folgte zu Riga das erste allgemeine lettische Gesangfest, wo die baltische Metropole im großen Dom und im Kaiserlichen Garten durch die Gesangleistungen der livländischen und kurländischen Volksschule überrascht und durch den brillanten erstmaligen Vortrag lettischer Volkslieder (mehrstimmig vom Seminardirektor Zimse gesetzt) fast elektrisiert wurde.

Ich kehre nach Doblen zurück. Mein Gesangverein begann zu siechen, die mitwirkenden jungen Leute schwärmten weniger für die Kunst als für das gesellige Vergnügen, wozu das gemeinsame Singen Anlaß bot. Organist B. war auch nicht ideal angelegt und vermochte nicht die auseinanderstrebenden Parteien zusammen zu halten. Der Verein verstarb und allmählich machte sich der Organist B. in jeder Beziehung unmöglich. Er wurde durch einen tüchtigen Nachfolger ersetzt. Es war scherzhaft, mit welchem Humor der Kirchenvorsteher Hauptmann A. v. Stempel unter Nummer und Amtssiegel mir offiziell antwortete, als ich ihn gebeten hatte, am Tage des Amtswechsels um der Ordnung willen hier zu sein: „Bedürft Ihr meiner zu bestimmter Tat, so ruft den Tell, es soll an ihm nicht fehlen."

Der Eintritt des neuen tüchtigen Organisten und Lehrers gab mir Anlaß, den Bau eines besonderen Schulhauses neben dem Wohnhause des Organisten zu unter=

nehmen. Durch freiwillige Hilfe vieler, durch Schenkungen von Baumaterialien, durch kleine und große Geldspenden, namentlich auch seitens eines segensreich wirkenden Vereins von Schulfreunden, wurde das Ziel erreicht, und die zwei neuen großen Klassenzimmer der Kirchenschule nebst den zugehörigen Schlafräumen füllten sich bald auch durch lettische Kinder, welche die deutsche Sprache als nützlich für ihr Fortkommen erachteten.

Das waren noch relativ gute Zeiten für die Schule, in welchen die Kinder mit Hilfe ihrer Muttersprache oder einer anderen frei gewählten gedeihlich unterwiesen werden konnten. Nie ist ein lettisches Kind zum Erlernen der deutschen Sprache genötigt worden. Jetzt, nachdem die Verwaltung der Volksschulen der evangelisch-lutherischen Kirche den Provinzialinstitutionen und dem Ministerium des Innern entzogen und dem Kurator des Lehrbezirks und dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt ist, nachdem die Benutzung der deutschen oder lettischen Muttersprache in der Volksschule mehr und mehr reduziert und in den Kirchenschulen, die sich in konzessionierte staatliche Privatschulen haben wandeln müssen, auf den Religionsunterricht beschränkt ist, scheint es unvermeidlich, daß das Deutschtum der kleinen Leute in Stadt und Land verkümmert, daß die Bildung sowohl der Letten als der Deutschen gehemmt und erschwert und damit auch die Solidität der Charaktere und die Religiosität mehr und mehr gefährdet wird.

Eine amtliche Aufgabe, die mir in meiner ersten (lett.) Gemeinde nicht in dem Maße nahe getreten war, als in Doblen, war die Vorbereitung von Knaben und Mädchen oder soll ich sagen von Jünglingen und Jungfrauen aus den gebildeteren Ständen zur Konfirmation. Ich mache den Unterschied von Knaben 2c. und Jünglingen 2c., weil

ich nicht ganz damit einverstanden bin, wenn Eltern ihre Kinder 17, ja sogar 18 Jahre vor der Konfirmation alt werden lassen, in der Meinung dieselben seien früher dazu noch nicht reif. Ich denke die Konfirmation hat nicht an reif gewordenen jungen Seelen zu geschehen, sie hat wesentlich zum Reifwerden beizutragen und mitzuhelfen. Wenn die Töchter bereits junge Damen geworden sind oder wenn Primaner bald vor dem Abiturientenexamen stehen, dann hat sich eine Lebensauffassung oder auch ein religiöser oder auch einmal ein irreligiöser Standpunkt durch Einflüsse, die durch elterliche Fürsorge garnicht ferngehalten werden konnten, leicht schon so kristallisiert, daß ein Konfirmationsunterricht zu spät kommt, weil er nicht mehr das unbefangene Herz findet. Selbstverständlich gibt es neben dem „zu spät“ auch ein „zu früh“. Ein Vorurteil müßte bei der Wahl des Konfirmationstermins überhaupt beseitigt werden, nämlich als ob die Konfirmation notwendig mit dem Abschluß der Schule und mit dem Eintritt in das gesellschaftliche öffentliche Leben zusammenfallen müßte. Die Konfirmation gehört mit in die Mittel der Erziehung hinein und verliert ein gut Teil von ihrem geistlichen Segen, wenn sie mit ganz weltlichen Dingen und Zwecken verquickt wird.

Die vielen jährlichen Konfirmandenkurse sind mir immer eine besondere Freude gewesen, und ich meine, daß ein jeder Pastor von dergleichen außerordentlich viel für sein eignes inneres Leben und für seine anderweitige Amtswirksamkeit gewinnt. Docendo discimus, und wir lernen dabei mehr als beim Predigen von der Kanzel, denn wir merken in der Konfirmandenstube, was wir auf der Kanzel nicht merken, ob wir verständlich und erwärmend oder dunkel und kalt geredet haben. So hat die Konfirmandenlehre einen lehrhaften Einfluß auf die Predigtweise des

Pastors. Aus meinen Konfirmandenkursen ist als Frucht ein Buch herausgewachsen, in welchem ich nicht bloß der Jugend, sondern auch älteren Christen Gedanken habe darreichen wollen, die denen zur Verständigung dienen könnten, welche durch den Geist unsrer Zeit in mehr oder weniger inneren Konflikt mit christlichen Ideen und kirchlichen Lehren geraten sind. In diesem Buch, „Für suchende Seelen. Licht, Kraft, Trost aus dem Evangelium“ (1900), habe ich die ewige, heiligende und tröstende Wahrheit des Christentums suchenden und empfänglichen Seelen näher bringen wollen, indem ich mich an die Urquelle hielt und allen theologischen Parteistreit vermied.

Was mir, abgesehen von der Fürsorge für meine eigene Gemeinde vergönnt war an der Pflege unsrer Landeskirche mitzuarbeiten, stand in vielen Fällen mit dem Umstand in Verbindung, daß oft eine Feder nötig war, die nach dem allgemeinen Vertrauen für fähig angesehen wurde, die lettische Sprache zu beherrschen. Da zog mich mein lieber Freund, Schulrat J. Boettcher, zur Hilfe herbei, als das von ihm abgefaßte Reglement für die lettischen Volksschulen nebst Lehrplan ꝛc. ins Lettische übersetzt werden mußte. Andererseits folgte ich gern der Aufforderung Boettchers bei den von ihm trefflich geleiteten (zwei) allgemeinen Lehrerkonferenzen mitzuwirken oder auch der Aufforderung meines werten Propstes A. Rutkowski ihm zu helfen, wenn er Diözesan-Lehrerkonferenzen in Doblen abhielt.

Die persönliche Verbindung mit den Volksschullehrern war mir nebenbei für meine lettischen Studien immer viel wert, denn durch die Lehrer bekam ich Auskünfte auf unzählige Fragen, die das Volk betrafen, und Sammlungen von Volkstraditionen aller Art.

Ein anderes Größeres war die Emendation der lettischen Bibel. Diese große Aufgabe trat an mich heran, als ich

noch in Neu-Autz war, als ich soeben meine grammatikalischen Arbeiten zu einem Abschluß gebracht und als mir in der Nachfolge von Pastor Rud. Schulz das Präsidium der lettisch-literärischen Gesellschaft (1864) übertragen worden war.

Die sprachlichen Mangelhaftigkeiten im lettischen Bibeltext waren den Pastoren zum Bewußtsein gekommen, und die Schulbildung des lettischen Volks und dabei seine relative Fähigkeit und nun auch Lust zu kritisieren war soweit fortgeschritten, daß man die schon früher hervorgetretenen zarten Emendationsversuche endlich ernsthaft und durchgreifend fortsetzen mußte, als neue Stereotypplatten zu gießen notwendig geworden war.

Das livländische Komitee der Bibelgesellschaft forderte zwei livländische Geistliche, A. Döbner und K. Croon und mich auf, ein Votum vor den beiden Provinzialsynoden abzugeben, nach welchen Grundsätzen eine Emendation des lettischen Bibeltextes gearbeitet werden könnte und müßte. Ich stellte in meiner Antwort die Forderung, daß der zu suchende Emendator die nötige allgemeine philologische Bildung und die besondere lettische Sprachkenntnis, sodann warme christliche Frömmigkeit, endlich die nötige Muße haben müsse. Weiter wies ich darauf hin, daß bei der lebendig gewordenen nationalen Strömung unter den Letten und in der vielfach gärenden Zeit Sorge getragen werden müsse, daß nationale oder soziale Leidenschaft dem Werke fern bleibe. Endlich sei ein Mittelpunkt zu suchen, wo die aus Liv- und Kurland zu berufenden Männer zu gemeinsamem Raten und Taten sich vereinigen könnten. Zu solchem Mittelpunkt schlug ich die letisch-literärische Gesellschaft vor, deren Glieder in großer Zahl eben Pastoren in den beiden Provinzen waren. Auf der kurländ. Synode im August 1865, wo nun die Sache zur Verhandlung kam, ging ich genauer auf die Frage ein: „Was ist das Mindeste, das eine Revision des lettischen

Bibeltextes ins Auge fassen müßte?“ Die Mängel menschlicher Form müßten notwendig beseitigt werden, damit kein Grund vorliege, auch an dem ewigen Inhalt Anstoß zu nehmen. Die Sprachform wäre menschliches Werk. Wir Evangelischen hielten keine Übersetzung für inspiriert. Die Gemeinden müßten es von uns lernen, daß der Buchstabe tötet, aber der Geist lebendig macht. Das lettische Volk müßte erfahren, daß wir Pastoren konservativ wären, aber doch nicht der Stabilität huldigten. Die Wahrheit sollte konserviert werden, aber nicht Irrtümer oder Fehler.

Die kurländische Synode stimmte gleich dem Komitee der Bibelgesellschaft den von mir aufgestellten Resolutionen zu, wählte mich zu ihrem Vertrauensmann in der Sache und überließ es mir, zwei andere Männer zu kooptieren, woraufhin die beiden Pastoren A. Rutkowski-Hofzumberge und K. Wilpert-Sjuxt mir an die Seite gestellt wurden. Diese beiden treuen Freunde haben bis zum Ende des Werks unermüdlich mit mir gearbeitet.

In Livland machten sich zwei Parteien geltend. Pastor G. Neiken-Dickeln und seine Freunde plädierten wenn möglich für eine nagelneue Übersetzung der Bibel. Andere wollten kaum die geringsten Besserungen an der bisherigen Stereotypausgabe gestatten. Ein älterer Geistlicher Livlands war später der Überzeugung, daß eine nach meinem Sinn emendierte Bibel den Untergang der evangelischen Kirche bei uns zur Folge haben würde.

Gerade Livländer waren es, die nachher mit Eifer gegen Änderungen der Orthographie protestierten, so daß z. B. die Vertreter der Bibelgesellschaft in Riga die Druckkosten zu verweigern drohten, als ich noch dazu mit der Majorität der Geistlichen beider Provinzen die Beseitigung der unlettischen Konsonantenverdoppelung nach kurzen Vokalen bei Beginn des Druckes befürwortete. Übrigens drang die

fortschrittliche Auffassung der Sache glänzend durch, und gerade Livländer waren es, Pastor R. Auning-Seßwegen und Pastor J. Neuland-Wolmar, welche bei der Neuausgabe der lettischen Quartbibel in den 90er Jahren radikaler vorgingen, als wir es in den 60er Jahren zu tun wagten oder tun durften. In einem Menschenalter war der Mut gewachsen, und die Erfahrung hatte gezeigt, daß sprachliche Korrekturen den Gemeinden nicht zum Anstoß, sondern zur Erbauung gedient hatten.

Döbner und Croon in ähnlicher Weise von der livländischen Synode bevollmächtigt, wie wir drei oben Genannten von Kurland, berieten auf der lettisch-literärischen Jahressitzung unter uns den Plan der Arbeit weiter. Als Resultat dieser Beratung berichtete ich dem Staatsrat Kästner (Rig. Sekt. Komitee d. Bibelgesellsch.), daß nach der Einigung über die theoretischen Grundsätze immer noch die Scylla des zu weit Gehens in der Befolgung der Grundsätze oder aber die Charybdis der Inkonsequenz bei bangerer Vorsicht im Korrigieren drohen werde. Diese meine Besorgnis hat sich bei unsrer Emendationsarbeit immer und immer bestätigt, indem wir uns oft bewußt wurden auf der schiefen Fortschrittsebene hinabzurutschen und dann manchmal wieder uns sagen mußten: die Konsequenz ist vom Teufel. Um der Emandationsarbeit Einheitlichkeit zu schaffen, wurde von der Bibelgesellschaft und den beiden Synoden dieselbe zunächst mir allein 1866 übertragen, nur daß meine Arbeit von den Vertrauensmännern revidiert und approbiert werden sollte. Mit Einschluß der Revisionskonferenzen hat die Bibelemendation mir persönlich ca. 10 bis 11 Jahre gekostet, nämlich bis zum Februar 1877. Selbstverständlich ist in diesen 11 Jahren der bei weitem größte Teil der Zeit anderweitig in Anspruch genommen gewesen, teils durch das geistliche Amt und pastorale Kon-

ferenzen mit dazu gehörigen Arbeiten, teils durch die Emendation des kleinen lettischen Lutherschen Katechismus, teils durch die lettisch-literärische Gesellschaft und wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet des lettischen Altertums, teils durch ein im Jahre 1871 beginnendes Augenleiden und dessen Bekämpfung.

Der anstrengendste, aber auch der schönste Teil der großen Arbeit fiel in unsre Revisionskonferenzen, die meistens in meinem Hause, aber auch nicht selten in den Pastoraten meiner Arbeitsgenossen abgehalten wurden. Bei diesen Zusammenkünften legte ich zuerst die mir zweifelhaft gebliebenen Punkte zur Beratung und Beschlußfassung vor, dann wurde der emendierte Text fortlaufend gelesen und immer wieder gefeilt. Mehr wie 10 bis 11 Tage reichten die Kräfte nicht aus, denn es ging vom Morgen bis zum Abend und oft in die Nacht hinein mit Unterbrechungen in der Regel nur während der Essenszeiten. Im ganzen erforderte die Revision ca. 45 Wochen Arbeit. Das Erquickende war dabei die innere Harmonie, die brüderliche Eintracht, die uns niemals verlassen hat, auch wenn der eine oder der andere den Brüdern nachgeben und (wie wir uns auszudrücken pflegten) einen Isaak opfern mußte. Es kam während der Arbeit unendlich oft durch Kompromisse zu einem Resultat, indem wir uns an das treffliche Prinzip Augustins hielten: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas, und die Sache selbst ins Auge faßten, unsre Person aber zurücktreten ließen.

Die kurländischen Glieder des Komitees wechselten nicht, die livländischen aber mehrfach; die älteren, Döbner und Croon, machten jüngeren Platz, Heerwagen-Adsel, Auning-Seßwegen, Neuland-Peterskapelle (nachher Wolmar), auch zum Teil Pohrt-Rodenpois; Vertreter Rigas traten hinzu: Oberpastor Th. Weyrich zu St. Johannis und

Superintendent K. Müller. Außerdem fehlten niemals auf unsren Sitzungen benachbarte Amtsbrüder, denn das Interesse an der Arbeit war ein allgemeines, ja auch Laien wurden von unsrem Eifer mit ergriffen, und es war charmant, wie Frau L. v. Freytag-Loringhoven auf Adiamünde, die uns nach einem in der Ortskirche gehaltenen Bibelfest eingeladen und gerade unsre kleinen Differenzen bei etwaiger Berichtigung der Taufformel (Matth. 28) vernommen hatte, am folgenden Morgen ins Pastorat einen Brief schickte, in welchem sie mit wohlerwogenen Gründen für die eine der möglichen Berichtigungen warm eintrat. Zur Charakteristik dieser interessanten wunderbar energischen Dame schiebe ich hier noch ein, wie sie sich unter ihren Bauern benahm. Zu jenem Bibelfest mußte ich in Adiamünde predigen und hatte gehört, sie sei in der Kirche. Die Gemeinde war zahlreich versammelt, Kopf an Kopf. Die Gutsherrin sah ich nicht. Amtsbruder Neuland machte mich nachher darauf aufmerksam, sie habe ja in dem Altarraum auf dem Fußboden unter dem lettischen Volke gesessen. Als wir von der Kirche zum Hofe fuhren, führte sie uns und namentlich mich von der Landstraße durch wogende Kornfelder und Wiesen zu einem Burgberge, trotzdem daß es regnete. — Wenn wir recht müde geworden waren, wurde auch wohl ein Nachmittag zu einer Landpartie verwandt, um uns zu erfrischen. Bei einer solchen von Doblen nach dem auf hohem bewaldeten Berge mit schöner Aussicht gelegenen Schloß Ihlen hätten wir, ich und vier liebe Gäste, leicht verunglücken können. Meine Pferde wurden an einen nicht mir gehörigen Wagen gespannt, dessen Deichsel zu kurz war. Der Kutscher hatte es nicht beachtet. An dem Ende der Allee, die zur Landstraße führt, ging's durch den Hohlweg bergab. Sofort war der Wagen den Pferden auf den Hacken, und in rasendem Rennen flogen wir

zum Flecken Doblen, durch diesen hindurch hinab zur Brücke über die Berse, wo wir bei der Krümmung des Weges fürchten mußten über das Geländer in die Mühlenstauung gestürzt zu werden. Hinter der Brücke ging's endlich wieder bergan, die Pferde wurden ruhig und oben bei dem Tor der alten Burg hielten wir an und atmeten auf; während der Änderung des Angespanns kommt ein Jude an uns vorbei, an welchem wir vorbeigesaust waren ohne ihn zu bemerken. Er sagt: Ui, fahren die Herren snell! Natürlich brachte der Humor uns zum Lachen. Wir waren bei eben dieser Sitzung noch zusammen, als der große Krieg am Rhein ausbrach. Die Aufregung, die auch uns und das ganze baltische Land ergriff, ist nicht zu beschreiben. Wir hatten sofort die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bestellt und die Mitausche Postverwaltung gebeten, mein Exemplar dem Postillon der Briefpost so mitzugeben, daß er sie mittags am Pastorat vorbeifahrend uns herausreichen konnte. Derselbe Postjunge brachte geschriebene neuste Telegramme vom Kriegsschauplatz, die ein benachbarter Gutsherr sich kommen ließ und die wir lesen durften, während die Posttelegge an unsrer Allee hielt. (Die Mitau-Mosheikische Eisenbahn existierte noch nicht.) In jenen Konferenztagen ging mein lieber Freund Auning, ein geborener Lette, aber von klein auf deutsch gebildet, ein feiner, idealer Mensch, durch meinen Garten und faßte sich halbverzweifelnd an die Haare und sagte: Wenn man nicht Weib und Kind hätte, man müßte hingehen und Deutschland gegen die Franzosen verteidigen. — Wer konnte damals die schnellen Siege Moltkes ahnen?

Wie viele auch lustige Erlebnisse ließen sich da erzählen, z. B. wie wir mit Heerwagen bei Glatteis den hohen Kirchberg bei Schloß Adsel hinauf zum Gottesdienst fuhren. Das Pferd glitt aus und stürzte hin, ich sprang aus dem

Schlitten um dem Pferde aufzuhelfen und stürzte auch hin und zwar auf den Rücken. Ich begann nun gleich dem Pferde mit dem Schlitten den steilen Weg hinabzurutschen, den Augenblick voraussehend, wo ich dem liegenden Pferde zwischen seine vier Beine geraten würde. Oben auf dem Kirchberg stand die Gemeinde und schaute zu, bis wir gerettet wurden. Auf dem Heimweg von Adsel fanden wir im Lisonschen Hofeskruge, wo die Pferde gefüttert werden mußten, eine Einladung von Baron Wolff, auf unsrer eventuellen Durchreise ins Schloß zu kommen. Uns zwei Kurländer kannte er nicht, aber er wollte uns kennen lernen; seine Gemahlin war eine Kurländerin. Wir fahren ins Schloß, aber der Baron ist nicht zu Hause. Wir setzen also unsren Weg nach Seßwegen fort. Kaum sind wir einige Werst gefahren, so hören wir in der Entfernung Schlittenglocken und sehen hinter uns Schnee wie Staubwolken aufwirbeln. Wir werden verfolgt. Was tun? Fliehen oder sich greifen lassen. Der Gutsherr selbst kommt mit dampfendem Roß und holt uns richtig zurück. Wir mußten die Nacht bei der liebenswürdigen Familie bleiben, und am Morgen früh bringt der Gutsherr selbst mit Schreiber, Diener, Gärtner 2c. uns ein Ständchen vor der Schlafzimmertür. Das war baltische Gastfreundschaft und zugleich ein Ausdruck warmer Teilnahme seitens unsres Adels für das große Werk, welches wir unter Händen hatten.

Eines kurzen Wortes bedarf es hier noch über das, was unsre Bibelemendation inhaltlich hatte erreichen wollen und mehr oder weniger erreicht hat. Eine Tatsache trat bald ans Licht. Jeder, der in den Kreis der Mitarbeiter, in die Revisionskonferenzen eintrat, kam mit konservativen Grundsätzen, wurde aber allmählich immer fortschrittlicher. Es kam einem jeden ins Bewußtsein, daß eine lebendige Sprache immer in Fluß sei und daß deshalb

Veraltetes auch aus dem heiligsten Buch beseitigt werden müsse. Neben den Konferenzarbeiten und den da erzielten Verständigungen versuchten die Amtsbrüder Textbesserungen in Amt und Kirche zu gebrauchen und fühlten dann mehr oder weniger die Zustimmung der Gemeinde und des eignen Ohres. Das einfache Volk war bis dahin nicht kritisch gewesen und merkte manche Besserung der Bibelsprache nicht, weil es unbewußt sprachliche Fehler in einem Buche lesend ohne weiteres selbst korrigiert.

Die Differenzen kurländischen und livländischen Dialekts wurden meist glücklich überwunden, indem unsere beiden besten Kenner der Volkssprache K. Wilpert aus Sjuxt und J. Neuland aus Wolmar in der Regel einig waren. Unsre Stellung zur Exegese war diese, daß wir unverständliche Stellen verständlich machten, ferner daß wir zufrieden waren, wenn der Sinn des Bibelwortes wiedergegeben war, mochte die Wörtlichkeit der Übersetzung zu wünschen übrig lassen, endlich daß wir bei unentschiedenem Streite der Exegeten die alte Form behielten, wenn sie irgend haltbar war. Sprachlich und inhaltlich ließen wir uns von dem Grundsatz leiten: vetustas erroris non est documentum veritatis (das Alter eines Irrtums ist nicht ein Beweis seiner Wahrheit).

Die evangelische Kirche will nicht in Mißachtung des Volkstums auf den Standpunkt einer inspirierten Vulgata zurücksinken oder aber eine Bibelsprache konservieren, die vom Volk erst besonders gelernt werden muß, wie die kirchenslavonische. Gingen wir allmählich in den Emendationen weiter, als uns anfangs die Grenzen gesteckt waren, so taten wir es in dem Bewußtsein, nicht allein vor den Zeitgenossen, sondern auch vor den kommenden Geschlechtern verantwortlich zu sein.

Jetzt mehrere Jahrzehnte nach jener Arbeit hat sich

unsre Erwartung bestätigt. Dem kirchlichen Leben ist die Emendation nicht schädlich, sondern förderlich gewesen.

Zu meinem 25jährigen Amtsjubiläum am 15. Juni 1877 hatte ich die große Freude, ein erstes Exemplar der neuen Stereotypbibel in Prachteinband von der lettisch-literärischen Gesellschaft als Geschenk zu empfangen, und schon sechs Jahre vorher hatte ich zum Zeichen der Erinnerung an die wesentlich im deutschen Pastorat Doblen getane Arbeit in dem von mir angelegten Park westlich von der Einfahrt einen Kreis von Linden gepflanzt entsprechend der Zahl meiner treuen Arbeitsgenossen.

Die vielfachen Fragen, welche uns Emendatoren der Bibel, des Lutherschen Katechismus, der Agende jahrelang beschäftigten, wurden selbstverständlich auch auf unsre Diözesankonferenzen und Provinzialsynoden immer und immer gebracht und in diesen weiteren Kreisen immer und immer bei Gelegenheit unsrer Berichterstattungen über den Fortgang der Arbeit beraten. Es war ja eine Angelegenheit unsrer Landeskirche.

Das Bedürfnis, die bis dahin in den Händen der Gemeinden und Pastoren beständig gebrauchten kirchlichen Bücher sprachlich und sachlich zu emendieren und die Freude an diesen Arbeiten war so allgemein im Lande geworden, daß in derselben Zeit auch an die betreffenden Bücher der deutschen Gemeinde die Hand bald angelegt wurde. Die Luthersche Bibelübersetzung zu berichtigen, das blieb natürlich der an Kräften reichen lutherischen Kirche Deutschlands überlassen, aber im baltischen Lande wurde der Wunsch lebendig an Stelle des veralteten Mitauschen Gesangbuchs, des Ulmannschen, welches die kräftige Sprache der Lieder aus der Reformationszeit etwas zu viel modernisiert und weich gemacht, des Büttnerschen, welches infolge seines subjektiven Charakters nur in wenigen Gemeinden Eingang

gefunden, endlich des Rigaschen, Revalschen und Petersburgschen, von welchen dreien namentlich das letztere auch in Kurland an manchen Orten gebräuchlich geworden, wenn möglich ein einziges neues Gesangbuch für das baltische Land zu schaffen. Pastor G. Seesemann (damals zu Mitau), ein Freund der Hymnologie und der Musik, machte sich an das Werk, und als dasselbe im Manuskript fertig war, wählte unsre Synode zu Beiräten behufs definitiver Feststellung der Texte den Pastor Räder-Goldingen und mich. Wir beide waren in den Kommissionssitzungen in gewissem Sinne Antipoden. Räder wollte den Wortlaut der Liederdichter aus dem 16. Jahrhundert genau festhalten. Ich war auch durchaus kein Umstürzler, aber war und bin der Meinung, daß es kein Unrecht gegen unsre Reformatoren und Väter sei einen Ausdruck zu ändern, welcher heute nach dreihundert Jahren den Gemeinden entweder nicht mehr verständlich ist oder vielleicht einen ästhetischen Anstoß gibt, welcher damals vielleicht gar keinen Anstoß gegeben haben mag. Ich appellierte in unsren Diskussionen zur Schlichtung unsrer kleinen Differenzen gern an das Urteil und Gefühl unsrer Gemeinden, und da wir diese nicht bei der Hand haben konnten, so wandte ich mich mit Vorliebe an die Pastorinnen, in deren Haus wir gerade Sitzung hielten und fand bei ihnen meist die volle Zustimmung zu meiner Ansicht und zu meinem Vorschlag, und so hatten meine Bemühungen in dieser Richtung, wenn auch nicht immer, so doch oft einen Erfolg. — Im Jahre 1881 erschien das neue Gesangbuch (Riga und Mitau bei W. F. Häcker) und verbreitete sich rasch, wenigstens in Kurland und Livland.

Daran schloß sich in den beiden folgenden Jahrzehnten die langwierige und mühevolle Umarbeitung und Bereicherung unsrer Kirchenagende, zu deren Begutachtung,

wie sie in den einzelnen Konsistorialbezirken stattfand, ich meinerseits nur bei einigen Kommissionssitzungen im Hause des Generalsuperintendenten J. Boettcher unter werten Freunden teilnehmen konnte. Die Hauptschwierigkeit bei diesem Werk bot die Umarbeitung und Fassung der Abendmahlsliturgie, wo neben der Reihenfolge der einzelnen liturgischen Stücke namentlich das Kreuzeszeichen bei Weihung der Abendmahlselemente einigen unnützen Staub aufwirbelte.

Zur Charakteristik unsrer kleineren und größeren pastoralen Versammlungen und der Fragen, die uns auf denselben während der ca. 4 Dezennien des Jahrhunderts bewegten, schließe ich einiges hier an, was ich meinerseits da zum Vortrag brachte und der gemeinsamen Besprechung darbot.

Zuvor aber noch etwas Allgemeines über unsre kurländischen Synoden.

Zu Zeiten des Generalsuperintendenten Wilpert in meinen früheren Amtsjahren wurden die Synoden meist im Spätsommer nach verschiedenen Städten Kurlands (Mitau, Libau, Goldingen, Bauske) zusammenberufen, und die Pastoren fuhren damals ohne das Vehikel der Eisenbahnen weite Wege und oft lange Tagereisen mit eignen Pferden nach dem Orte der Zusammenkunft. Solche in mancher Hinsicht gemütliche Fahrten, z. B. vom fernen Oberland nach Libau, erscheinen jetzt wie verklungene Märchen. Dieselben hatten ihren Reiz und immer konnte man Mittagsrast und Nachtquartier und frohe Gesichter bei lieben Amtsbrüdern finden. Damals hatte man Zeit und hatte keine Nervosität. Die auf Wilpert folgenden Generalsuperintendenten (Th. Lamberg und J. Boettcher) pflegten mit sehr seltener Ausnahme Mitau zum Synodalort zu bestimmen. Am Abend vor dem Eröffnungstage

versammelten sich die Pröpste bei dem „General" zur Besprechung über die Tagesprogramme. Nach dem deutschen Eröffnungsgottesdienst, auf welchen auch noch ein lettischer (am Abend) zu folgen pflegte, traten die Pastoren in die Sakristei der Trinitatiskirche zusammen, wo nach einer Ansprache des „Generals" die Formalien (Präsenzliste, Wahl der Protokollführer, Lesung der Synodalordnung u. s. w.) erledigt wurden. Dann gemeinsames Mittagessen. — Die Sitzungen wurden in der Regel in der leider zu engen und unbequemen Sakristei, ausnahmsweise auch in dem schönen mit allen kurischen Wappen geschmückten Rittersaal des Kasinos, abgehalten. Von 9 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags und dann wieder mindestens von 5—7 Uhr abends war man 5—6 Tage lang zusammen. Abendgottesdienste wurden zur Erbauung für die verschiedenen Stadtgemeinden gehalten. Die Pausen zwischen den Sitzungen wurden vielfach von Kommissionen benutzt um Aufträge der Synode zu erledigen oder man war hier und da mit lieben Freunden zusammen. Auch wurden an manchem Abend Vorträge in Privatlokalen unter Teilnahme auch vieler Laien gehalten. Der Sonntag, der in die Synodaltage fiel, wurde zu Besuchen in Anstalten benutzt, wie z. B. im Diakonissenhause des Pastor L. Katterfeld, der in unermüdlicher Treue arbeitete und noch arbeitet und mit großem Geschick dasselbe zu erweitern versteht, so daß seine Schöpfung, das Blödenasyl Tabor, jetzt durch eine Irrenanstalt vervollständigt wird. Der letzte Tag vereinigte die Synodalen stets zu einem gemeinsamen Mittagsmahl, bei welchem ernste und launige Toaste die Erlebnisse und Resultate der Synodalverhandlungen zusammenfaßten.

Auch unsre Provinzialsynoden zeigten und pflegten gleich den Diözesankonferenzen den brüderlichen Geist unter

den Pastoren, und sie brachten einen besonders reichen Segen für die Teilnehmer oder eine besonders reiche Frucht für unsre kirchlichen Verhältnisse unter der vortrefflichen Leitung von J. Boettcher, dieses hervorragenden Mannes, welcher nur zu früh unsrer Kirche durch den Tod (1897) entrissen ist. Sein eminenter Geist war über alles orientiert, beherrschte die ganze schwierige Zeitlage, er besaß, was durchaus nicht jedem gegeben ist, Initiative und Geschick und Energie glückliche Gedanken durchzuführen. Seine Vota bei den verschiedenen maßgebenden Stellen bei unsrer Ritterschaft und Landesvertretung, bei dem Gouverneur der Provinz, bei dem Generalkonsistorium in Petersburg, waren in der Regel durchschlagend, seine Schriftstücke Muster von geistlicher Würde, überzeugender Klarheit und auch von diplomatischer Geschicklichkeit, seine Jahresberichte über die kirchlichen Zustände seines Bezirks auf den Synoden wertvollste Quellen für unsre Kirchengeschichte. Unsre Synoden waren in jener Zeit so anregend und erquickend, daß nur unumgängliche Hindernisse einen Pastor sie zu versäumen nötigen konnten, und es fehlten niemals (zahlreiche) Gäste aus dem Konsistorialbezirk jenseits der Düna, mit welchem gerade in dieser Zeit die freundschaftlichsten Beziehungen befestigt und gepflegt wurden.

Ehe Boettcher auf seinen hohen Posten von der Ritterschaft gewählt wurde, war er von 1875—1882 der erste kurländische Schulrat gewesen und hatte in diesem Amt das kurländische Volksschulwesen in für damalige Zeit mustergültiger Art durch ein neues Landschulgesetz, an welchem er wesentlich mitgearbeitet und durch Beilagen dazu (Lehrplan 2c.) als Mitglied der Ober-Landschulkommission reorganisieren helfen. Boettcher war die Seele aller dieser Arbeiten.

Als er im Spätherbst 1897 von einer kurzen Krank-

heit hingerafft wurde, verlor ich in ihm einen meiner liebsten Freunde und durfte als solcher im Hause des Entschlafenen, ehe dessen sterbliche Hülle am Abend in die Kirche getragen wurde, zu den Leidtragenden über das Psalmwort (4, 9) reden. „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein, du Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“ Das Wort paßte auf die trüben Erfahrungen, die der verehrte Mann in der allerletzten Zeit seines Wirkens hatte erleben müssen. Das ganze Leben des Mannes ist übrigens ein Kampf gewesen, er trug hohe Gedanken in seinem Geiste und besaß die Tatkraft, gegen Freund und Feind dieselben geltend zu machen. Er war allgemein verehrt und doch hatte auch er seine Gegner, weniger aus persönlichen Gründen, mehr infolge prinzipieller Verschiedenheit des Standpunkts, wie sie nun einmal in der bunten Welt sich findet. Ich möchte ein kleines Gedicht hersetzen, welches ich dem Freunde mit einer Aktenmappe*) zu seinem Silberhochzeitsfeste am 15. Dezember 1895 übersandte, denn dasselbe nebst der Antwort darauf könnte den Mann charakterisieren.

Wie in die Scheide birgt das Schwert der Krieger,
Bis er es schwingt dem argen Feind zu Häupten,
So birg, o Freund, dein Wort in diese Hülle,
Dein Wort, das schneid'ge, bis du es brauchst zu treffen
Den Feind, der unser Heiligtum will tilgen.
Und wenn du kämpfst für heil'ger Wahrheit Güter,
So sei des Kampfes Preis die Friedenspalme.
Doch fehlt sie in dem bösen Weltgetriebe,
So grüne stets sie in dem Kreis der Freunde,
Sie schirme schattig dich und all die Deinen,
Sie lindre Sorg' und Müh' im eignen Herzen.

---

*) Ein silbernes Emblem auf der Mappe zeigte Kreuz, Schwert und Palme.

Aus der Antwort Boettchers an mich füge ich hier folgendes hinzu: ..... „Am 15. d. M. ist uns viel Gutes und Liebes erwiesen und gesagt worden. Aus dem allen hob meine Hand Dein Angebinde heraus und trug es in die stille Arbeitsklause. Ich will mit dem Schwert, das Du meinst, für die Güter, die Du nennst, kämpfen, so gut ich es vermag und es tun in der Zuversicht, daß unter dem Kreuze kämpfen, dem Siege entgegengehen heißt. Ich werde nun, solange ich jenes Schwert noch schwingen kann, die Scheide, die schöne Hülle, in die ich es bergen soll, wie ihre Natur und ihr Zweck es mit sich bringt, unter dem linken Arme tragen und sie an mein Herz drücken und in diesem Deiner dankbar gedenken. Auf die Friedenspalme müssen wir schon verzichten. Den Kreis der Freunde, in dem sie trotzdem uns grünen kann, möchte ich behalten. Darum will ich sie ehren und lieben von ganzem Herzen. Gott lohne ihnen, lohne Dir alle Freundschaft und Liebe und gebe mir noch Raum sie vergelten zu können ....

Mitau, 23. XII. 1895. J. B."

1. Auf der kurländischen Synode von 1863 berichtete ich über eine Sommerreise durch mehr als zwanzig Pastorate des lettischen Livland, die ich in erster Linie zu philologischen und ethnographischen Zwecken gemacht, auf der ich aber auch viele interessante kirchliche Eindrücke bei den Amtsbrüdern empfangen. Ich hatte in Livland im ganzen eine größere Pflege des Kirchengesanges gefunden als damals in Kurland, sodann auch ein regeres kirchliches Leben in den Gemeinden und zum Teil ein intimeres persönliches Verhältnis zwischen Predigern und Gemeindegliedern als südlich von der Düna. Das letztere hatte für meine Erfahrung bisweilen etwas Fremdartiges. Bei Propst A. Döbner-Kalzenau saßen wir im Wohnzimmer um den Sofatisch mit einigen Bauerwirten, die meinetwegen ein-

geladen waren, um auf meine sprachlichen und andere Fragen Auskünfte zu geben. Bei Pastor G. Neiken-Dickeln saß bei einem festlichen Mittagsmahl am Sonntag, wo außer mir der treffliche Pastor Sokolowsky-Ronneburg zu Gaste war, ein Lette zur Rechten der Hausfrau, allerdings ein in der Gemeinde und im Lande weit und breit bekannter und hochangesehener Mann, welcher wesentlich durch seine Persönlichkeit dazu beigetragen hatte, daß die Proselytenmacher keinen Eingang in diese Gegend gefunden hatten. Die Regsamkeit des kirchlichen Lebens hatte ihren Grund in Livland zum Teil auch in der Wirksamkeit Herrnhuts seit den Tagen Zinzendorfs. Der Separatismus der Herrnhuter war in der Hauptsache in den sechziger Jahren schon gebrochen, und die Anhänger der Konventikel kamen allmählich mehr und mehr in kirchliche Bahnen. Die ihnen eigne Betätigung von Frömmigkeit ist in Livland ein Moment gewesen, welches der kurländischen Kirche ganz fremd geblieben war. Der Baptismus, welcher einige Gegenden, namentlich Westkurlands, infiziert hat, ist nicht nur separatistisch, sondern gegen die lutherische Kirche feindselig gewesen und hat deshalb auf sie keinen wesentlichen Einfluß geübt. Andrerseits war das kirchliche Leben in Livland seit dem Abfall eines Teiles der Gemeinden von dem evangelischen Glauben, der in den vierziger Jahren begonnen hatte, bedeutend erwärmt und erstarkt. Steht man in Gefahr ein Gut zu verlieren, so fängt man an es doppelt wert zu halten und es mit größerer Treue zu schützen und zu bewahren. Besonders hatten mir in Livland die unter großer Beteiligung wohl jährlich in den Gemeinden gefeierten Bibel- und Kirchhofsfeste, deren ich manche damals und später miterlebte, wohlgefallen. Die ersteren hatten ihren Platz in der günstigeren Jahreszeit neben dem Reformationsfest im Oktober und wurden durch

Herzuziehung beliebter Kanzelredner aus der Umgegend sehr gehoben. Die Kirchhofsfeste hatten in ähnlicher Weise ihren Platz neben dem Totenfest und lassen sich diesseit der Düna gar nicht so wie jenseits in der die ganze Gemeinde tief ergreifenden Weise feiern, weil bei uns in jeder Gemeinde viele kleinere Friedhöfe sich finden, während in Livland die ganze noch so große Gemeinde alle ihre Entschlafenen auf einen einzigen Gottesacker zu betten pflegt. —

Mein Vortrag wollte dazu beitragen, die wechselseitige persönliche Annäherung der livländischen und kurländischen Amtsbrüder zu fördern; früher war sie gering gewesen, in den letzten Jahrzehnten ist sie bedeutend gewachsen. Mannigfache Not der Zeit hatte dazu mitgewirkt, die allmählich entstehenden Eisenbahnen haben den Verkehr erleichtert. Die aus beiden Provinzen mehr und mehr besuchten lettisch-literärischen Jahresversammlungen, die gemeinsamen Arbeiten kleinerer Kommissionen haben uns den Segen der Befreundung, des geistigen Austausches und der brüderlichen Handreichung lebendig erfahren lassen. Nach meinem Vortrag war es humoristisch, wie einige liebe Freunde doch den Kopf schüttelten und als echte Kurländer sagten, der Bielenstein ist ein Livonizans geworden.

2. Im Jahre 1874 benutzte ich die von allen Geistlichen lettischer Gemeinden diesseits und jenseits der Düna bei Korrespondenzen namentlich der betreffs Bibelemendation eingelaufenen Kirchensiegel zu einer kleinen, man kann sagen (im weiteren Sinn) kirchenhistorischen Arbeit. Die Symbole und Gleichnisse, die Hieroglyphen auf den Kirchensiegeln sind ein interessanter Ausdruck des geistigen Lebens, welches in verschiedenen Zeiten, verschieden in der Kirche, in ihren Häuptern und Gliedern geherrscht hat, und die lokale Mannigfaltigkeit ist ein Zeugnis geistigen Reichtums gegenüber dem uns neuerdings für die offizielle pastorale

Korrespondenz aufgezwängten uniformen armseligen „для пакетовъ", freilich mit der Umschrift des Namens der Ortskirche, welches wir auf die Couverts kleben müssen. Unsre alten Kirchensiegel haben nur noch auf unsren kirchlichen Attestaten zur Beglaubigung derselben einen Platz behalten. Die Postverwaltung achtet sie nicht. Die Symbolik und Bilderschrift der Kirchensiegel steht im Zusammenhang mit geistlicher Poesie und Kunst, und wir finden in ihnen, wenn wir genauer zusehen, eine ungeschriebene Quelle von Kirchen-, Provinzial- und Ortsgeschichte. Wir finden in ihnen Andeutungen betreffs der ersten Christianisierung und der Reformation, über die einstige Herrschaft des Katholizismus, über den nachmaligen evangelischen Charakter des Landes. Alle Phasen, die das kirchliche Leben hier durchgemacht hat, stellen die Siegel uns vor die Augen, vom mittelalterlichen Latein bis zum Erwachen deutschen Nationalitätsbewußtseins in den weltlichen und geistlichen Häuptern, von der tiefen Innerlichkeit des Glaubens bis zur rationalistischen Verflachung desselben, bis zur weitherzigen Aufnahme selbst altheidnischer, klassischer Gedanken und Embleme. Beziehungen der Kirche zur Ritterschaft oder einzelner adliger Familien machen sich ebenfalls bemerkbar und endlich gewisse interessante Unterschiede der beiden Provinzen Kurland und Livland.

Die genaueren Nachweise für die eben gemachten Andeutungen gehören nicht hierher, und nur die Klassen unsrer Kirchensiegel erlaube ich mir hier zu erwähnen, welche aufzustellen ich mich genötigt sah. Nur eine sehr kleine Zahl von Siegeln zeigen in Dürftigkeit bloß den Namen der Kirche und Gemeinde. Andere haben neben dem Ortsnamen das zum Teil porträtmäßige Bild der betreffenden Kirche, wiederum andere zeigen den Ortsnamen sowohl in der Umschrift als auch in einem Bild und Symbol. Einige gibt

es mit weltlichen (adligen, städtischen, staatlichen) Wappen, sodann eine Anzahl mit biblischen Worten oder Citaten von Bibelsprüchen, zum Teil mit, zum Teil ohne Symbole; ferner mit bildlichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte; zuletzt nicht wenige mit mannigfaltigen Symbolen ohne Spruchcitat.

Auch das scheinbar Kleine im christlich-kirchlichen Leben ist nicht zu verachten. Auch ein Kirchensiegel könnte dem sinnigen Beschauer, zu dem ein evangelisches Wort nicht hindringt, eine Predigt sein, und vielleicht könnte noch immer ein dürres und dürftiges Kirchensiegel durch ein sinnigeres und inhaltreicheres vertauscht werden. — Nach Beginn des neuen Jahrhunderts ist der besprochene Vortrag in den „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche Rußlands" gedruckt worden. —

Von einigen anderen meiner Synodalvorträge nenne ich nur im Vorübergehen die Themata, ohne auf den Inhalt weiter einzugehen: Über Sprachforschung; über Synodalreferate in den Zeitungen; über die Schwierigkeit gut lettisch zu predigen; über die lettische Bibel für Blinde; Kritik der Räderschen Parallelformulare zum Hauptgottesdienst; über Verunglimpfung der Geistlichkeit (lutherische) seitens der lettischen Parteiblätter; Nekrolog über Brasche, Pastor zu Niederbartau; über die Unsitte des Anschreibens von Kommunikanten ꝛc. in der Sakristei; ob die occidentalische oder orientalische Kirche die Priorität in Alt-Livland gehabt ꝛc.

3. Auf einer Diözesankonferenz zu Anfang des Jahres 1885 berichtete Propst Seesemann über einen Fund des Bischofs Bryennios in einem kleinasiatischen Kloster. Es war eine kleine griechische Schrift etwa in der Länge des Galaterbriefes, welche nun das höchste Interesse der ganzen theologischen Welt in Anspruch nahm. Die kleine Schrift

stammte augenscheinlich aus der Zeit der ältesten christlich-kirchlichen Literatur und wahrscheinlich wohl aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Der Titel lautet „Lehre der zwölf Apostel“. Die kleinere Hälfte des Inhalts enthält eine praktische Ermahnung zum christlichen Wandel anknüpfend an das alte Bild der zwei Wege, zum Leben und zum Tode; dann folgen Anweisungen über die Art der Taufvollziehung, ferner wie und wann zu fasten, wie und wann zu beten, wie das Abendmahl zu feiern; danach folgen Weisungen betreffs der mit Vorsicht zu behandelnden wandernden Lehrer., und wie die ständigen Gemeindehirten zu unterhalten; über die Feier des Sonntags, die Wahl von Bischöfen und Diakonen und die Kirchenzucht. Den Schluß bildet wiederum eine Ermahnung im Hinblick auf die Wiederkunft des Herrn.

Auf unsrer Konferenz erhob sich die Frage, warum ein der voransthenden relativ langen Ermahnung von dem christlichen Glaubensinhalt so wenig oder eigentlich garnichts gesagt war. Die Rede zielt einzig und allein auf Heiligung des Wandels, kein spezifisches Dogma wird erwähnt. Bei der längeren Debatte kamen die Versammelten zu keiner Lösung des Rätsels. Das reizte mich zu weiterem Nachdenken. Ich studierte daheim das Original, ohne daß ich etwas von der schon zahlreichen Literatur darüber zur Hand gehabt hätte. Vielleicht wurde mein Urteil gerade deshalb einzig und allein durch das Schriftchen selbst bestimmt, nnd ich kam nicht in die Gefahr, durch die Nota großer Meister anf die Fährten tiefer Gelehrsamkeit zu geraten. Ganz unbefangen und arglos sah ich das Schriftchen an und gewann die Überzeugung, es enthalte nichts anderes und wolle nichts anderes geben, als die ersten und einfachsten Elemente dessen, was wir heutzutage eine Kirchen-

agende und eine Kirchenordnung nennen. In der letzteren, — es ist der zweite Teil des Schriftchens, — werden die Beziehungen der Gemeinden zu den Gemeindelehrern und -Hirten nach den Bedürfnissen der Zeit geregelt und einige Weisungen zur Sonntagsfeier gegeben. In dem ersten Teil, der „Agende", ist das Notwendigste über die Art, wie die beiden Sakramente zu spenden, gesagt. Sehr beachtenswert ist es, daß nicht mehr als zwei Sakramente erwähnt werden. Für die Abendmahlsfeier sind z. B. zwei wunderbar schöne liturgische Gebete zum Gebrauch bei der Weihe von Brot und Wein gegeben. Betreffs der Taufe ist z. B. neben dem Untertauchen die dreimalige Benetzung des Hauptes schon in jener uralten Zeit ausdrücklich gestattet. In all diesen Regulativen kam es durchaus nicht darauf an, eine Lehre, ein Dogma zu fixieren und zu betonen. Die Summe des christlichen Glaubens stand fest, und die Gemeinden brauchten an dieser Stelle nicht darüber belehrt zu werden. Nun ergab sich mir von selbst, daß die Mahnung zum frommen Wandel unmittelbar vor der Bestimmung über die Taufvollziehung nichts anderes sein konnte, als ein liturgisches agendarisches Muster einer Taufrede an die damals in der Regel erwachsenen Katechumenen, die in dem vorhergehenden Unterricht die christliche Glaubenslehre bereits empfangen und angenommen hatten. Diese uralte Taufrede entspräche hiernach einigermaßen unsren heutigen Konfirmationsreden, deren Inhalt auch viel weniger dogmatischen als vielmehr paränetischen Inhalts mit Recht zu sein pflegt.

Meine Amtsbrüder veranlaßten mich zur Veröffentlichung meines Vortrags in den „Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland" (1885). Die Frage betreffs der Apostellehre war aber in der ganzen theologischen Welt so brennend geworden, daß ich es mir nicht versagen mochte, über meine Auffassung ein Votum

seitens der Fachtheologen auch im Auslande zu erbitten, schickte also einen Separatabzug meiner kleinen Arbeit an die Professoren Zahn-Erlangen, Adolf Harnack-Marburg, Delitzsch-Leipzig, Reinhold Seeberg-Dorpat und erhielt freundliche Antworten. Dem alten Delitzsch lag die Sache außerhalb seines besonderen Forschungsgebietes. Harnack, der Sohn meines verehrten Lehrers aus der Dorpater Zeit, wies als der spezifische Fachmann kurz, namentlich auf seine eignen Werke hin, die man studiert haben müsse, bei Beurteilung solcher Fragen. Er sagte weder Ja noch Nein. Zahns Antwort war sehr liebenswürdig und mehr zustimmend als abwehrend. Seeberg stimmte nicht allein zu, sondern erwähnte auch im Kolleg, daß ich das Rätsel gelöst hätte, was meinen zweiten Sohn, der damals gerade Theologie studierte, in hohem Grade erfreute. Mir selbst machte die allergrößte Freude der Brief des lutherischen Pfarrers Menegoz in Paris, welcher mir vom Westende Europas im Geist die Hand reichte. Genau in derselben Zeit war er auf denselben Fund gekommen und hatte in der von ihm redigierten Zeitschrift „Le témoignage" genau dieselbe Erklärung der Dogmenlosigkeit der „Apostellehre" ausgesprochen. Er schickte mir die betreffenden Nummern seines Blattes. Durch einen glücklichen Zufall war ihm mein gedruckter Aufsatz in die Hände gekommen.

Nach diesen Mitteilungen über die kleine kirchenhistorische Arbeit komme ich hier noch einmal auf mein 1900 bei Hoerschelmann erschienenes Buch „Für suchende Seelen. Licht, Kraft und Trost aus dem Evangelium" zurück, welches ich schon oben erwähnte. Nach Vollendung meiner „Grenzen des lettischen Volks u. s. w." fühlte ich in mir das Bedürfnis an meinem Lebensabend in das mir am nächsten liegende Gebiet des christlichen Glaubens und Lebens aktiv

schaffend zurückzukehren und dasjenige, was ich als Summe christlicher Überzeugung und christlicher Lebensaufgabe an meiner Gemeinde und an mir selbst arbeitend als wirklichen Besitz gewonnen hatte, als wie ein Vermächtnis für meine eignen Kinder und für die, welche ich zeitweilig zu unterweisen und zu erziehen Gelegenheit gehabt hatte, zusammenzufassen. Unbewußt, aber doch nicht zufällig fügte ich zu dem Titel dieses Buches „Für suchende Seelen", um den Kern seines Inhalts anzudeuten, die Worte „Licht, Kraft und Trost . . ." hinzu. Genau dieselben Worte waren auf einem kleinen goldnen Kreuz eingraviert, welches die teure Mutter mir zu meiner Konfirmation geschenkt hatte. Das Kreuz erhielt später meine Frau, danach meine älteste Tochter. Die Worte sollten bei mir und den Meinen nicht tote Worte sein, und waren es nicht, und der Segen derselben sollte durch das Buch nun in weitere Kreise getragen werden. Den zu Grunde liegenden Gedankenfaden, der durch das Buch hindurchläuft, bildeten die oft umgearbeiteten Notizen zu meinen Konfirmandenkursen, aber im Schreiben gestaltete sich daraus etwas ganz anderes, als ein Schul- oder Lehrbuch, es wurde eine fortlaufende Unterhaltung, ein Gespräch mit einer für Gottes Gnade und Wahrheit empfänglichen Seele. Den ersten halb fertigen Entwurf teilte ich einem mir befreundeten Amtsbruder mit. Das Manuskript gefiel ihm und ebenso einigen hochgebildeten Frauen, denen er Partien daraus vorlas. Ich wollte noch ein anderes Urteil und wandte mich an einen einstigen lieben Kommilitonen, einen scharf denkenden und kritischen Geist. Dieses Freundes Urteil war, ich hätte die moderne theologische Wissenschaft nicht genug berücksichtigt. Dieses Votum deprimierte mich, obschon ich eigentlich niemals die Absicht gehabt hatte, mich mit der modernen oder überhaupt mit irgend einer theologischen Wissenschaft polemisch aus-

einanderzusetzen, eine solche zu befehden oder meinerseits zu stützen. Ich wollte es nur mit dem einfachen Worte Gottes und einer einfachen Christenseele ohne alle Rücksicht auf die Dogmatiker zu tun haben. Trotzdem aber hatte mich das Votum deprimiert, und ich ließ die Arbeit liegen. Da kam der erste Amtsbruder wieder und wieder und wie der Sklave des Darius seinen König täglich erinnerte „Herr, gedenke der Athener“, so sagte der liebe Freund mir bei jedem Zusammentreffen: „Gedenke deines Manuskripts!“ Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo. Ich machte mich wieder daran und fand einen neuen Paten für mein geistiges Kind in einem bewährten alten Religionslehrer, der meiner Familie sehr nahe getreten war und der eine freundliche Schere besaß, mit welcher er mein Manuskript in trefflicher Weise kürzte, dabei mir aber den Mut zur Veröffentlichung bedeutend vermehrte. Ich wünsche nun, was Fr. Rückert von seinem Gedichte sagt, nämlich daß er beim Niederschreiben seine Freude gehabt und daß er eine zweite Freude daran habe, wenn es einem Leser Freude gemacht habe, daß mir auch diese zweite Freude zu teil werde, wenn ein Leser aus meinen Gedanken etwas Gutes gewonnen hätte. —

In meiner Doblenschen Amtszeit erlebte ich vier schöne Gedenkfeste, welche mich und meine Gemeinde nahe berührten, ja zum Teil auch unsre ganze Provinz zur Teilnahme und Mitfreude heranzogen. Wesentlich in mein Haus fiel mein eignes 25jähriges Amtsjubiläum (1877), mit der deutschen und lettischen Gemeinde feierten wir (1883) die Erinnerung an die Geburt unsres Reformators Martin Luther vor 400 Jahren, im Jahre 1895 den Bestand des Doblenschen Gotteshauses seit 1495, in welchem Jahre, der Tradition nach, Wolter von Plettenberg es erbaut haben soll. Hierzu muß endlich noch die 50. Synode

des kurländischen Konsistorialbezirks (seit Einführung der neuen Kirchenordnung) erwähnt werden, welche 1885 unter allgemeiner Teilnahme zu Mitau stattfand.

Nach den ersten 15 Amtsjahren in Neu-Autz hatte ich in Doblen ja erst nur 10 kurze Jahre wirken können. Trotzdem ließen die Kirchspielseingesessenen und die Vertreter des Fleckens Doblen den 15. Juni 1877 nicht unbeachtet vorübergehen. Zu ihnen aber gesellte sich noch ein überraschend großer Kreis von Freunden aus viel weiterem Kreise, die Amtsgenossen der Diöcese, die Vertreter der anderen Propstsprengel Kurlands, Generalsuperintendent Lamberg namens des Konsistoriums, einige Freunde aus Livland, Familienglieder ehemaliger Konfirmanden und jeweiliger Pensionäre, ein Delegierter der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 2c. Es war eine große Fülle von Liebe, die an jenem Tage über mich und mein Haus ausgeschüttet wurde. Es ist nicht möglich und es ist nicht am Platz, das Einzelne namhaft zu machen. Nur die Art, die sinnige Form möchte ich andeuten, in welcher nach zweimaligem Morgengruß in Gesang erst seitens einer Anzahl Familienglieder, dann eines Sängerkreises aus Doblen, Überraschungen durch schöne und große Geschenke mir bereitet wurden, indem ich bald auf dem einen, bald auf dem anderen Ende des Hauses zu neuem Schmuck für mein Haus oder besonders für mein Schreibzimmer geführt wurde. Nennen will ich nur die Gabe der gesamten kurländischen Geistlichkeit, den Schreibtisch von Eichenholz, an dem ich von da ab nun ein zweites Vierteljahrhundert durch Gottes Gnade so manches noch habe arbeiten und schreiben dürfen.

Als sich die lieben Gäste (an Zahl über hundert) noch vormittags im Pastorate gesammelt, wurde eine lange Reihe von Glückwünschen in mündlicher und in schriftlicher Form

mir dargebracht, die durch ihre Herzlichkeit mich wohl erfreuen konnten, aber durch ihre mannigfaltige Anerkennung mich noch mehr demütigten. Nach dem Akte, der, wie es nicht anders möglich war, einen ernsten Charakter trug, verlief das Mittagessen in ungetrübter Heiterkeit und unter mancherlei Humor. Zur Erleichterung meiner Frau bemächtigte sich die Propstin L. v. Raison (Groß-Autz) des wirtschaftlichen Feldherrnstabes und schwang ihn meisterhaft, wie sie das in dem eignen sehr geselligen Hause seit langen Jahren zu üben gewohnt war. Der Strom der Toastreden ergoß sich ununterbrochen, und wenn auch manche derselben es verdiente der Vergessenheit entrissen zu werden, so will ich mich doch darauf beschränken nur eine mitzuteilen, welche sich durch ihre Originalität auszeichnete. Es war der Pastor J. Neuland aus Peterskapelle (Livland), der mir die Grüße der Freunde von jenseits der Düna brachte. Bei der Emendation der lettischen Bibel waren wir uns nahe getreten. Er war der Sohn eines lettischen Volksschullehrers, hatte noch immer ein ganz lettisches Herz, aber zugleich einen durch und durch gebildeten deutschen Geist, hielt sich fern von allem nationalen Schwindel und Parteigetriebe, vertrat überall mit gesundem Urteil und offnem Mut die Grundlagen der Einigkeit und des Friedens für das lettische Land in dem evangelischen Glauben der hier heimischen Nationalitäten, besaß eine ungewöhnliche Redegabe ebenso in deutscher, wie in lettischer Zunge und sprudelte von Witz und Humor im geselligen Umgang und in seinen stets interessanten Briefen. Er verband eine naturwüchsige Derbheit mit zartem Sinne für alles Poetische. So ist er auch einer der hervorragenden Bearbeiter des letzten livländischen Gesangbuchs gewesen. Diese ausgezeichneten Gaben machten es, daß er nach dem Tode des Bischof Ferd. Walter als Pastor nach Wolmar berufen

wurde, aus dessen Umgegend er selbst gebürtig war.*) Neuland erhob sich bei Tisch nach vielen anderen und sprach: Es ist heute viel und schön gesprochen worden, sehr schön gesprochen; aber daß man auch die Kehrseite hat von der Medaille, es ist zu schön gesprochen, wird viel zu viel Wesens gemacht von dem Bielenstein, da z. B. wird so viel Redens gemacht von den lettischen Liedern, und doch ist an denselben gar nichts; da habe ich ein Pröbchen, hört einmal:

Bitīte.

Kur eet, nepaleek zeljsch;
Kur njem, nepaleek rōbs.

I.

Pawasara, ſeedōnīte —
Kas to ſeedu walditāj'?
Bitīt', medus sūzējinja,
Tā ſeedinju walditāj'!
  Wējinjsch lauſa leepas ſarus,
  Eewai ſeedus birdināj',
  Leetinjsch saknes slīzināja
  Saulê wīta pumpurinjsch'.

Daudſ' gatawa ēdējinji
Seedōnītei skādi dar',
Seedōnītei skādi dar',
Tee naw ſeedu walditāji.

---

*) Ein klassisches Volksbüchlein in lettischer Sprache ist die Geschichte der Jugend Neulands und der gleichzeitigen Zustände im livländischen Bauernleben und Volksschulwesen: Mani jaunibas laiki (meine Jugendzeit). Petersburg 1901. Trefflich ist auch: „Die Religion der Gebildeten", Harnacks „Wesen des Christentums", beleuchtet von J. Neuland. Riga 1902.

Kas lapinjas nelaufīja,
Ne feedinja birdināj'!
Tas feedinju walditājis,
Tam feedinji meslus dōd.
Bitīt' lapas nelaufīja,
Ne feedinja birdināj', —
Ta feedinju walditāja,
Tai feedinji meslus dōd. —

II.

Teizi, teizi, walōdinja,
Kō upīte burbulēj',
Kō upīte burbulēja,
Kō pōgāja lakstigal'.
Kur upīte burbulēja,
Tur ūfplauka pumpurīsch'.
Kur łautinji klausījāsi,
Tur walōdas daudfinaj'. —

III.

Woi bitīte nefināja,
Kur feedinji upmalâ?
Woi dfeesminju kāds dfeedāja,
Kō bālinis nefināj'?
Tō dfeesminju winjsch dfeedāja,
Kō dfirdēju ganidams:
„Abēlei birst balti feedi,
Birst man gaufchas asaras.“

Kur tu njēmi tō dfeesminju,
Kas aztinjas slapināj';
Atminēji tō wārdinju,
Kas tik fchēli sirdî skan?
Tō wārdinju noklausījōs
Winjpus upes tautinjâs;
Kā pērlītes tōs sawēru,
Kā pērlītes wirknītê.

Kā bitīte medu sūza,
Tā es ljauſchu walōdinj';
Es saliku wārdu ſeedus,
Kā pukjītes wainakâ.
Wisi ļjaudis klausījāsi,
Kad es teizu wolōdinj;
Seedi paschi ūſſeedēja —
Es nōpinu wainadſinj'!

Lied von der Biene.

(Überſetzung.)

Lenz, o ſage, du blütenreicher,
Wer iſt Königin der Blüten?
Bienchen, die da Honig ſauget,
Die iſt Königin der Blüten.
Sturmwind brach der Linde Zweige,
Streifte des Faulbaums Blüten herab,
Regen ertränkte die Wurzelfaſern,
Sonne ließ die Knoſpe welken.

„Eſſer des Fertigen“ ſind ſo viele,
Feinde ſind's den Lenzesgaben,
Feinde ſind's den Lenzesgaben, —
Die ſind nicht der Blüten Kön'ge.
Wer kein Blättchen je zerſtörte,
Wer kein Blütchen je verſtreute,
Der mag ſein der Blüten König,
Dem mag Zoll die Blüte geben.

Bienchen hat kein Blatt zerſtöret,
Hat kein Blütchen je verſtreuet,
Die iſt Königin der Blüten,
Der mag Zoll die Blüte geben.
Es erblühte im Lenze die Sprache,
Es erblühte die Sprache der Letten;
Wer der Pfleger iſt der Sprache,
Der mag ſein der Sprache König.

Sage, sage, Mund des Volkes,
Was das Bächlein hat gemurmelt,
Was das Bächlein hat gemurmelt,
Was die Nachtigall gesungen.
 Wo das Bächlein rauscht und murmelt,
 Da die Frühlingsknospen schwellen;
 Wo das Ohr der Menschen lauschte,
 Da entfaltet sich die Sprache.

War es unbekannt dem Bienchen,
Wo am Bach die Blumen sprießen?
Ward ein Liedchen wo gesungen,
Das dem Brüderchen fremd geblieben?
 Dieser hat das Lied gesungen,
 Was als Hirtenknab' ich hörte:
 „Weiße Apfelblüten fallen,
 Bittre Tränen mir aus dem Auge."

Wo doch nahmst du her das Liedchen,
Welches mir das Auge netzte?
Wo doch hast du das Wort gefunden,
Das dem Herzen Wehmut brachte?
 Habe die Wörtlein mir erlauschet
 Aus dem Volksmund drüben am Bache,
 Habe wie Perlen sie gereihet,
 Perlen an einer Perlenschnur.

Wie das Bienchen Honig saugte,
Habe die Laute des Volks ich erlauschet,
Habe gesammelt der Worte Blüten,
Wie zum Kranze die bunten Blumen.
 Alle Leute lauschten, horchten,
 Wenn ich redete Volkesrede,
 Und es blühten auf die Blumen,
 Und ich flocht zu einem Kranz sie.

Wer ein Gefühl für Volkspoesie überhaupt, wer einen Geschmack an der Bildersprache und an der die Sache selbst nur ganz kurz andeutenden Form des Volksliedes hat, wird den Reiz der Neulandschen Dichtung mitempfinden und

bewundern, wie fein derselbe die Denk- und Sprechweise seines Volkes getroffen hat. Es ist ein echtes Volkslied und ist doch nicht eines Mannes aus dem Volke, aber freilich eines Volksmannes Geistesprodukt, in die einfachsten Worte gefaßt, und schildert doch Studien der Wissenschaft. Dem Liede ist infolge seines Charakters ein merkwürdiges Geschick zu teil geworden. Der Walksche Seminardirektor J. Zimse hat es in einem der letzten seiner zahlreichen Bändchen von lettischen Volksliedern*) aufgenommen, welche er, obschon die Letten nicht wie die Littauer mehrstimmig, sondern einstimmig zu singen pflegen, sehr hübsch mehrstimmig gesetzt, für die Volksschulen und für Gesangvereine seit 1872 herausgegeben und sich damit ein großes Verdienst erworben.

Er, der kompetente Kenner des Volksliedes, hatte das Kunstwerk Neulands als jenen vollkommen ebenbürtig erkannt, hat aber aus dem einen Liede drei gemacht (Nr. 31, 32 und 33, p. 34—36) unter Weglassung einiger Verse, die inhaltlich dem Volksbewußtsein zu fern lagen. —

Das Jahr 1883 brachte eine große Bewegung in die lutherischen Kirchen aller Länder. Es brachte den Gedenktag der Geburt Martin Luthers vor 400 Jahren. Überall rüstete man sich auf eine würdige Feier des Tages, und es war natürlich, daß dieselbe das evangelische Bewußtsein zu beleben und zu stärken im stande war. Die kurländische Synode im September desselben Jahres gab unsrer Geistlichkeit Gelegenheit, sich über die Art der Feier zu verständigen und zu einigen. Es wurde da hauptsächlich ins Auge gefaßt, wie der Tag den Schulkindern und im Gotteshaus der kirchlichen Gemeinde segensreich gestaltet werden könnte, und welche Lutherbüchlein auch unter dem lettischen

*) Dſeesmu rota jaukteem koreem. VII. Lauka pukjes. (1884.)

Volke verbreitet werden könnten. Schon zuvor war eine allgemeine Kollekte in den lutherischen Gemeinden Rußlands zu einer Lutherstiftung beschlossen und angeordnet. Auf das Nähere einzugehen, ist hier nicht am Platz. Aber wie das Fest in Doblen begangen wurde, das mag hier kurz erwähnt werden. Drei Tage vor dem 29. Oktober/10. November war es mir möglich in den augenblicklich leer stehenden Räumen des Wohnhauses im Amt Doblen eine Lutherausstellung für meine Gemeinde zu veranstalten. Das Eintrittsgeld wurde der Lutherstiftung zugewandt. Aus meiner Bibliothek brachte ich die noch zu seinen Lebzeiten gedruckten Werke des Reformators in 13 schweinsledernen Bänden, 27 verschiedene Bibelübersetzungen in alten und neuen Sprachen Europas rc., eine Kollektion von Lutherbildern (unter diesen z. B. eins, wo die Linien nicht einfache Striche waren, sondern feingedruckte Zeilen, in welchen die ganze Augsburgische Konfession gelesen werden konnte; das Bild stammte aus dem Jahre 1817, dem Jahre des Reformationsjubiläums), Ansichten von Orten, wo Luther gelebt und gewirkt, Darstellungen aus seinem Familienleben, alles um eine Büste Luthers gruppiert.

Ein junger Ausländer, cand. theol. Paul Fressel, damals Hauslehrer in der Nachbarschaft von Doblen, hielt, von mir veranlaßt, in dem Ausstellungssaal einen Vortrag: „Luther in seinem geistlichen Leben ein Kind Gottes.“ Der Redner berücksichtigte namentlich Luthers Glauben, sein Gebetsleben, seinen Wandel, sein Verhalten zur Obrigkeit, sein Familienleben, seine Liebe zur Natur und zur Musik. Danach nahm ich das Wort und ließ den Mann, dessen Äußeres in Bildern uns vor den Augen war, dessen geistiges Bild der Vorredner eben geschildert hatte, aus seinen Werken selbst zu den Versammelten reden. Ich teilte Proben mit aus seiner ersten Bibelübersetzung, seiner Schriftaus-

legung, seinen Predigten, seiner Katechismuserklärung und endlich auch aus seinen Streitschriften] z. B. wider die Römischen, aus seiner Schrift an den Adel deutscher Nation, aus seinen Kirchenliedern ꝛc. Ich sprach kurz die epochemachenden 95 Thesen durch, las das uns so nahe berührende Sendschreiben an die Christen in Livland vor, und auch Briefe an die Käthe und das Hänschen.

Am folgenden Tage erklärte ich den Schulkindern die Bilder und Bücher in der Ausstellung. Am 29. Oktober fand die kirchliche Feier statt. An dem lettischen Gottesdienst beteiligte ich mich auf die Bitte des Amtsbruders G. Seeberg, indem ich nach seiner lettischen Predigt die Frage behandelte, warum auch die Letten den Luthertag zu feiern hätten. Ein junglettisches Blatt (der Baltijas-Semkopis, Redakteur Mather) hatte kurz zuvor sich dahin geäußert: Luther möge große Verdienste um das deutsche Volk, um dessen Glauben und dessen Sprache haben, die Letten ginge das garnichts an, und die Geldsammlung für eine Lutherstiftung sei eine unbillige Zumutung an das lettische Volk. Solche Äußerungen hatten faktisch eine Wirkung geübt und kollektierende Kirchenvormünder waren hier oder da unwirsch aus Bauerhöfen hinausgewiesen. Dem mußte entgegnet werden, und ich tat es, indem ich positiv klar legte, wie Luther seine Reformation nicht für das deutsche Volk allein, sondern für die ganze christliche Welt ins Werk gesetzt (cf. unter dem Standbild Luthers zu Worms die Figuren Savanarolas, Petrus Waldus', Joh. Huß' und Joh. Wiklefs, die Vertreter der Italiener, Franzosen, Engländer und Slaven, welche alle nach dem Lichte des Evangeliums sich sehnten); wie ferner die Reformation in Altlivland während der Tage Gotthard Kettlers den Letten die ersten Anfänge einer Literatur durch lutherische Geistliche gebracht (durch den damaligen Pastor zu Doblen, Rivius, wurde der Luthersche

kleine Katechismus übersetzt (1586), nachdem die römisch-katholische Kirche in den vorhergehenden 300 Jahren seit der Christianisierung in dieser Hinsicht unsren Nationalen nichts geboten hatte. Ein Großes sei es ferner, wie Luthers Kirchenlieder durch Fürecker in das lettische Gesangbuch eingeführt, bis heute der Schmuck und Kern desselben sind, und wie endlich einzig und allein die lutherische Kirche die Begründerin und Pflegerin der lettischen Volksschule gewesen.

In dem nachfolgenden deutschen Festgottesdienst predigte ich über Hebr. 13, 7. 8: „Gedenket an Eure Lehrer u. s. w.“ und betrachtete den Tag

I. als Dankfest Gott zu Ehren,

II. als einen Gedenktag des großen Reformators,

III. als eine Segensfeier für uns selbst.

An demselben Tage wurde in allen Kirchen Kurlands ein Hirtenbrief des Generalsuperintendenten Th. Lamberg verlesen, welcher in prägnanten Worten der heiligen Schrift das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche zusammenfaßte und den ich in seinem wesentlichen Teil in meinem Buch „Für suchende Seelen“ p. 460 ff. mitgeteilt habe. Der Betrag der bei Anlaß des Festes gemachten Sammlung im ganzen Reich zu einer Lutherstiftung hatte die Höhe von über 100 000 Rubel erreicht und ward der Verwaltung der Unterstützungskasse in Petersburg übergeben und dient seitdem der Stärkung des lutherischen Kirchenwesens in dem weiten Reiche bei den Gemeinden, die der eignen genügenden Mittel entbehren. — An diesem unsrem Lutherfeste wurde in Riga durch eine Hauskollekte die ganze große Summe zusammengebracht, aus welcher die schöne Kirche in dem Vororte Thorensberg hat erbaut werden können. —

Das Jahr 1885 brachte dem kurländischen Konsistorial-

bezirk die fünfzigste Synode seit Einführung der Kirchenordnung von 1831. Man hatte bei der Vorbereitung auf diese Synode Bedacht genommen in einer Reihe von Vorträgen die Geschichte eben dieses nun verflossenen halben Jahrhunderts vor die Augen zu stellen, inwiefern nämlich unsre Synode in diesem Zeitraum auf das kirchliche Leben der Provinz gewirkt. Diese Vorträge sind fast alle in dem Synodalprotokoll abgedruckt, z. B. die erste kurländische Provinzialsynode nach der Erinnerung, von Eduard Neander sen., Geschichte der kurländischen Synode von 1834—1884, von Otto Panck; Bericht über die Verhandlungen der kurländischen Synode, betreffend die Vermehrung geistlicher Arbeitskräfte, von Otto Wagner; die kurländische Synode und der Rationalismus, Vortrag von Heinr. Seesemann; „unsere Diaspora", von Karl Keuchel; Liturgisches und Hymnologisches auf der kurländischen Synode, von Gustav Seesemann; die kurländische Synode und das Ehegesetz, von Ad. Rutkowski; zur Geschichte der Entwicklung des kurländischen Volksschulwesens, von Woldem. Busch; die Stellung der Synode gegenüber der Baptistenfrage, von Josephi; Diakonie und Mission, von Ludw. Katterfeld. Nur kurz weise ich hier auf die Fülle von kirchenhistorischem Material hin, welches in diesen gründlichen Arbeiten aufgespeichert liegt, und bemerke, daß eine Arbeit von meiner Hand nur auszugsweise im Protokoll charakterisiert ist: „Die kurländische Geistlichkeit und die lettisch-nationale Bewegung". Dieselbe ist später an andrer Stelle veröffentlicht worden, und weiter unten werde ich auf den Inhalt derselben eingehen können. Damals waren nur erst wenige geborene Letten zu geistlichen Ämtern emporgestiegen, und es war jedenfalls eigentümlich, daß ein Völkchen als Lehrer und Führer in Hinsicht des Christentums fast nur Männer eines anderen Volksstammes besaß, und die Lage

der letzteren wurde in der Tat erschwert, als das nationale Bewußtsein der Letten auflebte und die wachsende Bildung und die wachsenden Geldmittel ihr Streben in die höheren Stellen des Landes emporzusteigen, erfolgreich machte. Das sind natürliche Prozesse, über die man sich nicht verwundern sollte und an deren Verlauf nichts auszusetzen wäre, wenn der Parteigeist und die Unvernunft, der Fanatismus und die Unwahrhaftigkeit sich nicht einmischen würden.

Von der Höhe, auf welche uns die Jubelsynode von 1885 zu weiterer Umschau gestellt hat, kehren wir wieder in die kleinen Verhältnisse von Doblen zurück und kommen auf das 400jährige Jubiläum unsres Gotteshauses, welches wir im Jahre 1895 feiern durften. Es ist ein großer Vorzug des Menschen, daß er und wenn er eine Geschichte hinter sich hat. Es gehört zur Würde des gebildeten Menschen, daß er sich den historischen Sinn erhalte und pflege. Die Naturvölker und die Barbaren haben keine Geschichte, sie leben vielleicht jahrhundertelang hin, vielleicht Jahrtausende, und es wird bei ihnen nichts oder nur sehr wenig anders. Es ist charakteristisch, daß wir solches fühlend von prähistorischen Zuständen reden. Es ist wichtig und bildend, wenn wir an einem Orte leben, wo historische Denkmäler die Taten oder Leiden der Vorfahren uns vor die Augen stellen. Unser eignes Leben erweitert sich, wenn wir unsren Zusammenhang mit der Vergangenheit merken und erfahren, und es ist sehr zu beachten, daß eine Hoffnung für die Zukunft oft nur derjenige besitzt, der eine Geschichte durchlebt hat.

Solche Gedanken waren maßgebend dafür, daß ich das Meinige dazu tat, im Sommer 1895 der Doblenschen Gemeinde ihre 400jährige Geschichte vor die Seele zu führen. Der Kirchenvorstand wurde erbeten vor der Feier das Innere der Kirche neu tünchen und die Gestühle u. s. w.

neu malen zu lassen. Dieses wurde in geschmackvoller und würdiger Weise rechtzeitig vollendet; Altar und Kanzel bekamen eine neue Bekleidung. Ein feines Kunstwerk an der Wand der Apsis, das Epitaphium des ersten lutherischen Kirchenvorstehers zu Doblen, des Hauptmanns Baron Philipp von Drachenfels, welcher in den Tagen Gotthard Kettlers die Einführung der Reformation mit erlebt hatte, wurde auf Kosten der noch im Lande lebenden zahlreichen Glieder der Familie Drachenfels restauriert wie es einst gewesen. Die Farben der acht Wappen und die reiche Vergoldung an dem zahlreichen Bildwerk und Schmuck des aus Bremer Sandstein gemeißelten Denkmals, wurde erneuert, ebenso das Gold auf den Lettern der langen lateinischen Inschrift, welche von dem schwarzen Grunde geschmackvoll sich abhebt. Die Arbeit war meinem dritten Sohne Siegfried übertragen, welcher sich damals auf der Kunstschule zu Weimar zum Maler ausbildete. Die gottesdienstliche Feier des Jubiläums begingen wir in schön geschmückter Kirche am 3. September in lettischer und deutscher Sprache, natürlich auch mit historischem Bericht für die beiden Gemeinden. Die Geschichte der Doblenschen Kirche hatte ich zum bleibenden Andenken ausführlich in deutscher Sprache, kürzer in lettischer, durch den Druck veröffentlicht, und die kleine Einnahme durch den Vertrieb der beiden Schriftchen wurde zu dem Fonds geschlagen, mit Hilfe dessen unser stumpfer Kirchturm in würdiger Weise einmal ausgebaut werden sollte. Dieser Plan knüpfte sich an die damalige Feier und wurde von vielen Seiten mit Freude begrüßt und unterstützt. Nach den Gottesdiensten jenes Tages war ein Teil der Kirchspielseingesessenen und unsere Nachbaren und Freunde in froher Stimmung bei uns versammelt.

VIII.

Zugvögel.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
(„Die Kraniche des Ibykus".)

Zum Charakter des Bielensteinschen Hauses seit den Tagen der Eltern gehörte Gastfreiheit. Das Wort Rückerts galt hier und damit zugleich auch volle Freiheit für die Hausgenossen und ebenso den Gast:

Will er mir kommen,
ist es mir willkommen.
Will er nicht kommen,
ist's mir auch willkommen.

Neu-Autz hatte weniger Nachbarschaft und lag fern von den Städten; in Doblen bot und forderte die Gemeinde viel mehr Geselligkeit, und die große Poststraße durch Kurland wie bald auch die Eisenbahn erleichterte den Verkehr außerordentlich auch mit der Ferne. Selten verging ein Sonntag Nachmittag oder Abend, wo das Pastorat sich nicht mehr oder weniger füllte, und es war hübsch, daß niemand, mochte er mittleren oder höheren Standes sein, höhere Ansprüche machte als die feststehende einfache Sitte des Hauses dem Gast zu bieten vermochte.

Außer Nachbaren und Verwandten kamen in fast auf-

steigender Linie Gesinnungsgenossen, gleichstrebende Freunde, mit denen die Gedanken brieflich auszutauschen nicht genügte, mit denen vielerlei allgemein Menschliches oder Wissenschaftliches zu besprechen oder zu beraten war. Da gab es kirchliche und theologische, philologische und historische, national-ökonomische und literärische u. s. w. Fragen, deren Behandlung das geistige Leben des Hauses und der Hausgenossen immer bereicherte. Einzelnes von dergleichen haben wir ja schon bei Gelegenheit hier oder da erwähnt.

Der gesellige Verkehr in einem Hause hat für die Familie eine Bedeutung von verschiedener Art. Derselbe kann das Familienleben stören, kann die Eltern hindern teils ihren allgemeinen Berufspflichten nachzugehen, teils mit den heranwachsenden Kindern sich zu beschäftigen, wie es notwendig wäre, kann die Hauskinder über die Gebühr zerstreuen ꝛc. Andrerseits aber kann der Verkehr mit ehrenwerten und liebenswürdigen Gästen im Hause die Kinder des Hauses vielfältig anregen, ihren geistigen Horizont erweitern, ihren Charakter bilden. Ich meinerseits habe auch in Hinsicht auf diese Dinge den pädagogischen Grundsatz Herbarts immer im Auge zu behalten gesucht, daß ein Hauptziel der Erziehung es ist, in der heranwachsenden Jugend die Vielseitigkeit des Interesses zu wecken und zu pflegen, und das kann wohl gelingen, wenn der gesellige Verkehr selbst die Erwachsenen nicht herabzieht, sondern erhebt. —

Wenn ich dem vorliegenden Abschnitt die Überschrift „Zugvögel“ gegeben habe, so möchte ich damit auf einige Erlebnisse hinweisen, die unser Leben in Doblen absonderlich bunt gestalteten. Öfters kamen nämlich Personen gleichsam vom Winde hergeweht in mein Haus, persönlich zuvor ganz unbekannt, verschwanden dann wieder aus

unsrem Gesichtskreise, vielleicht auf immer. Ein paar solcher Erscheinungen möchte ich um ihrer Eigenartigkeit willen nennen.

1. Koskinen-Helsingfors.

An einem Sommernachmittag ging ich mit einem werten Freunde auf der Poststraße, die an meinem Garten vorbei nach Mitau zu führt, und unser Auge schweifte von dem hochgelegenen Plateau in die östlich und südöstlich sich senkende weite Tiefebene des alten Semgallen, welche nur am Horizont durch einen Saum dunklen Waldes begrenzt wird und dort die Türme von Mitau erscheinen läßt. Da kommt eine Posttelegge gefahren und drinnen sitzt ein Reisender mit bestaubtem Paletot und einem Filzhut, der die gesprenkelte Farbe eines Lercheneies zeigte. Der Reisende fragt nach dem deutschen Pastorat und dem Pastor Bielenstein. Der stand ja nun vor ihm, und der Reisende stellte sich uns vor als Professor Yrjö Koskinen aus Helsingfors. Einmal hatten wir in Korrespondenz gestanden, und dieselbe Sache wollte er mit mir noch einmal mündlich besprechen. Koskinen war ein geborener Finne und ein Haupt der finnischen Partei, welche mit unleugbarem Erfolg eine hervorragende Stellung neben den Schweden in Finnland schon damals in den sechziger Jahren errungen hatte. Früher hatte Koskinen den schwedischen Namen Forsmann geführt und hatte ihn danach ins Finnische übersetzt. Ähnliche Namenswandlungen haben wir ja bei den Letten erlebt, die ihre Zunamen bei erwachtem Nationalgefühl in ihre Muttersprache öfters zu übertragen versucht haben. Koskinen trug, wenn ich nicht irre, schon damals an der Universität seine Collegia über Geschichte 2c. in finnischer Sprache vor, stieg infolge seiner

großen Begabung zu hohen Ehrenstellen empor, ist lange Jahre Glied des finnländischen Senats gewesen und hat sich vom politischen Leben erst beim Beginn des neuen Jahrhunderts zurückgezogen, nachdem ihm die Verhältnisse im Großherzogtum zu unerquicklich geworden waren. Ich war noch nicht lange Präsident der lettisch-literärischen Gesellschaft, als ich von Koskinen ein eingehendes Schreiben mit vielen Fragen erhielt, worin er Aufschluß erbat über die Bildungsstufe des lettischen Volks, ihre Rechte und soziale Stellung im Lande und die nationalen Beziehungen der Letten und Deutschen. Seine Absicht war sich darüber zu instruieren, ob es möglich wäre und in Aussicht stände, daß die Letten neben den Deutschen eine paritätische Stellung erstrebten und erlangten, wie in Finnland die Finnen neben den Schweden, und ob man erwarten dürfte, daß die Deutschen sich einmal den Letten zu assimilieren bereit wären.

Auf dieses Schreiben hatte ich ihm sehr ausführlich geantwortet. Ich hatte ihm unsre Volksschule, die lettische Presse, die lettische Literatur, die ersten Anfänge von lettischem Nationalitätsbewußtsein und von der sogenannten junglettischen Partei, dazu die politische, rechtliche, nationalökonomische und soziale Stellung der Letten bei uns geschildert und zum Schluß über den Kern seiner Fragen mein Votum dahin geäußert, daß wir Deutschen zu große geistige Schätze in unsrer Sprache, Literatur und Wissenschaft besäßen, als daß wir jemals dieselben aufzugeben bereit sein könnten, um mit den Letten eine neue geistige Kultur uns erst zu schaffen. Es wäre ja immerhin möglich, daß den Deutschen in unsren Provinzen die Existenz mehr und mehr erschwert würde; was wir dann täten, ließe sich ja in keiner Weise jetzt wissen und bestimmen. Das lettische Volk aber, möge es noch so sehr an Wohlstand, Bildung u. s. w.

wachsen, könnte unter dem russischen Scepter gewiß niemals auf lettische Gymnasien, eine lettische Universität oder überhaupt auf eine derartige Pflege ihrer nationalen Eigentümlichkeit rechnen. Abgesehen von vielen entgegenstehenden politischen Prinzipien wäre das lettische Volk viel zu klein, um auf Erfüllung solcher Prätensionen Anspruch erheben zu können.

Mündlich mit dem weitsichtigen Patrioten und Politiker über diese kulturgeschichtlichen Fragen sich auszusprechen, war in hohem Grade interessant. Wir verständigten uns in den angenehmen Stunden des Beisammenseins über die Tatsache, daß den Ostseeprovinzen eins fehlte, was Finnland besaß, nämlich eine damals noch anerkannte staatsrechtliche Sonderstellung im russischen Reiche. Jetzt, ca. vierzig Jahre später, ist diese staatsrechtliche Sonderstellung nicht mehr anerkannt, und die Eigenart Finnlands wie die der baltischen Provinzen hat ein Ende.

Mein unerwarteter nordischer Besuch eilte wiederum nach Helsingfors heim, und wir haben uns von Angesicht nie mehr gesehen. Noch einmal ca. 30 Jahre später traten wir uns brieflich nahe, als ich ihm mein Werk über „die Grenzen des lettischen Volks und der lettischen Sprache" übersandte in Anerkennung der Hypothese betreffs Einwanderung der Liven aus der Umgegend des Ladoga-Sees an die Küsten von Kurland, die ich von ihm adoptiert hätte. Er, Koskinen, und Prof. K. Schirren, ehemals zu Dorpat, jetzt zu Kiel, waren die ersten gewesen, die diesen Gedanken öffentlich vertreten hatten.

2. Ein Besuch aus London.

Es war ein Sonntagnachmittag im Herbst zu Anfang der 70er Jahre, als die Haustür sich öffnete und ein Mann von mittleren Jahren in karriertem Anzug und regelrecht

um den Oberkörper gelegten karrierten Plaid in das gerade ganz stille Haus trat. Ich begrüßte den Fußgänger und fragte ihn nach seinem Begehr. Er öffnete den Mund und ließ eine Anzahl für mich undeutlicher Laute hören, die ich mit Bedauern sofort für englisch erkannte, eine Sprache, die zu lernen ich leider nicht Gelegenheit gehabt hatte. Zur Rettung wurde nun meine Frau und unsre Gouvernante, Frl. Klapmeyer, herbeigeholt, die teils mit Englisch, teils mit Französisch zur Verständigung halfen. Der Karrierte entpuppte sich als ein vielgereister Mann und als der Bruder eines hohen englischen Staatsmannes. Er hatte sich vorgesetzt, die Grenzmarken des russischen Reiches zu studieren in Hinsicht der daselbst wohnenden Völkerschaften. Er hatte schon den Süd-Westen und Süden unsres Reiches abgesucht und wollte später seinen Weg nach dem asiatischen Rußland fortsetzen. Letten, die in Moskau verschiedene Ämter bekleideten, hatten ihn in Riga an die Häupter des lettischen Vereins und an mich nach Doblen adressiert. So wollte er denn von mir alles Mögliche nnd Unmögliche in kürzester Zeit über die Letten erfragen, und ich erklärte ihm natürlich meine volle Willigkeit, Auskunft zu geben, er sollte nur bestimmte Fragen stellen. Nun gings los: Herkunft der Letten, Verwandtschaft mit anderen Völkern, Sprache, Sanskrit, Littauisch, Russisch, Geschichte, Kulturzustände und zahlloses andere wurde fleißig notiert für die künftige Reisebeschreibung. Ich wollte mich meinem Gaste gern dienstbar erweisen und bot ihm an, mit mir in eins meiner Gesinde zu fahren, wo gerade ein Fest nach Vollendung des neuen Wohngebäudes gefeiert wurde. Da konnte er unser Volk mit eignen Augen sehen.

Das wurde angenommen, ich bestellte meinen einspännigen Wagen, den wir bei Landpartien mit 12—16 Personen zu gebrauchen pflegten; wir hatten alle darin

Platz außer denen, die zu Fuß gingen. Jetzt fuhren wir des nassen Weges halber unsrer vier, der Gast, die dolmetschende Gouvernante, ich und der Kutscher. Meine Ankunft im Gesinde erregte um so größere Freude, als ich dem Wirt anbot, ihm eine Weihrede für sein neues Haus zu halten. Schnell wurden Gesangbücher gebracht, ein Lied gesungen, ich redete, was natürlich mein Gast nicht verstand. Uns wurde danach Kaffee mit Weißbrod, Schnaps freundlich vorgesetzt, die Musikanten fiedelten zum Tanz, das junge Volk drehte sich fröhlich, und endlich fuhren wir heim. Ich fragte meinen Engländer, was für einen Eindruck er von dem Volke gewonnen. Er antwortete: die Leute sind deutsch gekleidet, sie essen deutsch und trinken deutsch, sie tanzen deutsch, sie singen deutsche Choralmelodien; an den Leuten ist alles deutsch mit Ausnahme der Sprache allein. — Der Mann hatte Recht, das hatte er mit seinen Augen gesehen. Beim Abendessen im Pastorat kam mein Gast in eine gewisse Verlegenheit. Es gab neben anderem Kartoffeln in der Schale, und er schien nie eine nähere Bekanntschaft mit Kartoffeln in der Schale gemacht zu haben. Er mußte gerettet werden. —

Durch die dunkle Herbstnacht setzte er seinen Weg nach Libau fort. So muß der Eindruck, den Kurland auf ihn gemacht, ein dunkler geblieben sein. Sein Reisewerk ist mir leider nie zu Gesicht gekommen.

3. Steinbrecht-Marienburg.

Das Interesse für die Denkmäler der Vorzeit in unsrem Lande wuchs von Jahr zu Jahr. Neben den Studien über die prähistorischen Burgberge pflegten die gelehrten Gesellschaften des baltischen Landes überall die Forschung über die Geschichte unsrer Ordensburgen, Kirchenbauten u. s. w. Ausgrabungen wurden gemacht, zerfallende Ruinen wurden nach

Möglichkeit vor weiterem Verfall geschützt (z. B. die Schlösser von Bauske und Doblen), uralte Kirchen von Geschmacklosigkeiten gereinigt und wiederhergestellt, wie sie einst gewesen waren (z. B. der Dom zu Riga). Alles derartige geschah bei gepflegtem geistigem Verkehr mit ähnlich strebenden Männern des Auslandes. Das livländische und preußische Ordensland gehörte einst zusammen. Marienburg an der Nogat war von jeher ein von baltischen Reisenden gern aufgesuchter Ort, namentlich während das Ordensschloß in grandioser Weise seit den Tagen Friedrich Wilhelms IV. wiederum ausgebaut wurde.

Unter diesen Umständen geschah es, daß Doblen und mein Pastorat den Besuch des Oberarchitekten Dr. Steinbrecht, der alle die Bauten in Marienburg leitete, erlebten. Steinbrecht wollte die Ordensbauten des baltischen Landes kennen lernen. Ein ganzer Kreis werter Männer aus Riga begleitete ihn. Ich nenne aus demselben nur Dr. Anton Buchholtz, einen unsrer besten Historiker und Archäologen, und den Bibliothekar der livländischen Ritterschaft, K. v. Löwis of Menar, welcher sich besonders mit der Geschichte unsrer Ordensschlösser beschäftigt hat, und Baron E. v. Fircks aus Mitau. Es war interessant, was für ein gewiegtes Urteil Steinbrecht über unsre Doblensche Burg als Fachmann abgab, wie er jeden einzelnen Trümmerrest zu deuten wußte, wie er aus der Größe und Gestalt eines Ziegels das Jahrhundert oder auch Jahrzehnt zu bestimmen wußte, wann der Ziegel geformt und gebrannt war. Seine Marienburger Forschungen hatten ihn schon früher mit Alt-Livland in Beziehungen gebracht. Er hatte gesucht und mit Hilfe des Dorpater Universitätsarchitekten R. Gulecke ermittelt, daß ein großer Teil der Bausteine am Marienburger Ordensschloß aus Steinbrüchen in Ehstland herstammte. Die Anregungen solchen Mannes wirkten frucht-

reich bei uns nach und gaben Anlaß zur Betätigung ähnlichen patriotischen Strebens. Auch wurden Steinbrechts Ratschläge benutzt, als in nachfolgenden Jahren größere Geldsammlungen gemacht werden und Restaurationen an den Umfassungsmauern der Doblenschen Burg unternommen werden konnten.

4. Gräfin S.=St. Petersburg.

Es war ein kurzer Novembernachmittag. Ein plötzlicher Schneefall ermöglichte eben erste Versuche, den Schlitten zu benutzen. Da erschien ein Lakai im Pastorat und meldete mir, seine Herrin, Gräfin S., sei im Großen=Krug des Fleckens eingekehrt und bitte mich, ob ich ihr nicht meine freundliche Begleitung beim Besuch der Burgruine gewähren wolle; sie habe den lebhaften Wunsch, den alten Bau kennen zu lernen. Ich fuhr sofort im Schlitten hinunter, die Dame war in vierspänniger Kutsche 2 ½ Meilen weit von dem Gut ihres Schwiegersohnes, des Grafen P., hergekommen. Ich bat sie, in meinen Schlitten zu steigen und führte sie bei beginnender Dämmerung und andauerndem Schlackerwetter in den weiten Burghof, — natürlich immer zu Schlitten, denn ein Spaziergang zu Fuß durch den tiefen Schnee war ein Ding der Unmöglichkeit. Ich bewunderte das Interesse und den Mut der doch schon älteren Dame, namentlich auch in der Hinsicht, daß sie unter meinem Regenschirm im Halbdunkel einige Skizzen der Burgreste in ihr Album zeichnete. Nach einer Tasse Thee im Pastorat fuhr sie im Abenddunkel zu den Ihrigen wieder heim.

5. Ein Besuch aus Taschkent.

Mein Pastorat liegt an der großen Haupt- und Poststraße, die von Ost nach West durch die Provinz geht. So waren wir immer den Besuchen aller „armen Reisenden" ausgesetzt, die des Reisegeldes und der Nahrung bedurften. Das waren denn auch Zugvögel aus aller Herren Ländern, schiffbrüchige Matrosen, verbummelte Existenzen aller Art, Abgebrannte, Krüppel, Zigeuner, Handwerksburschen u. s. w.

Diese mannigfaltigen Erscheinungen machten auf die Kinder des Hauses manchesmal großen, auch unheimlichen Eindruck. Da fragte einmal eins meiner Söhnchen: „Mamachen, als der liebe Gott die ersten Menschen geschaffen hatte, was hat er gemacht, wenn er doch einmal fortgehen mußte und „arme Reisende" sind gekommen?" — Gegen die Landplage hat man bei uns anzukämpfen versucht. Es sollte einmal ein Verein gestiftet werden, der Glieder aller Stände umfassen sollte. Aus den vereinten Mitteln sollte ein großes Arbeitshaus gegründet werden, um die müßigen Landstreicher aufzunehmen und an Arbeit zu gewöhnen. Die Statuten des Vereins wurden nicht bestätigt, weil der Forderung nicht gewillfahrt werden konnte, die Zahl der eventuellen Mitglieder zu bestimmen oder zu beschränken.

Eines Tages — es war Frühling — erschien ein hagerer Mann in schwarzem, etwas schäbigem Rock vor unsren Fenstern. Der Mann sah aus wie einer, der es früher besser gehabt; er war müde und offenbar hungrig. Er bekam zu essen und auch ein Glas Wein zu trinken. Ich ließ mir von seinem Leben erzählen. Er war Förster gewesen auf Gütern einer Fürstin L. in Südrußland. Dann war er nach Taschkent übergesiedelt, als dort General Kaufmann das neu eroberte Turkestan organisierte. In

der Umgebung des einst reich bewässerten Taschkent hatte er Weingärten gepflegt und die dortigen Leute gelehrt den Wein besser zu keltern, zu bewahren und zu versenden, als sie es bis dahin verstanden. Nun war der Mann in die Heimat zurückgekommen und wollte die Reste seiner Angehörigen suchen um irgendwie sich eine Existenz zu gründen.

6. Dr. Schulze-Gävernitz-Leipzig.

Im Sommer 1892 kam ein Privatdozent der Nationalökonomie aus Leipzig nach Kurland. Seine Bekanntschaft machte ich bei Gelegenheit der Beerdigung des Pastors E. Seraphim in Grünhof. Jener nannte sich v. Schulze-Gävernitz nach seinem väterlichen Erbgut in Schlesien. Er war eigentlich Jurist gewesen und hatte in Straßburg als Assessor gedient. Seine Neigung aber hatte ihn zur Nationalökonomie gezogen, und er hatte sich bereits durch ein Buch, welches den Titel „zum Frieden" führte, einen Namen unter denen erworben, welche sich für die brennenden sozialen Fragen interessierten. Die deutsche Reichsregierung hatte ihn von seinem juristischen Posten beurlaubt und wollte ihm die Rückkehr in das Amt drei Jahre lang offen halten, wenn es ihm nicht gelingen sollte in dieser Frist einen akademischen Lehrstuhl der Nationalökonomie und Sozialwissenschaft zu erlangen. In Westeuropa hatte er bereits Studien gemacht. Jetzt wollte er den Osten kennen lernen. Er machte zuerst in Kurland Halt, um dann in das Innere des Reiches, nach Moskau zu gehen. Letzteres gab er für dieses Jahr auf, weil dort die Cholera wütete.

An Propst Seesemann hatte er Empfehlungen mitgebracht und war bei diesem über die Verhältnisse unsrer ländlichen Arbeiter bereits etwas orientiert. Propst Seese-

mann hatte ihn zu der ernsten Feier nach Grünhof mitgenommen, wo das äußere Wesen und Gebahren der zahlreich versammelten lettischen Gemeinde in dem schönen Gotteshause einen sehr günstigen Eindruck auf ihn machte. Einen solchen Wohlstand und eine solche Zivilisation hatte er bei uns nicht erwartet. Am folgenden Tage kam der liebenswürdige junge Mann in Begleitung meines werten Freundes, des Professor Hausmann aus Dorpat, nach Doblen. Es traf sich, daß an dem Abend desselben Tages unser landwirtschaftlicher Verein seine Monatssitzung im Flecken Doblen hielt. Ich führte meine Gäste dort ein und bat die versammelten Gutsherren und Landwirte, dem Dr. Schulze freundliche Auskünfte zu geben über die sozialen Verhältnisse unsres Landes. Es entwickelte sich eine in hohem Grade interessante Verhandlung. Dr. Schulze fragte, er fragte alles Denkbare über unsre Dienst- und Lohnverhältnisse, über Landbesitz der Bauern, über unsre Kreditverhältnisse u. s. w. und bekam über alles willige und gründliche Auskunft. Der kleinere Kreis im Pastorat setzte die Fragen und Mitteilungen fort.

Dem Gast lag etwas daran auch das Leben unsrer Bauern kennen zu lernen, ihre Wohnungen und ihre Wirtschaftsart zu sehen. Am folgenden Tage nachmittags fuhr ich mit ihm in einen Bauerhof hervorragender Art und in einen anderen, wo die Wohlhabenheit eine mittlere war. Der erstere war Besitz des Herrn Behting, der in seiner Jugend, um Bildung zu gewinnen, das Irmlausche Seminar durchgemacht hatte. Die Gebäude des Bauerhofes waren alle von dem Besitzer neu gebaut. Das Wohnhaus hat ein Souterrain für die Dienstleute, eine Wasserleitung, vier Schornsteine. Das dreifenstrige große Wohnzimmer überraschte den Ausländer durch ein geöffnetes Harmonium mit einem aufgeschlagenen Choralbuch. Über

dem Harmonium hing das Bild des regierenden Kaisers in Öldruck. An der gegenüberliegenden Wand hing das Bild Alexanders II.; polierte und gepolsterte Möbel standen an den Wänden. Das zweite Zimmer war durch einen polierten Schirm geteilt; hinter demselben standen die Betten, vor demselben ein hübscher Schreibtisch, über diesem am Schirm ein ziemlich großes Bild, Luther darstellend auf dem Reichstag zu Worms. An der Fensterwand neben dem Schreibtisch hing eine Etagère mit Büchern; Dr. Schulze griff hinein und zog nacheinander Schiller, Geibel u. dergl. hervor, danach einen dicken Band „Der deutsch-französische Krieg 1870/71". Meines Gastes Erstaunen wuchs von Minute zu Minute. Der Wirt wußte, daß wir kommen würden, da ich ihn auf dem Vereinsabend gesehen und uns bei ihm angemeldet hatte. So war ein trefflicher Kaffee vorbereitet und wurde uns im Eßzimmer vorgesetzt. Es war charakteristisch für die lettische Sitte, daß die Hausfrau nicht mit uns bei Tisch saß, sondern uns nur freundlich bediente. Die deutsche Konversationssprache konnte kein Hindernis sein, denn die Wirtin war ebenfalls des Deutschen mächtig. Aber die ältere Generation des weiblichen Geschlechts bei den Letten hat es früher oft ganz vermieden, mit den männlichen Hausgenossen zusammen zu essen. Sie pflegten damals stehend zu essen oder erst nach den Männern.

Natürlich mußte der Gast auch Garten und Hof sehen. Der Obstgarten nimmt einen Raum von 6 Lofstellen ein, und der Wirt verpachtet den Garten nicht, sondern verkauft das schöne Obst selbst in die Stadt. Im Garten befindet sich die Badstube nebst einem Zimmer für etwa im Gesinde arbeitende Handwerker mit saubersten Betten. Auch der Gärtner wohnt ebenda. Unter dem Wohnhaus findet sich ein mustergültiger Obstkeller, wo das Obst auf mäßig broßen Rahmen liegt, die zur Besichtigung des Obstes

leicht hervorgezogen werden können. Bei den Viehställen finden sich praktisch eingerichtete Räume für die Meierei, wo vorzügliche, bei den Käufern sehr beliebte Butter bereitet wird.

Natürlich gibt es in unsrer Gegend nur einzelne so rationell bewirtschaftete und so komfortabel eingerichtete Bauerhöfe, aber es hat immer eine Bedeutung für ein Land, wenn es auch nur einzelne solcher Bauerhöfe hat. Der forschende ausländische Nationalökonom sollte nicht getäuscht werden, und ich führte ihn darum danach in ein viel einfacheres Gesinde, dessen Gebäude durchaus nicht modern waren, sondern der alten einfachen Kulturstufe entsprachen. Es gibt zwei Extreme in der Auffassung der Kulturstufe des eignen Landes. Bei dem Regierungsjubiläum Alexanders II. wurde dem Kaiser von Leuten, die sich zu Vertretern des lettischen Volks aufwarfen, ein Photographienalbum als Geschenk dargebracht. Dasselbe sollte die Kulturstufe der Letten unter dem wohltätigen Einfluß des russischen Szepters dem Auge des Kaisers darstellen.

Da waren aus Kronsgebieten stattliche Volksschulgebäude und Gemeindehäuser, die Sitze der Gemeindegerichte und Gemeindeverwaltungen abgebildet, auch ganze Gruppen von Gemeindebeamten. Daneben aber hatten die Macher sich nicht entblödet, in der Doblenschen Gegend einige über die Gebühr verfallene Bauerhöfe mit schadhaften Dächern u. s. w. aus der Grenze von adligen Privatgütern böswillig einzuschieben, um die Fürsorge der Privatgutsbesitzer für ihre Bauern in einem recht schlechten Lichte erscheinen zu lassen. Der tatsächlichen Wahrheit entsprachen diese Bilder durchaus nicht. Ebenso leicht hätten sich verwahrloste Baulichkeiten bei nachlässigen und faulen Kronswirten finden lassen, und im ganzen dürfte man behaupten, daß die

Privatbauern fleißiger, sparsamer und verständiger wirtschaften als im Durchschnitt die Kronsbauern, und was Schul- und Gemeindehäuser anlangt, so haben die Privatherren in sehr vielen Fällen Bedeutendes für diese Bauten aus eigner Tasche getan, während die Krone für solche Gemeindebauten nichts weiter als den Grund und Boden hergegeben hat.

Ich kehre zu Dr. Schulze-Gävernitz zurück. Der Eindruck, den er bei uns von Land und Leuten, von unsrer durchaus zweckmäßigen Agrargesetzgebung u. s. w. erhalten hatte, war für uns selbst ein höchst erfreulicher. Er äußerte sich dahin, daß er hier in eine ganz neue Welt gekommen sei, daß er ungeahnte Dinge gesehen und gehört. Er kehrte aus dem baltischen Lande in seine Heimat zurück und wird manches veröffentlicht haben, was unsren Provinzen nicht zur Unehre gereicht haben wird. Aus der Leipziger Privatdozentur ist er inzwischen zum Professor der Nationalökonomie an die Universität Freiburg im Breisgau berufen worden.

7. Professor Schmidt-Wartenberg-Chicago.

Wenige Jahre nach diesem Besuch wurde mir durch Prof. A. Bezzenberger aus Königsberg 1896 ein Gast aus Nordamerika angemeldet, ein Philologe, welcher neben seinem eigentlichen Fach (deutsche Literaturgeschichte) insbesondere für die Lautlehre der verschiedenen Sprachen sich interessierte. Er studierte die feinen Varietäten und Nüancierungen der Vokale, welche keine Schrift im stande ist, genau wiederzugeben, und welche mündlich nach dem Hören des Lautes dem Volksmund richtig nachzusprechen, dem Fremden oft so außerordentlich schwer wird. Prof. Schmidt hatte die Absicht, unter anderem die dreifachen Unterschiede in der Betonungsart jedes einzelnen lettischen, bzw. littauischen Vokals näher

zu erforschen und war durch A. Bezzenberger auf meine Person und auf einige andere Balten, die diese Frage seit mehreren Jahrzehnten in den Sitzungen und Veröffentlichungen der lettisch-literärischen Gesellschaft behandelt hatten, aufmerksam gemacht. Von Süden kommend, machte Prof. Schmidt in Doblen die erste Rast. Im Gasthause Janschewitz hatte er die Nacht zugebracht, und als er in die Veranda des Pastorats trat, wurde er für einen Klavierstimmer gehalten und abgewiesen, ehe die nachträglich abgegebene Visitenkarte gelesen worden war. Ich war zufällig nicht zu Hause. Mir wurde nachgeschickt, und ich holte sofort den Professor mit seinen Sachen aus dem Gasthause ins Pastorat. Es war ein Mann in mittleren Jahren, von behäbigem Äußern mit rötlich-blondem Schnurrbart. Wir befreundeten uns bald und kamen flugs in medias res, denn wissenschaftliche Reisende haben niemals überflüssige Zeit.

Die Hauptsache war nun, daß er die Tonvarietäten der lettischen Vokale hören und zugleich in schriftlichen Zeichen festhalten wollte. Zu diesem Zwecke führte er einen Kymograph, d. h. einen Wellenschreiber mit sich. Dieses Instrument hat eine hölzerne Fußplatte wie eine Nähmaschine, über derselben schwebt eine etwa zwei Zoll starke Cylinderwalze, um welche ein Blatt Schreibpapier gelegt wird und welche durch ein Gewicht in eine gleichförmig rotierende Bewegung gesetzt werden kann. Das Papier auf der Walze wird mit Ruß gleichmäßig geschwärzt. Der Sprechende, dessen Lautqualitäten man erforschen will, tritt heran und spricht seine Worte in ein trichterartiges Mundstück von weichem Gummi. Die Stimme wird durch ein Gummirohr an eine Nadel geführt, welche infolge des Hauches vibriert und kleine Bewegungen macht, welche nun auf dem geschwärzten Papier in kleinen mannigfach gekrümmten Linien durch Beseitigung der Schwärze weiße Schriftzeichen her-

vorbringen. Jeder konsonantische oder vokalische Laut und jede Varietät des Lautes hat ein charakteristisches Zeichen und der mit diesem Zeichen Bekannte kann die Worte ablesen, wie sie nach Art der uralten griechischen Säuleninschriften auf dem Blatt von oben nach unten beschrieben, dastehen, Zeile neben Zeile, da die Walze neben ihrer rotierenden Bewegung sich auch seitwärts fortbewegt, bis etwa das ganze Blatt beschrieben ist. In unsrem Fall kam es dem Professor wesentlich darauf an, eine Anzahl lettischer, sonst ganz gleichlautender Wörter zu hören und aufzuzeichnen, welche im Stammvokal, sei es einen gestoßenen oder einen gedehnten, oder vielleicht einen sogenannten alphabetischen Ton besitzen. Die Probe wurde gemacht, vornehmlich mußte unsere lettische Köchin an den Kymograph treten, und es war hochinteressant, wie die drei Tonvarietäten eines a oder i u. s. w., über deren Existenz noch vor wenigen Jahren gestritten worden war, in ganz verschiedenen Schriftzeichen nun vor das Auge traten. Jetzt ist die dreifache Unterschiedlichkeit des lettischen Vokals ad oculos demonstriert und eine unbestreitbare Tatsache.

Der Rest des Tages verging unter sprachwissenschaftlichem Gedankenaustausch und unter den anziehendsten Mitteilungen des werten Gastes über die Pflege auch der Universitäten und der Wissenschaften in der nordamerikanischen Union. Materielle Mittel werden oft in grandioser Weise gespendet, aber dennoch wird die Union mehr vom Geschäft als vom Ideal beherrscht. Dazu kamen die Mitteilungen des nicht bloß für die Wissenschaft lebenden Mannes, welcher jeweilig während der Universitätsferien den Missouri in einsamem Bote zu befahren, wochenlang in einsamem Zelt in dem Schatten des Urwalds zu weilen und mit dem einen oder anderen rothäutigen Indianer dem Jägerleben sich zu widmen pflegte.

Schmidt-Wartenberg setzte von uns seine Reise über Riga nach Wolmar zu Pastor J. Neuland, dem tüchtigsten Erforscher der drei lettischen Tonqualitäten fort und nach Dorpat zum Lektor der lettischen Sprache, Mag. Lautenbach. Das dort gesammelte Material stimmte zu dem in Doblen gefundenen. Über Finnland und Schweden ist Schmidt nach ähnlichen und anderen Studien in die deutsche Heimat und in das Elternhaus zurückgekehrt und endlich nach Chicago zu seinem amtlichen Beruf. Noch mancher briefliche Gruß hat mich über den Ozean von dorther erfreut und endlich auch die kleine Schrift „phonetische Untersuchungen zum lettischen Accent" (gedruckt in den indogermanischen Forschungen X, 3 u. 4) mit 34 Abbildungen, auf denen man die Schriftzeichen des Kymographen sieht.

8. Baron Toll.

Die russische Regierung arbeitet unermüdlich unter der Mithilfe der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften unter Aufwendung großer Mittel auch namentlich an der Erforschung des weiten Reiches in jeder Hinsicht. In der Mitte der 90er Jahre waren mäßig große Gebiete des Reichs an Geologen verteilt, welche die Beschaffenheit des Erdinnern und die da etwa vorhandenen mineralischen Schätze in jenen einzelnen Gebieten studieren sollten. Dem Ehstländer Baron E. v. Toll war Westkurland und Zamaiten zugefallen. Das war derselbe, welcher beauftragt worden war, dem Professor Nansen bei seiner ersten Überwinterung, die man in der Nähe der Inselgruppe unweit des Jenissei erwartete, Lebensmittel und Nachrichten aus Europa zu überbringen und von ihm Nachrichten über seine Erlebnisse zu erhalten. Die v. Tollsche Expedition erreichte das bestimmte örtliche Ziel, fand aber Nansen selbst nicht, weil dieser, mit seiner Fram im Eise festsitzend,

durch die Strömung dem Nordpol schon näher zugeführt war. Während der kurländischen geologischen Forschungen erschien nun Baron Toll einmal plötzlich in meinem Pastorat. Der Anlaß seines Kommens zu mir war der Wunsch, ein Votum von mir über die Öselschen Ringwälle zu hören, welche von manchen als aufgeschüttete Befestigungen aus Heidenzeiten angesehen werden, von denen aber andere meinen, es seien Bodenerhebungen, die durch Kräfte im Erdinnern hervorgerufen seien. Dafür soll die Lage der schief empor gehobenen Kalksteinschichten sprechen. Ich meinerseits bin niemals in Ösel gewesen, hatte mir also kein eignes irgend maßgebendes Urteil bilden können. Nur das eine steht wohl fest, daß vulkanische Kräfte unter der Insel Ösel niemals gewirkt haben.

Es war nur eine flüchtige Begegnung, die mir mit Baron Toll damals zu teil wurde, aber sie blieb in meiner Erinnerung fest haften durch meines Gastes Mitteilungen über seine Reise nach jenen sibirischen Inseln und seine persönlichen Beziehungen zu dem kühnen Nordpolsucher Nansen, und mit besonderem Vergnügen gedenke ich jetzt jenes Besuches, wo Baron Toll nun das dritte Jahr im Eismeer verbringt. Er ist bis zur Bennet-Insel vorgedrungen, wohin ihn ein lieber junger Freund meines Hauses, Oberlehrer F. Seeberg, als Mathematiker und Astronom begleitet hat.

9. K. v. Renngarten, der Weltumwandrer.

Im September des Jahres 1898 verbreitete sich in der Gegend die Nachricht, K. v. Renngarten, dessen Berichte über seine Fußreise durch Asien, Amerika und Europa seit etwa zwei Jahren in den Zeitungen das Interesse namentlich seiner baltischen Landsleute geweckt hatte, sei

bereits von Libau aufgebrochen und werde auf dem Heimwege nach Riga auch Doblen berühren.

Mit Spannung und einer gewissen Erregung wartete man auf den kühnen Wandrer und grübelte, wie man ihn zu sehen und zu sprechen bekäme. Ein findiger Mädchenkopf im Pastorat ersann als bestes Mittel Plakate an einige Gartenbäume längs der Landstraße zu heften mit den weithin lesbaren Worten: „Herr von Renngarten wird freundlichst gebeten, hier im Pastorate einzukehren.“ Die Ereignisse überholten alle klugen Projekte. Wir erfuhren aus Doblen eines Morgens, der merkwürdige Gast habe die letzte Nacht schon in Doblen im Gasthause geschlafen. Der Feldzugsplan wurde rasch geändert. Ein einstiger lieber Pflegesohn (Viktor v. Drachenfels), der bei uns gerade aus dem Innern des Reiches zum Besuch war, wurde mit der wichtigen Mission betraut, den Mann in Doblen aufzusuchen und ihn lebendig oder tot ins Pastorat zu bringen. Natürlich konnte man keine Equipage nachschicken, denn das Fahren hatte der Fußwandrer ja verschworen.

Der Delegierte kommt ins Gasthaus und findet halb Doblen daselbst versammelt. Er fragt: „Finde ich hier Herrn von Renngarten?“ Alle Arme strecken sich aus und alle Finger zeigen auf einen kleinen Herrn, und alle rufen: „Da ist er!“ Nun bietet der Delegierte ihm im Pastorate ganz nach seinem Belieben Mittagessen oder Kaffee oder Nachtquartier an, wie es ihm irgend passe; er solle bestimmen, wann wir ihn erwarten könnten. v. Renngarten nimmt dankbar das Mittagessen an, denn am Nachmittag müsse er weiter wandern. Um punkto zwölf Uhr trifft eine ganze Prozession an dem Brückchen unter den Silberweiden ein und zieht feierlich durch den Garten ins Pastorat, der kleine Reisende in brauner Kleidung von

Jägerscher Wolle, in elastischem Gange, ein kleines Ränzchen auf dem Rücken tragend, voran. Meine Doblener hatten es sich nicht nehmen lassen, den interessanten Erzähler bis an meine Tür zu geleiten und immer noch einige Wundergeschichten aus der fernen Welt zu hören. Einige Stunden weilte Renngarten bei uns. Natürlich mußte er erzählen; zeitweilig befand er sich im Feuer des Kreuzverhörs, denn es waren ja besondere Fragen, über die wir einen Aufschluß wünschten, z. B. wie seine Füße monatelange Wanderungen ausgehalten haben, wie sein Leben bei den wilden Stämmen Mittelasiens den Gefahren entgangen, wie er überall Reisegelder aus der Heimat habe empfangen können, wie er nicht in die Hände von Räubern gefallen, ob er immer Führer gefunden, die ihm die Wege zeigten. Die Menschen, auch die Wilden sogar, sind nicht so schlimm als wie sie von weitem erscheinen, wenn der Fremde nur den Ton trifft, wie er mit ihnen umzugehen hat, ohne sie zu erzürnen. Nur einmal ist Renngartens Lage prekär gewesen, als er nämlich mehrere Tage lang eine fast menschenleere Wüste an der Grenze von Persien und Turkestan durchwanderte. Postverbindungen, nicht allein in dem weiten russischen Reich, sondern auch in Persien, China u. s. w. schützten ihn genügend vor Geldverlegenheiten. Die Füße hielten die Strapaze aus, weil er sich von Land zu Land in der Regel der Fußbekleidung bediente, welche das dortige Volk zu benutzen pflegt. Seinen Weg hatte Renngarten durch Südrußland, Transkaukasien, Persien, Turkestan, Sibirien, Mongolei, China, Japan, San Franzisko, New-York, Bretagne, Süddeutschland u. s. w. genommen. Bei allen Mühsalen des Weges hat er sich körperlich wohl befunden und war bester Laune. Ein Kreis von Bekannten aus der Nachbarschaft hatte sich schnell bei uns versammelt um den seltenen Mann zu sehen. Als er weiterzog, nahm

er ein Einladungsplakat von der Birke am Garten zum Andenken an Doblen mit. Zwischen hier und Mitau, in der Heimat, mußte es ihm noch passieren, daß ein Krüger ihm das Nachtquartier verwehrte und ihn nötigte, im Regen noch bis zum nächsten Kruge weiterzugehen. Das Rigasche Publikum zog ihm Werste weit auf der Chaussee entgegen, Velozipedisten ꝛc. geleiteten ihn festlich in die Stadt. In den engen Straßen war das Gedränge so groß, daß er sich durch Häuser und Höfe vor dem Erdrücktwerden retten mußte.

10. G. von Trentovius-Pensa.

Es war im Sommer 1897, daß ein Mann mir seinen Besuch ankündigte, ein „Jugendfreund", den ich seit fast 70 Jahren nicht gesehen hatte. Vergessen hatte meine Seele ihn nicht. Sein Gesicht und kleine Erlebnisse mit ihm aus meinem vierten Lebensjahr waren in meiner Erinnerung noch lebendig. Er war damals Pflegekind meiner Eltern und Schulkamerad meines Stiefbruders.

Er kam, und die Kindheit lebte für uns beide wieder auf. G. v. Trentovius war aus der Memelschen Gegend gebürtig, in Kurland aber erzogen und aufgewachsen und durch viele Bande der Verwandtschaft und Freundschaft mit Kurland verbunden. In den Mannesjahren war er unstät durch die Welt gezogen, in mancherlei Berufspflicht hatte er dem Staat und seinen Mitmenschen gedient, immer mit unermüdlichem Fleiß und aufopfernder Treue, die meisten Jahre wohl als Gymnasiallehrer, dazwischen auch als Landwirt, als Accise- und als Eisenbahnbeamter. Wegen eines Halsleidens hatte er längere Zeit in Italien gehaust und sich dort mit der Seidenzucht bekannt gemacht. An seinem Lebensabend arbeitete er aus privatem humanem

Triebe, in weitem Kreise die Menschen in der Seidenraupenzucht unterweisend.

In den verschiedensten Gouvernements des Reiches hielt er Vorträge, gründete er Vereine, suchte und fand Unterstützung bei den weltlichen Autoritäten und Staatsbehörden, sandte an die, die es wünschten, Seidenraupeneier, verbreitete kleine Schriften zur Unterweisung über die Raupenerziehung und -fütterung, gab Rat, wie die nicht überall gedeihenden Maulbeerbäume durch Skorzionerenblätter ersetzt werden könnten, vermittelte, wie und wo die Cocons abgehaspelt und das Seidenzeug gewebt werden konnte.

Nun kam er nach Kurland, alte Freunde und Verwandte nach langen Jahrzehnten wiederzusehen und auch in Kurland zu Seidenraupenzuchtversuchen anzuregen. Mein zweiter Sohn, Pastor zu Ringen, war einer der ersten, die er gewann. Aber aller Anfang ist schwer. Der Brief, der die ersten 100 Eier aus Pensa brachte, hatte wohl auf jeder Ecke eine Inschrift: der Poststempel möge die zarten Eierchen schonen. Ein Teil war doch zerquetscht. Maulbeerbäume wurden in Ringen gepflanzt, Skorzioneren gesät, im Frühling krochen in der Tat so und so viele Dutzend Räupchen aus und wimmelten und krabbelten im Sonnenlicht umher. Aber ein böses Schicksal drohte. Bulletin nach Bulletin kam nach Doblen, Krankheitsfall nach Krankheitsfall wurde gemeldet und Todesanzeige kam nach Todesanzeige. Die Briefe wurden immer wehmütiger, bis es endlich hieß, auch das letzte Räupchen habe das Zeitliche gesegnet. Das war das tragische vorläufige Ende der Seidenraupenzucht im Pastorat Ringen. Aber mein Jugendfreund wirkte unentwegt weiter und ist gegenwärtig im Alter von 85 Jahren der Präsident eines jungen Seidenzuchtvereins im Städtchen Hasenpoth. Bei seinem ersten

Besuch in Doblen hatte er im Versehen mein spanisches Rohr entführt, aber dafür seinen Spazierstock mir gelassen, einen Kisil (ein wilder Pflaumenbaum aus dem Kaukasus), und wir denken nun täglich freundlich einer des anderen und der gemeinsamen fernen Kindheit, wenn wir uns der eine auf das spanische Rohr, der andere auf den Kisil stützen.

IX.

Die lettisch-literärische Gesellschaft.

> In eines Volkes Sprache, in seinen Liedern, Sitten und Bräuchen, in seiner historischen Entwicklung, in seinen Verirrungen und Strebungen tut sich kund des Volkes Seele.

Die Sitzung der lettisch-literärischen Gesellschaft im Jahre 1864 zu Riga war für meine Person epochemachend, insofern als ich damals zum Präsidenten erwählt wurde. Mein verdienstvoller Vorgänger, R. Schulz, war, abgesehen von seinem geistlichen Amt, durch die Redaktion der „Latweeschu Awises“, die er zum beliebten Volksblatt umgeschaffen hatte, (und auch durch die Redaktion der deutschen Zeitung für Stadt und Land) dermaßen belastet, daß er sich den Lebensabend zu erleichtern wünschte. Für die Leitung der Awises wäre ein anderer so geeigneter Mann schwer zu finden gewesen. Für das Präsidentenamt kam meiner Person das Vertrauen der Gesellschaft entgegen auf Grund meiner grammatikalischen Forschungen, die wenige Jahre zuvor veröffentlicht worden waren und erwarten ließen, daß ich der Tätigkeit der Gesellschaft eine wissenschaftliche Richtung geben würde, nachdem die Schulzsche

Ära besonders die praktische Arbeit der Gesellschaft gepflegt hatte. Leben und Tätigkeit der Menschen ist ja immer einer Wellenbewegung vergleichbar, die Ziele wechseln und lösen einander ab, je nach dem Bedürfnis der Zeit und je nach Begabung der Arbeiter.

An dieser Stelle muß ich eines Mannes gedenken, welcher mir bei der Führung meines neuen Amtes eine stille, aber große Stütze und ein werter Freund wurde, Dr. Aug. Buchholtz, Direktor einer Privatknabenschule, Mitgründer der lettisch-literärischen Gesellschaft, war seit langen Jahren schon Sekretär derselben gewesen und blieb uns eine starke Hilfe, bis der Tod ihn aus seinem reichen Arbeitsleben abrief. Er war ein Sekretär, wie er sein soll. Öffentlich trat er weder durch seine Rede noch durch Taten hervor, und doch war er in vieler Hinsicht die Seele der Gesellschaft. Er wußte aus der Gegenwart und der Vergangenheit der Gesellschaft alles; sein Wissen ging aber weit über die Grenzen unsres Vereins, denn er war Historiker, Münzenkenner, Archäolog. Er sammelte alles, was sammelbar war. Schränke voll von Materialien zu baltischer Familien- und Personengeschichte, die er zusammengebracht, stehen in der Rigaschen Stadtbibliothek. Er war der einzige Gründer und Ordner unsrer lettisch-literärischen Gesellschaftsbibliothek. Er war unser sorgfältiger Kassenführer, er besorgte peinlichst die Korrespondenz der Gesellschaft und die Drucklegung unsrer Veröffentlichungen. Und in ähnlicher Weise wirkte er in verschiedenen anderen Rigaschen Gesellschaften und Vereinen neben seiner ausgebreiteten pädagogischen Tätigkeit. Erst während meines Präsidiums trieb ihn das höhere Alter sich zu erleichtern, und das Sekretariat und die Kassenführung übernahmen zwei andere Vereinsglieder, während er von unsrer, in seiner Wohnung aufgestellten, Bibliothek sich noch nicht trennen konnte. Solcher arbeits-

froher, selbstverleugnungsvoll der Wissenschaft und dem Gemeinwohl lebender Männer gibt es wenige.

Die Grundsätze, nach welchen ich mein neues Amt zu verwalten entschlossen war, sprach ich gegenüber den Gliedern der Gesellschaft aus, als ich das Protokoll der Sitzung von 1864 ihnen zusandte. Meine damaligen Worte entsprachen so sehr meinen Entschlüssen und sind von mir in meiner 30 jährigen Amtsführung dermaßen festgehalten, daß sie es wohl verdienen hier wiederholt zu werden.

„1. Einigkeit soll zwischen uns sein, soweit unser Statut die geographischen Grenzen unsres Wirkungskreises zieht. Einzig in dieser Art ist das Band, das die lettisch-literärische Gesellschaft um die Schwesterprovinzen schlingt. — Als Band soll sie ferner gelten und bestehen. Etwaige Differenzen der Provinzen müssen auf dem neutralen Boden unsrer Gesellschaft schweigen. Es ist der Boden literärischen und wissenschaftlichen Strebens, das der Kultur unsres Landvolks dienen will, und wir dürfen daher hier nur höchstens verschiedene Lebenskreise und Verkehrsgebiete — diesseits und jenseits der Düna, — aber keine anderen Interessen kennen, als nur die der Lettenfreunde.

2. Einigkeit soll sein zwischen den beiden Nationalitäten, der deutschen und der lettischen. Die Bedingung dieser Einigkeit ist die Freiheit. Der Nationalitätenfrage, meine ich, müssen wir als Gesellschaft vollkommen fern stehen und daher dem einzelnen Freiheit wiederum gewährend und die lettische Sprache als notwendiges Mittel mit Hilfe der Wissenschaft pflegend, weder eine spezifisch lettische, noch eine spezifisch deutsche, sondern eine humane Kultur unsres lettischen Volks erstreben. Das übrige steht in den Händen der Vorsehung.

3. Eine dritte Einigkeit, die heiligste, hat bisher be-

standen zwischen den verschiedenen Ständen und den verschiedenen Nationalitäten unsrer Lande, auch innerhalb unsrer Gesellschaft, sie bestehe ferner, nämlich die Einigkeit christlicher Gesinnung. Die lettisch-literärische Gesellschaft ist trotz der großen Mehrheit geistlicher Mitglieder allerdings kein theologischer Verein. Wir Pastoren treten gern ihr bei, nicht um theologischer (kirchlicher), sondern um literärischer Interessen willen und wegen der nahen Beziehungen, die gerade uns mit dem Letten verbinden. Aber dennoch soll uns alle ein christliches Moment zusammenhalten, das ist die Liebe, die uneigennützig unsren lettischen Brüdern die Hand reicht und die Schätze unsres Wissens und unsrer Bildung für sie verwertet.

Das soll die Basis unsres Zusammenwirkens sein: Heimatsliebe, der die Düna keine Grenze ist, Humanität, die auch den Geringen achtet und ihn zu wahrer Bildung emporzuziehen sich bemüht, christliche Gesinnung, deren Kern uneigennützige Liebe ist, und das alles in Bezug auf unsre Letten und in ernstem, wissenschaftlichem Sinne."

Diese allgemeinen leitenden Grundsätze für meine Amtsführung und die meiner lieben Kollegen im Direktorium (damals A. Rutkowski, Pastor zu Hofzumberge, G. Vierhuff, Pastor zu Schlock) sagen nichts über die wissenschaftlichen Aufgaben der Gesellschaft, aber sie bezeichnen deutlich die ethischen, sozialen, patriotischen Ziele, denen nachzustreben wir uns für verpflichtet ansahen. Die Stellung war von Anfang an eine durchaus eigenartige und unterschied sich von allen ähnlichen Vereinen im baltischen Lande. Sie war die einzige, welche zwei Provinzen aufs innigste verband, zwei Provinzen, welche infolge einer langen Geschichte ganz verschiedene Ordnungen, Sitten, ja auch Lebensauffassungen besaßen.

Sodann sammelten sich in ihr neben den Deutschen, die als „Freunde der Letten“ („Latweeschu draugi“) die Gesellschaft gegründet hatten, von Jahr zu Jahr in immer größerer Zahl auch Letten, wie deren Bildung durch bessere Schulen gepflegt wurde und wuchs. Nirgends im Lande fand sich ein ähnliches Zusammenleben der beiden Nationalitäten, wie hier, teils bei Gelegenheit der Beratungen während der Sitzung, teils in geselliger Beziehung bei der gemeinsamen Mahlzeit nach Schluß der Sitzung. Dieses Zusammenleben und Zusammenwirken konnte manchesmal wohl gewisse Schwierigkeiten machen, namentlich um nur eins zu nennen, was den Gebrauch der einen oder anderen Sprache betraf, aber hatte einen unleugbaren Segen für die Annäherung der beiden Nationalitäten und für die Verständigung miteinander über mancherlei Fragen von beiderseitigem Interesse. Zu der Berührung einer großen Anzahl von Pastoren, welche zur Pflege der lettischen Sprache und Literatur besonders berufen waren, mit Männern aus dem lettischen Volk, Schullehrern und auch anderen Leuten auf einem Gebiet, welches nicht gerade zum geistlichen Amt gehörte, kam die Berührung auch anderer Stände, sei es des adligen oder des der Literaten mit Letten, gerade in unsren Versammlungen. Zu den Gliedern unsrer Gesellschaft haben wir nicht selten Ärzte, Juristen, Zeitungsredakteure, Gutsherren, hohe Vertreter der Ritterschaften u. s. w. gezählt. Ich bemerke hierbei, daß in Livland schon seit geraumer Zeit Vertreter des Adels und der Bauerschaften in den Kirchspielskonventen zusammen zu tagen pflegten und einen gemeinsamen modus vivendi gefunden hatten; in Kurland aber war ein solcher Verkehr noch etwas ganz Fremdes, und es war gut, daß wir uns an ihn gewöhnen konnten.

Die lettisch-literärische Gesellschaft gewann durch diese

Eigentümlichkeit sogar eine politische Bedeutung, ohne daß wir sie beabsichtigt hätten. Die strebsameren Letten lernten in unsrer Gesellschaft deutsches Wesen kennen, wie sie andrerseits durch die mannigfachen Reformen in der Regierungszeit Alexanders II. und später die Intentionen und das Wesen russischen Geistes kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Die Stellung des lettischen Völkchens zwischen den an Macht und Bildung es weit überragenden Deutschen und Russen bezeichnete einmal der kurländische Gouverneur P. von Lilienfeld, als ich mit ihm und dem kurländischen Landesbevollmächtigten, Baron v. d. Recke-Paulsgnade, im Eisenbahnwaggon von Riga nach Mitau fuhr, wo wir bei einer Festfeier des lettischen Vereins zusammen gewesen waren. Er verglich die Letten mit einem Mägdlein, welches zwei Freier habe, den Russen und den Deutschen. Es käme nun darauf an, für welchen es sich entscheiden werde. Ich bemerke hierzu, daß tatsächlich das Deutschtum auf en Letten in langen Jahrhunderten unz weifelhaft bedeutend eingewirkt hat, daß aber eine subjektive Absicht den Letten zu germanisieren weder stattgefunden hat, noch unter den gegebenen Verhältnissen hat stattfinden können. Eingewanderte Herren haben, wie die Weltgeschichte zeigt, nirgends einen Bauernstand in ihre Nationalität hineingezogen. Das haben nur Bauern an Bauern andrer Nationalität fertig bringen können. Was den anderen Freier anlangt, so sagt dieser allmählich: Und kommst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.

Abgesehen nun hiervon oder auch vielleicht gerade von der immer brennender werdenden nationalen Frage im baltischen Lande, nahm das Interesse des baltischen Publikums an den Jahressitzungen der lettisch-literärischen Gesellschaft in den letzten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts mehr und mehr zu und erreichte in den 80er Jahren wohl seinen

Höhepunkt, und unsre wissenschaftlichen Vorträge waren es wohl nur zu einem geringeren Teil, die solches allgemeine Interesse erweckten. Bei unsren Sitzungen zu Mitau oder Riga füllte sich der Saal des kurländischen Provinzialmuseums oder der des Rigaschen Dommuseums mit einer großen Menge von Gästen aller Stände, und es geschah, was früher niemals geschehen war, nämlich daß die deutsche Presse unsre Präsidial- oder auch Direktorialreden schon in der Nacht vor dem Sitzungstage zu drucken wünschte und drucken ließ, um sie schon am Abend des Sitzungstages ihren Lesern darzubieten. Es versteht sich von selbst, daß die lebhafte Teilnahme sowohl der Gesellschaftsmitglieder als auch des größeren Publikums uns Glieder des Direktoriums in unsrem Bewußtsein hob und zu immer neuer Arbeitsfreudigkeit anspornte. So war es auch meine Sitte im zweiten Teil meiner Präsidialreden nach dem Bericht über den Stand der Gesellschaftsarbeiten, unsre stets im Auge zu behaltenden Aufgaben, über die Schritte, wie wir uns der Erfüllung derselben allmählich näherten, über meine eigne persönliche wissenschaftliche Tätigkeit jedes Jahr einen Blick auf die erfreulichen oder schlimmeren Ereignisse in unsrem Lande, auf die wechselnden sozialen Kulturzustände des lettischen Volks zu werfen, wie sich dieselben auch in der lettischen Literatur darstellten oder durch diese beeinflußt wurden und wie sie sich in dem Auftreten der Partei, die man damals die junglettische nannte, manifestierte. Zugleich hielt ich es für meine Pflicht, meine persönlichen Beziehungen mit Männern der Wissenschaft im Auslande dazu zu benutzen, daß unsre Gesellschaft mit jenen Männern in Verbindung kam und in Verbindung blieb. So hatten wir die Ehre, von dem Jahre 1864 ab hervorragende Gelehrte als Ehrenmitglieder oder als korrespondierende Mitglieder unter uns zu zählen. Beispielsweise nenne ich

Mannhardt-Danzig, Schleicher-Jena, Bezzenberger-Königsberg, Schmidt-Wartenberg-Chicago, Kunik-Petersburg, Gräfin Uwarow-Moskau.

Es wuchs nämlich seit der Mitte des Jahrhunderts das Interesse der außerbaltischen und ausländischen Philologen und Ethnologen an unsrem Volke in dem Maß, daß es wohl kaum dort eine Universität gab, in welcher nicht die lettische Sprache u. s. w. auch berücksichtigt und getrieben wurde, weil sie doch eben ein garnicht unwichtiges Glied in der indoeuropäischen Sprachenfamilie war.

Soll ich nun an dieser Stelle einiges über die Studien mitteilen, zu denen ich mich in der Berührung mit der lettisch-literärischen Gesellschaft hingetrieben fühlte, bei denen ich von der Gesellschaft beständig unterstützt wurde und zu welchen ich die Gesellschaft wiederum anzuregen die Gelegenheit hatte, so müssen wir dieselben in gewisse Gruppen ordnen: 1. sprachwissenschaftliche, dialektologische, literarhistorische Studien; 2. Erforschung der Volkstraditionen (Volkslieder, Märchen und Sagen, Rätsel und Sprichwörter, abergläubische Gebräuche, Mythologisches); 3. historische, prähistorische, archäologische, volkskundliche, kulturhistorische Studien.

1. Sprachwissenschaftliche und damit zusammenhängende Studien.

Meine grammatikalischen Arbeiten waren in der Hauptsache bereits zu Ende geführt, ehe ich an die Spitze der lettisch-literärischen Gesellschaft berufen wurde, und ich habe über dieselben oben im VI. Abschnitt dieser Aufzeichnungen das Nötige berichtet, wie auch darüber, was ich zu den lexikographischen Arbeiten K. J. Ulmanns und G. Brasches habe beitragen können, und wie ich mich leider vergeblich

bemüht habe, dem lettischen Volk aus dem unseligen orthographischen Wirrwarr herauszuhelfen.

Nachzuholen wäre an dieser Stelle ein weniges über lettische Dialektologie. Das Material hierzu war zunächst in der Büttnerschen Volksliedersammlung gegeben, da hier die kleinen Vierzeilen nicht sachlich, sondern nach den Fundorten zusammengestellt waren. Vieles andere boten mir meine Fahrten durchs Land, welche neben anderen Zwecken gerade auch diesen verfolgten. Von solchen Fahrten nenne ich nur zuerst eine, die Düna hinauf bis Kreuzburg und Buschhof, dann durch Kalzenau, Laudohn, Lubahn, Schwaneburg, Oppekaln, Walk, Rujen, Salisburg, Dickeln, Wenden, Pebalg, Erlaa u. s. w. (1863), eine zweite in die Hasenpoth-Edwahlen-Alschwangensche Gegend (1866), eine dritte von Doblen nach Neuenburg, Kandau, Talsen, Usmaiten, Zabeln, Rönnen u. s. w. (1868), eine vierte an die livländische Aa (1872), eine fünfte in den äußersten Zipfel des kurischen Oberlandes nnd dann durch Polnisch-Livland über Rositten, Ludsen, Warklan u. s. w. (1882). Alle diese Reisen gaben mir ein lebendiges Bild von Land und Leuten, und ich kann nicht genug die liebenswürdige Gastfreundschaft und die große Hilfsbereitschaft der vielen werten Männer rühmen, die meine Interessen überall förderten und mir zum Teil treue Freunde für das Leben geworden sind.

Über die Resultate erhielt die lettisch-literärische Gesellschaft jedesmal ausführliche Berichte, in denen ich die Merkmale des nordwestkurischen (tahmischen), des mittlern Dialekts von Niederbartau bis Doblen, Wolmar und Walk und des oberländischen hochlettischen in Ostlivland, in Polnisch-Livland und in der Selburgschen Oberhauptmannschaft von Kurland darlegte. Vervollständigt wurden meine eignen Forschungen durch die Antworten auf genau formulierte Fragebogen, die ich allen Pastoren lettischer Gemeinden

südlich und nördlich von der Düna zugesandt hatte. Gedruckt ist hiervon nichts, aber das Gesamtergebnis habe ich in dem Anhang zu meinem Werk über die Grenzen des lettischen Volks u. s. w. zusammengefaßt und in dem zugehörigen Atlas durch eine Karte vor die Augen gestellt, aus welcher sich ergibt, wie Dialektgrenzen hier und gewiß auch anderswo nicht durch eine einzelne Linie, sondern nur durch eine Summe von einigermaßen nebeneinander laufenden Linien bezeichnet werden können. Jede Varietät, sei es der Laute, sei es der Wortformen, hat ihre eigne Grenze. Für diese einzelnen Linien wählte ich das Wort Isoglossen nach Analogie des Wortes Isothermen.

Zur Erforschung der Sprache eines Volkes gehört auch die Erforschung der Sprachgeschichte. Eine Sprache bleibt nirgends Jahrhunderte lang unverändert stehen. Ein allgemeines Gesetz ist es, daß die Wortformen infolge des steten Gebrauches, namentlich in den Endungen sich abschleifen, kürzen und verstümmeln. Einflüsse benachbarter Sprachen kommen hinzu u. s. w. Wir sehen das z. B. an der interessanten Geschichte der romanischen Sprache, doch auch sonst überall. Im Lettischen führten mich die Dialekte verschiedenen Alters und die Vergleichung mit dem älteren Littauischen auf die Sprachgeschichte. Andrerseits sind die älteren und ältesten Druckwerke eines Volks eine wichtige Quelle für die Kenntnis früherer Sprachperioden. In neuerer Zeit hat man ja in allen Ländern darauf sein Augenmerk gerichtet. So taten auch wir es, und wie A. Bezzenberger älteste littauische und lettische Schriften von neuem herausgegeben hatte und namentlich auch den lettischen Katechismus von 1586 (den ersten Teil des damals herausgegebenen Enchiridion*)), so gab uns das 300jährige Jubi-

*) Littauische und lettische Drucke des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Bezzenberger, Göttingen 1875.

läum der lettischen Literatur im Jahre 1886 Anlaß, das zweite Stück des Enchiridion von 1586, die „Vndeudschen Psalmen vnd geistlichen Lieder oder Gesenge, welche in den Kirchen des Fürstenthums Churland vnd Semigallien in Liefflande gesungen werden," neu herauszugeben. Der preußische Kultusminister von Goßler gestattete mit liebenswürdiger Liberalität, daß die Königsberger Universitätsbibliothek den seltenen Schatz des Enchiridions der Verlagsfirma E. Behre=Mitau und Hamburg zum Abdruck von einigen Faksimiles des Titels u. s. w. darlieh. A. Bezzenberger übernahm die genaue Kollationierung der Korrekturbogen mit dem Original, mir fiel die Abfassung einer historischen Einleitung und einer genauen Erklärung der lettischen Spracheigentümlichkeiten jener Zeit zu.*)

An demselben Jubiläumstage der lettischen Literatur (10. Dezember 1886) gab ich unsrer Gesellschaft in der Eröffnungsrede eine Übersicht über die Entwicklung der lettischen Literatur.**) Alle wahre Kultur eines Volks beginnt da, wo es eine Literatur bekommt. Ohne Literatur ist ein Volk taubstumm. Literatur besaßen Völker schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Erst nach dieser großen Erfindung konnte die Literatur Gemeingut werden.

---

*) Einen ähnlichen Zweck verfolgte im Jahre 1901 die Neuherausgabe der ältesten lettischen Grammatik der Manuductio ad linguam Lettonicam von Georg Rehehusen. 1644. Dieselbe wurde im lettisch=literärischen Magazin gedruckt, und ich wies in einer Einleitung dazu auf die Bedeutung des Büchleins nicht allein für die Geschichte der Grammatik, sondern auf die der lettischen Sprache hin. Denn eine ganze Reihe von uralten merkwürdigen Sprachformen sind in dem Büchlein bezeugt, mögen auch daneben viele Sprachfehler und Irrtümer sich dort finden, die dem Verfasser in jenen ersten Anfängen der lettischen Sprachforschung nicht zum Vorwurf gereichen.

**) Außer im Protokoll auch in der Rigaschen Zeitung 1886 Nr. 287—289, 292 abgedruckt.

Die ersten Literaturwerke eines jeden Volkes, seien es geschriebene, seien es gedruckte, sind wohl überall religiösen Inhalts gewesen, diese kommen dem Bedürfnis aller entgegen und haben die maßgebendste Bedeutung für die Kultur des Volks. Die Reformation Luthers ist die Mutter der lettischen Literatur gewesen. Es gehört nicht hierher, die Entwicklung der lettischen kirchlichen Literatur bis zur lettischen Bibelübersetzung, die Müßigkeit der katholischen Kirche auf literärischem Gebiet im baltischen Lande bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, die Wirksamkeit der schwedischen Regierung, namentlich Gustav Adolfs auf Livland im Vergleich zu der der Herzöge Kurlands aus dem Stamme Kettlers auf ihr Ländchen, die Ursachen, warum erst mit und nach Stender in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die lettische Literatur einen Umfang über die Grenzen des religiösen Bedürfnisses hinaus bekommen konnte, oder gar den Fortgang grammatikalischer und lexikographischer Arbeiten und die bezügliche Mitarbeit der lettisch-literärischen Gesellschaft näher darzulegen, wie es in jener Rede geschehen ist.

Wenige Jahre nach dieser Gedächtnisfeier, die uns den Anfang lettischer Literatur und zwar eben christlich-kirchlicher vergegenwärtigte, mußte die lettisch-literärische Gesellschaft 1889 das 200 jährige Jubiläum der lettischen Bibelübersetzung feiern. Es darf nicht auffallen, daß Luthers Reformation und Luthers Übersetzung der Bibel ins Deutsche zusammenfiel, das lettische Volk aber zu solchem Besitz erst kam, als es bereits ein Jahrhundert der evangelisch-lutherischen Kirche angehört hatte. Luther fand eine für weltliche und christliche Literatur ca. 700 Jahre hindurch gebrauchte und ausgebildete Sprache vor, die er sofort anwenden konnte. Die lutherischen Pastoren in Kur- und Livland mußten erst die Formen und Gesetze der lettischen

Sprache erforschen, mußten eine Orthographie erst schaffen, mußten die brauchbaren Ausdrücke für die christlichen Begriffe erst suchen und finden. Das alles ließ sich in wenigen Jahren unmöglich machen.

Eine andere hochinteressante Tatsache ist an dieser Stelle auch noch zu bemerken, nämlich wie die Stellung des lettischen Volks zur heiligen Schrift sich wesentlich unterscheidet von der des deutschen Volks. Das lettische Volk ist gewiß im großen und ganzen ein frommes und gottesfürchtiges bisher gewesen, aber mit der Bibel ist es nicht so vertraut und verwachsen, wie das deutsche Volk; jenem ist die Bibel niemals ein Volksbuch geworden; es hat mehr indirekten als direkten Einfluß von ihr erfahren. Der Lette hat nicht die Unzahl von geflügelten Worten, von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten oder von Bildern und Gleichnissen aus der Bibel in die Sprache des täglichen Lebens hinübergenommen wie der Deutsche, weil er die Bibel überhaupt weniger gelesen. Das Gesangbuch hat bei den Letten die Rolle gespielt, wie die Bibel beim Deutschen. Der Lette nennt sein Gesangbuch schlechthin grāmata, d. i. Buch, wie die altchristlichen Völker West- und Südeuropas die heilige Schrift schlechthin Bibel, d. i. Buch, genannt haben.

Luthers Reformation und Bibelübersetzung fiel in eine Zeit, wo die religiösen Fragen auf der Tagesordnung waren und sehr lange gerade für Deutschland, ja ganz Mitteleuropa im Vordergrunde blieben und die Gemüter selbst der Massen mächtig bewegten. Außerdem war das deutsche Volk schon im 16. Jahrhundert großenteils leselustig, und eine weltliche antibiblische, gegen das Christentum gleichgültige oder feindliche Literatur verbreitete sich erst viel später, lange, lange nach den Tagen Luthers.

Der Lette hat erst in neuerer Zeit durch die Volks-

schule im großen und ganzen die Lesekunst gelernt und die Leselust gewonnen. Früher, bei geringer Muße, bei geringerem Unterricht durch die Mutter zu Hause und bei der nationalen Neigung zum Gesange genügte im Hause das Gesangbuch als Mittel der geistigen Erquickung und Erbauung, oder auch zum heiligen Zeitvertreib außerhalb des Gottesdienstes. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, wo bei wachsendem Wohlstand und wachsender Schulbildung die vielfach veränderten Lebensverhältnisse mehr Lesestoff beanspruchten, trat dem Bibellesen die Masse anderer Literatur, die der leichten Unterhaltung oder der weltlichen Belehrung oder auch dem politischen Sinne und Streben dient, hinderlich und hemmend entgegen. Dem deutschen Volk ist die Bibel wohl auch nicht mehr in dem Maß Hausbuch wie früher, seitdem Zeitungslektüre, Feuilletonnovellen so ungeheuer um sich gegriffen haben. Der Geschmack ändert sich und verschlechtert sich oft; Romane und Zeitungsklatsch verderben den Geschmack an der heiligen Schrift.

Soviel über die Ursachen, warum das lettische Volk eine andere Stellung zur Bibel eingenommen hat und einnimmt als wie das deutsche Volk. Bei der Feier des Jubiläums der lettischen Bibel bemühten wir uns, darauf hinzuwirken, daß die heilige Schrift trotz all solcher Hindernisse doch noch vielmehr ein Hausbuch unsres Landvolks werde, und das frappante Wort des Ronneburgschen Pastors Sokolowsky, des populärsten geistlichen Redners, den ich gehört, eine Wahrheit werde: balta bībele, melna sirds, melna bībele, balta sirds, d. h. ist die Bibel weiß, so ist das Herz schwarz, ist die Bibel schwarz, so ist das Herz weiß. Die schon oben besprochene Emendation der Sprachform der lettischen Bibel hat eben dahin mitgewirkt, zuletzt ebenso die Weiterführung dieser Emendation bei der Neuausgabe der Quartbibel durch die Pastoren R. Auning und J. Neuland.

2. Die Volkstraditionen.

Sprachforschung ist Wissenschaft. Die Wissenschaft ist international. Reden wir einmal von „deutscher" Wissenschaft nicht als von einem Privilegium etwa der deutschen Nation, brauchen wir das Wort „deutsch" hier in ganz anderm Sinne, nämlich etwa für gründlich, weil allerdings das deutsche Volk besonders reich ist an Männern, die ihr Leben und ihre Kraft gründlicher wissenschaftlicher Forschung mit Erfolg geweiht haben.

Wir sprachen eben auch von christlich-kirchlicher Literatur. Das Christentum und die christliche Kirche sind auch international. Das Reich Gottes, von Christo gegründet, soll alle Völker umfassen und einigen. So kommt es, daß Wissenschaft und Christentum das eine Volk dem anderen darbringt und mitteilt und das eine Volk vom anderen annimmt und lernt. Und es wäre lächerlich, wenn ein einzelnes Volk sich gekränkt fühlen wollte, wenn es Wissenschaft oder die wahre Religion von auswärts empfangen und nicht aus sich selbst heraus geschaffen hat. Es kommen auch Lächerlichkeiten derart vor bei dem Hochmut, der nur auf eignen Füßen stehen will.

Neben diesem allgemein Menschlichen, neben der über allen Nationalitäten stehenden wissenschaftlichen und religiösen Wahrheit gibt es mancherlei und zwar Bedeutendes, was die einzelnen Völker als ein Eigentümliches für sich haben und was die Völker voneinander unterscheidet. In diesem Individuellen liegt die Nationalität. Dazu gehört allerlei Äußerliches und was in die Augen fällt: Wuchs, Gesichtszüge, Haarfarbe, Kleidung, das große Gebiet der Sitte, — oder auch was in das Ohr fällt, Stimmorgan, Laut- und Wortformen der Sprache. Aber alles dieses sind nur Manifestationen der individuellen Volksseele, dieses

geistigen Wesens, und das tiefste Zeugnis dieses letzteren ist der reale Inhalt dessen, was wir Nationalliteratur nennen könnten, nämlich auf einer höheren Kulturstufe des Volks; auf einer primäreren ist dieses geistige Gut noch nicht schriftlich oder im Druck fixiert, sondern lebt nur erst im Munde des Volks, aber ist der lebendige Ausdruck in Sang und Sage dessen, was die Volksseele fühlt, denkt, urteilt, liebt und erstrebt. Die lettisch-literärische Gesellschaft und das Direktorium derselben in den Decennien meines Präsidiums hat sich bemüht, der Wissenschaft und dem Reiche Gottes in kosmopolitischem Sinne zu dienen, wovon das lettische Volk als ein Glied der Menschheit auch seinen besonderen Segen haben mußte, und daneben dem lettischen Volke seine eigentümlichen nationalen Güter, seine Sprache und seine poetischen Traditionen zu pflegen und zu erhalten. Ich nannte oben Nationalliteratur und mündliche Volkstraditionen in Lied oder Sage. Mich forderte einst ein Leipziger Buchhändler auf, welcher eine Reihe von größeren oder kleineren Werken über die Nationalliteratur der einzelnen europäischen Völker herauszugeben im Begriff war, ihm auch eine solche über die Letten zu liefern. Ich mußte es damals ablehnen als etwas vorderhand Unmögliches, denn der größte Teil der vorhandenen lettischen Literatur war im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts von Deutschen geschrieben und bestand wenigstens zu einem großen Teil aus Übersetzungen. Das große Gebiet aber der Volkspoesie war bis dahin nur erst zu einem kleinen Teil gesammelt und noch weniger veröffentlicht, und bessere lettische Originalschriftsteller tauchten erst allmählich auf. —

Wer hat nicht ein Gefühl für den Reiz der Volkspoesie! Da finden wir den einfachsten, natürlichsten, gemütvollsten Ausdruck für das, was in der Menschenseele vor-

geht. Da finden wir den genauesten und richtigsten, nicht dem logischen Geiste entsprechenden, aber das Seelenleben am besten wiedergebenden Sprachausdruck, und die größten Meister der Kunstdichtung haben aus dieser Volkssprache lernen können und müssen. So hat's ein Goethe getan und auf einem anderen Gebiete Martin Luther. Die Sprache ist kein Kunstprodukt, sie kann nicht am Schreibtisch fabriziert werden, sie entsteht im lebendigen Volk.

Meine seit der Jugendzeit begonnenen und immer fortgesetzten eignen Sammlungen von lettischen Volksliedern, Sagen 2c. wurden unter Mitwirkung der lettisch-literärischen Gesellschaft in bedeutendem Maße erweitert. Pastoren und Volksschullehrer, Seminardirektoren und Seminaristen, einfache Bauern in allen Teilen des Landes wurden angeregt und sammelten mit großem Eifer mit. Fragebogen wurden ausgesandt und verteilt, und ein unglaublich reicher Stoff kam allmählich zusammen, Lieder, Märchen, Sagen, Rätsel, Sprichwörter, daneben auch tausenderlei anderes, Sitten, Bräuche, solches, was wir Aberglauben nennen, was der Lette selbst aber mit einem ganz hübschen Worte wezu ljauſchu tizība nennt, d. i. Glaube der alten Leute, zu einem Teil Reste der heidnischen oder auch der katholischen Zeit. Das lettische Volkslied ist nicht episch, sondern nur lyrisch. Die Erinnerung an eine Heroenzeit ist nicht aufbewahrt, und wir wissen nicht, ob es eine solche Zeit hier überhaupt gegeben hat. Littauer und Ehsten sind kriegerischer gewesen, aber was bei diesen Nachbarvölkern von epischen Dichtungen sich findet, ist von moderner Hand mehr oder weniger gemodelt. Eine Spur von Epik, ein Rest von Heldensage findet sich übrigens doch auch bei den Letten im prosaischen Volksmärchen. Aber es bedarf vorsichtig der Kritik. Denn während wir tausende und tausende von echten lettischen

Liedern haben, sind die vorhandenen Märchen nicht alle einheimisch, sondern haben in der ganzen Welt einen Wandertrieb gehabt von Land zu Land, und da finden wir bei unsrem Volk auch manche Märchen, welche sie von den östlichen oder westlichen Nachbaren entlehnt haben. Die gründliche Arbeit der kritischen Sichtung ist noch garnicht begonnen. Dazu müssen sich erst die geeigneten Kräfte finden, welche einerseits das vom Ausland Entlehnte feststellen, andrerseits die moderneren Zutaten aus echt lettischen Erzählungen ausscheiden. Das reiche Material ist von dem Sjuxtschen Volksschullehrer Lerch (Puschkait) in einer Reihe von Heften und Bänden zum Druck redigiert, und ihm habe ich auch meine eignen Sammlungen zur Veröffentlichung übergeben, weil es mir selbst an Zeit dazu gebrach. Ich meinerseits habe mich nur einmal und zwar bei der Feier des 25 jährigen Jubiläums der lettisch-literärischen Gesellschaft über das Wesen des Volksmärchens überhaupt nach dem Vorgang des Meisters Jakob Grimm aussprechen können.*) Nach Hinweis darauf, daß in dem Volksmärchen die Reste uralter Götter- und Heldensagen, also die Reste dessen sich finden, was in früherer Zeit im religiösen Volksglauben und in den Volksepen eine Gestalt gewonnen hat, behandelte ich damals beispielsweise ein einzelnes lettisches Märchen, das von den beiden Buschwächterssöhnen, zu welchem sich Parallelen bei den Germanen und Griechen finden, und deutete seinen mythischen Inhalt. Das Volk stellt in dem Märchen den ewigen Wechsel von Sommer und Winter sich vor. Beiläufig bemerke ich an dieser Stelle den Rat meines verewigten Freundes Mannhardt, der unsre Aufgabe dahin beschränkte,

*) Gedruckt in der Baltischen Monatsschrift. N. Folge. Bd. V. Heft 7 u. 8.

daß wir uns im baltischen Lande mit der Sammlung und Deutung unsrer Märchen und Sagen treulichst beschäftigen, aber uns nicht auf Vergleichung mit den Traditionen andrer Völker einlassen sollten, weil dazu ganze Bibliotheken gehörten, die uns hier garnicht zu Gebote stehen. Damit aber andere draußen, deren Blick einen weiteren Horizont beherrscht, unsre Materialien überhaupt benutzen könnten, täte not, daß wir ihnen dieselben durch gute Übersetzung zugänglich und verständlich machten.

Ich kann nicht umhin hier eines Mannes zu gedenken, der eine Zeitlang in Libau Gymnasiallehrer war. Er war eingewandert und verschwand gottlob bald wiederum von der Bildfläche bei uns. Es war Dr. E. Veckenstedt. Er hatte sich in Deutschland mit Sammlung und Veröffentlichung wendischer Sagen beschäftigt und arbeitete hier auf littauischem (zamaitischem) Gebiet. Er machte aber den argen Mißgriff, seine lettischen oder littauischen Schüler, unreife Knaben, kaum Jünglinge, in den Ferien unter das Volk zu senden, dessen Sprache er selbst nicht verstand. So wurde kritiklos und um dem Lehrer zu gefallen und seine Gunst zu erwerben, für Veckenstedt allerlei aufgeschrieben, dessen Wert oder Unwert zu ermessen derselbe garnicht im stande war. Und so sind die 1882 ꝛc. herausgegebenen Mythen, Sagen, Legenden der Zamaiten für die Wissenschaft wenig brauchbar. Einmal war Veckenstedt in meinem Hause als Gast, und wir waren und blieben in scharfer Fehde über unsre altheidnischen Burgberge, die er wenig kannte, denen er aber mit um so größerer Sicherheit die Bedeutung von Kultusstätten zuschrieb. Ich konnte ihn von dem Irrtum nicht bekehren.

Wir kehren zum Volkslied zurück. Als meine Sammlungen bis zu Ende der sechziger Jahre auf ca. 10000 Vierzeilen gestiegen waren, mit Einschluß der Büttnerschen

wertvollen Sammlung (lettisch-literärisches Magazin VIII.), ich also zu dieser ca. 7000 Liederchen hinzugebracht hatte, mußte an eine Veröffentlichung gedacht werden, und dieselbe sollte zum 50 jährigen Jubiläum der lettisch-literärischen Gesellschaft erscheinen oder wenigstens zu erscheinen beginnen als eine neue erweiterte Ausgabe der Büttnerschen Lieder. Pastor K. Ulmann zu Luhde-Walk übernahm freundlich die Gruppierung und Ordnung der Lieder, nachdem wir uns über die Methode verständigt hatten. Die Lieder sollten nach ihrem Inhalt, nach ihren Beziehungen auf das Familienleben, Liebe, Freie und Hochzeit, auf die Beschäftigungen und Arbeiten (Viehzucht und Ackerbau), auf Freude und Leid u. s. w. zusammengestellt werden, zugleich aber auch nach den Orten, wo sie aufgezeichnet waren, um ein Bild der örtlichen Dialekte zu haben. Bei der Redigierung zum Druck machte ich hier den ersten Versuch einer orthographischen Reform, indem ich das den Letten anstößige Dehnungszeichen h wegließ, dann aber alle langen Vokale in den Haupt- und in den Nebensilben mit einem wagerechten Strichlein versah. Mag dieses Strichlein dem Schreibenden unbequemer sein als das bisher übliche h, weil die Feder immer absetzen muß, dem Gedrucktes Lesenden zeigt es leicht und klar, welche Vokale lang, welche kurz ausgesprochen werden müssen, und ich halte es für eine Fatalität, wenn der nichtlettische Leser hierüber im Dunkel gelassen wird; ich halte es für eine Verarmung einer Literatur, wenn Vokallänge und Kürze nicht mehr bezeichnet werden kann, wie z. B. im Russischen.

Leider kam es nur zum Druck zweier Lieferungen, die etwa die Hälfte meiner Sammlung enthielten. Meine Augenschwäche neben anderen Ursachen hinderte die Fortsetzung. Ich bedauere auch keineswegs den damaligen Stillstand, weil meine Absichten später in viel umfangreicherer und gründ-

licherer Art realisiert worden sind. Der ehemalige Oberlehrer zu Moskau, K. Barons, hat in seinen Latwju dainas (d. i. lettische Volkslieder) ein mustergültiges Werk schon bis zur 10. Lieferung fortgeführt und wird dasselbe hoffentlich trotz seines vorgerückten Alters beenden können. Barons verarbeitet mit Einschluß der schon vor ihm gedruckten Lieder ca. 150 000, sage einhundertfunfzigtausend Vierzeilen, eine staunenswerte Menge, mögen auch darunter eine große Zahl Varianten sein. Als geborener Lette versteht er die Lieder wie es dem Gliede eines anderen Volks kaum möglich ist, schildert Geist und Wesen derselben in einer Einleitung, die das Beste ist, was bisher über die lettische Volkspoesie geschrieben. Damit ist ein wertvolles Besitztum des lettischen Volks vor dem Untergange gesichert, den ihm moderne Schulbildung und Sitte droht, und dem Forscher ein anderweit unersetzbares ethnologisches, kulturhistorisches, philologisches und ästhetisches Material in die Hand gegeben.

Wer diesen Schatz ausbeuten will, muß notwendig mit Sprache und Sitte des Volks genau vertraut sein. Eine Übersetzung ins Deutsche ist unendlich schwer, denn die Beziehungen dieser Kasualgedichte müssen eigentlich immer erst erraten werden. Wie alle echten Volkslieder sind auch diese immer nur fragmentarische Andeutungen und werden erst durch das klar, was neben dem Singen im Volksleben sich ereignet, sei es die Feier eines oder des anderen Festes, sei es die eine oder die andere Arbeit u. s. w. Barons deutet diese Beziehungen in den zahlreichen Überschriften seiner größeren und kleineren Gruppen an.

K. Ulmann hat eine Auswahl lettischer Volkslieder deutsch wiedergegeben und in einem Bändchen (Riga 1874) veröffentlicht. Meinen vergeblichen Versuch, etwas Ähnliches dem deutschen Publikum, durch Illustrationen verständlicher gemacht, darzubieten, habe ich schon oben erwähnt. Nachher

verfiel ich auf einen anderen Gedanken. Manche dieser Vierzeilen eignen sich in ihrer oft fast rätselhaften Kürze gleichsam zum Thema eines längeren Gedichts, in welchem der kurze Gedanke ausgesponnen und variiert werden könnte. Beispielsweise setze ich zwei Proben solcher Variationen und Detaillierung hierher:

Mairegen.

Thema: Lettisches Volkslied.

Lēni, lēni Deewinjsch brauza
No kalninja leijinjâ,
Ne maitāja eewas ſeedus,
Ne arāja gājuminju.

Zu Deutsch:

Leise, leise fuhr hernieder
Gott, der Gute, von Berg zu Tal;
Nicht ein Faulbaum=Blütenblättchen
Ward gestreift und keine Furche,
Wo des Sämanns Fuß gegangen,
Ward geschädigt bei der Fahrt.

Variation.

Es rieselt vom Himmel am Maientag
Der Segen Gottes gemach, gemach;
Er netzet das dürre Erdreich fein,
Der Lenz soll hoffnungsgrün ja sein.

Es türmt keine Wolke sich grau und bleich,
Kein Sturm zerzaust des Baumes Gezweig,
Kein Donner grollet rauh und wild,
Es schmettert kein Hagel das Fruchtgefild.

Die durstige Wurzel trinkt sich satt,
Der Grashalm nimmt ein erfrischendes Bad
Die Knospe schwillt, die Blüte bricht
Mit Macht hervor ans Licht, ans Licht.

Die Schwalbe schlüpft in das trockene Nest,
Das sie sich gebaut am Giebel fest;
Da lugt aus dem Schutz sie mit Äuglein klar
In die Gotteswelt, die so wunderbar.

Die Kinderschar doch in der Stube nicht bleibt,
Mairegen sie in das Freie treibt.
Mairegen macht wachsen schlank und fein,
Die Kleinen möchten ja groß bald sein.

Sie wachsen heran, wie die Bäumlein im Wald,
Sie denken nicht dran, ob die Axt einmal hallt;
Sie wachsen heran, wie die Halme im Feld,
Sie denken nicht dran, ob die Sense bald gellt.

O Maienregen, o Maientag,
Wie rufst du mir wieder im Herzen wach
Die Kindheit so fröhlich, so sorgenlos schön, —
Warum mußte sie doch so schnell vergehn?!

O Maienblüte, o kindlicher Sinn,
Weiche du von der Seele mir nimmerhin,
Ob frisch, ob fahl der Baum belaubt,
Ob braun mir die Locke, ob grau das Haupt.

Ein Maientag kommt, wo die Welt sich erneut,
Wo alles jubelt, vom Tode befreit,
Wo auch aus den Gräbern Leben erwacht,
Und nie mehr droht die Winternacht.

Abschied von Freunden.

Lai es eemu, kur eedamis,
Tās ſemītes man nau ſchēl,
Tā saulīte, tā ſemīte, —
To ljautinjú ween newaid! —

Zu Deutsch:

Muß ich scheiden von der Heimat,
Ist's mir leid nicht um den Boden;
Bleibt mir doch dieselbe Erde,
Bleibt mir doch dieselbe Sonne.

Muß ich scheiden von der Heimat,
Ist mir's leid um treue Augen,
Ist mir's leid um liebe Herzen,
Die nicht mit zur Fremde wandern.

Doch ich wandre nicht alleine;
Denn soweit der Himmel blauet,
Und soweit die Sonne leuchtet,
Gehet mit die Liebe Gottes.

Und von Gottes Geist getrieben
Finden sich auch Menschenkinder,
Die das Gleiche fühlen, streben,
Und die teilen Weh und Freude.

Menschenleben ist ein Wandern,
Ist ein Kommen und ein Gehen,
Ist ein Grüßen und ein Scheiden,
Und es wechseln Lust und Schmerzen.

Wohl dem Wandrer, der zur Heimat
Kehrt und findet offne Arme,
Der zuletzt im Vaterhause
Droben Liebe sucht und findet.

Doch die noch hienieden pilgern,
Die sich warm als Freunde grüßen,
Wenn sie voneinander ziehen,
Sagen sie auf Wiedersehen!

Außer den kurzen Vierzeilen hat der Lette auch noch eine längere Art lyrischer Poesien, die noch einer Bearbeitung bedürfen. Eine längere Zeit hindurch wandte ich diesen meine besondere Aufmerksamkeit zu und fand die einzelnen in einer großen Menge von Varianten, welche oft als eine Reihe von Modulationen verschiedener Kulturperioden, ja, wir können wohl sagen, verschiedener Jahrhunderte sich herausstellten (cf. das weit verbreitete Lied „die Lerche, das kleine Vöglein"). Andere solche, längere Lieder erscheinen als Konglomerate von kleineren Splittern,

welche letztere von heutigen Referenten oder Referentinnen ohne rechtes Verständnis aus dem Gedächtnisvorrat zusammengefügt sind und hier und da den Eindruck von Kaleidoskopbildern machen. Übrigens haben denselben Charakter auch nicht wenige Märchen. Eine Summe oft wiederkehrender Stücke wurzelt fest im Volksgeist. Die frei waltende Phantasie fügt dieselben einmal hier, einmal da, einmal so, einmal anders zusammen wie es sich trifft, wie die Assoziation der Gedanken es gerade veranlaßt. Die kritische Arbeit, die hier zu tun ist, habe ich nicht vollenden können, ein andrer mag sie fortsetzen und vollenden.

Nach den obigen Gedanken über das lettische Volkslied kann ich nicht umhin, zum Schluß ein Wort Shakespeares herzusetzen, welches er dem Herzog von Illyrien („Was Ihr wollt") in den Mund legt und welches den Reiz des Volksliedes gegenüber der modernen Poesie charakterisiert.

Sing noch einmal das Lied von gestern Abend!
Gib acht, Cesario, es ist alt und schlicht;
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben,
So pflegen sie's zu singen, 's ist einfältig
Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit!
— — — — — — — — — — — — — —
Mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr,
Mehr als gesuchte Wort' und lust'ge Weisen
Aus dieser raschen wirbelfüß'gen Zeit.

Es war natürlich, daß die vieljährige Beschäftigung mit dem lettischen Volkslied mich veranlaßte, einzelne Fragen genauer zu behandeln auf Grund des reichen Stoffes, den gerade das Volkslied darbot. Ich erwähne hier einen Essay über das Johannisfest der Letten, (gedruckt in der Baltischen Monatsschrift 1874, Heft 1 und 2). Die Frage ist eine mythologische, daher unten Genaueres hierüber.

Ein anderer Aufsatz, nämlich über die Satire im lettischen Volksliede und in der lettischen Presse, ist wesentlich ethischen Inhalts und schildert die erlaubte und achtungswerte Satire des unverdorbenen Volks in seinen Liedern neben der unedlen, unschönen Satire, durch welche eine Volkspresse sich erniedrigt. Es ist eine Tatsache, daß die Letten eine besondere Begabung und Empfänglichkeit für satirischen Scherz und Witz haben. Das beweisen die zahllosen Neck- und Spottliederchen, welche namentlich die frühere Hochzeitsfeier mit Kurzweil erfüllten, und in denen auch sonst der Übermut und das Gewissen des Volks sich Luft macht. Hier ist die Satire gesund und heilsam, sie züchtigt Torheit und Ungerechtigkeit, so geht sie vom Klügeren und Besseren gegen den Dümmeren und Schlimmeren aus. Jener wirft sich zum logischen oder ethischen Richter auf und gibt diesen dem Spotte preis. Die Liebenswürdigkeit solchen Satirikers überhebt sich nicht, sondern zieht sich selbst in den Kreis derer, die er verspottet. Diese Satire greift nicht die einzelne Person an, sondern das Kollektivum etwa eines Standes oder eines ganzen Volkes oder einer Zeit. Wendet sich die Satire gegen den einzelnen, so wird sie Pasquill oder Injurie genannt. Die Volkslieder bieten eine Menge von Beispielen, die das Obige erhärten und die uns lehren, den alten Geist des lettischen Volks achten.

Die lettische Presse im dritten Viertel des Jahrhunderts atmete zum Teil einen unedleren Geist und hat auf die jüngere Generation nicht guten Einfluß geübt. Eine Hauptschuld trägt hier der Sobgals (= Spötter, Speilzahn), die Beilage des Baltijas Semkopis. Die nähere Charakteristik der hier dem Volke aufgetischten Gewissenlosigkeiten und Unwahrheiten gehört nicht hierher. Wer die Zeichen der Zeit, die damals in der Mitte der 60er Jahre zu Tage traten, kennen lernen will, kann dieselben in dem genannten

Aufsatz (gedruckt im lettisch=literärischen Magazinheft 1879 XVI. 1) nachlesen und wird, wenn er ein Freund des lettischen Volks ist, Wehmut und Abscheu empfinden. Aber dieser Schatten wird das Licht, welches aus dem einfachen Volkslied leuchtet, in den Augen des ideal Denkenden heben.

Wenn in dem lettischen Volksliede sich auch gerade ein Schatz von schöner Volksethik findet, so bietet hiervon das Volkssprichwort noch viel mehr. Es enthält eine Fülle von teils allgemein menschlichen, von teils auch national gefärbten Lebensgrundsätzen, Urteilen über die verschiedensten Lebensbeziehungen, heilsamen Warnungen und Mahnungen. Zur Herausgabe der bei mir aufgespeicherten Sprichwörter bin ich nicht gekommen, und es war das auch minder notwendig, nachdem Oberlehrer Treuland in Moskau sein verdienstvolles Sammelwerk (Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln) veröffentlicht hatte. Bei diesem Werk war Treuland wieder von der russischen Schrift zur lettischen zurückgekehrt und hat dadurch seine Arbeit den Gelehrten des Westens, denen die russischen Schriftzeichen fremd sind, bedeutend zugänglicher gemacht, was ihm als Verdienst angerechnet werden muß.

Die lettischen Volksrätsel haben mich durch ihre Originalität stets sehr angezogen. Dieselben sind ganz eigentümlich, wenn wir sie mit den heutigen deutschen vergleichen, die gewöhnlich in Frageform erscheinen. Die Frageform eines lettischen Rätsels charakterisiert dasselbe als ein unechtes, entlehntes. In der Regel hat das lettische Rätsel die Form eines einfachen Zeugnisses über eine Tatsächlichkeit oder die Form eines einfachen Urteils. Ähnliche Form haben die littauischen, ehstnischen und russischen Rätsel. Die Frage: „was ist das?", die Aufforderung: „rate mein Rätsel!" muß sich der Hörer hinzudenken. Wer kennt in Kurland nicht aus seinen Kindertagen Rätsel wie: Klein,

klein Tonnchen, zweierlei Bierchen (das Ei), oder: Ein kleines eisernes Pferdchen mit flächsenem Schweif (Nähnadel mit Zwirnsfaden). Ein rundes Tausend dergleichen habe ich im Jahre 1881 herausgegeben nebst einer Übersetzung ins Deutsche, Einleitung und erklärenden Fußnoten, zu welchen letzteren eine kompetente Persönlichkeit manche gute Berichtigungen im lettisch-literärischen Magazinheft (1901 Band XX, 2) hinzugefügt hat. Was das lettische Rätsel über das zu erratende Ding sagt, ist wohl meistens als ein Bild und Gleichnis anzusehen, liegt aber für uns germanische und moderne Menschen oft so fern, daß es uns unmöglich erscheint, das Rätsel zu lösen. Der Lette dagegen in seiner andersartigen Denkweise, in seiner Gewohnheit, Gleichnisse zu verwenden, wie die Natur sie ihm so reichlich darbietet, erfindet solche Rätsel und hat seine Lust am Erraten solcher, die ihm noch nicht bekannt sind. Gerade letzteres weiß ich aus dem Hause eines lieben Freundes, des Pastor J. Neuland-Wolmar, der an Winterabenden sein Hausgesinde zusammenzurufen pflegte und sich selbst daran erfreute, mit welchem Vergnügen die Mägde Rätsel aus meiner Sammlung errieten. Wie schwer würde es aber uns werden, „der Herr trägt seinen Knecht" auf den „Rock und sein Flick" zu deuten! Einige andere Beispiele: „die Aussteuerlade steht beständig da, alljährlich bekommt sie einen neuen Deckel" (See und Eisdecke); „eine weiße Wiese, schwarze Rinder, für einen Klugen angenehm zu weiden" (ein gedrucktes Buch oder ein geschriebener Brief); „fünf Balken bauen ein Haus, alle fünf bleiben übrig" (die fünf Stricknadeln und der Strumpf); „fünf Brüder ziehen in den Krieg; einer rettet den anderen und bleibt dabei in des anderen Stelle" (wiederum die fünf Stricknadeln); „ein Zigeuner sitzt auf goldenem Stuhl" (der rußige Kessel auf dem Herdfeuer); „die Großmutter hockt im Winkel, wer

hereingekommen ist, streichelt sie" (der Ofen im Winter); „sechs goldene Blättchen, ein heiliges Kreuz oben drauf (die 6 Arbeitstage und der Sonntag); „man schlägt die Mauer entzwei und findet Silber, man schlägt das Silber entzwei und findet Gold" (das Ei).

Mag es genug sein. Die gegebenen Beispiele zeigen, wie fremdartig die Denkweise des einfachen Volks uns ist, die wir uns die Bildersprache zu einem großen Teil abgewöhnt haben. In den alten Volksrätseln tritt uns noch mehr eine absonderliche geistige Welt vor die Augen als wie im alten Volksliede. Mit wenigen Ausnahmen stammen die lettischen Rätsel ebenso gewiß aus einer Urzeit als wie die der Edda oder die des Alten Testaments, welches Simsons Rätsel berichtet. Sie zeigen uns in der Summe ihrer Aufgaben eine alte, doch nicht mehr rohe Kulturperiode des dichtenden Volkes, sie enthalten aber auch nicht wenige mythologische durchaus heidnische Vorstellungen.

Beispielsweise setze ich ein Rätsel her, welches eine Naturauffassung zeigt, wie sie sich etwa bei den Griechen in deren vorhomerischer Periode gezeigt hat: „Ein hoher Vater, eine breite Mutter, ein toller Sohn, eine blinde Tochter." Das Volk selbst nennt als Lösung: Himmel, Erde, Wetter, Nacht. Eine Variante, wo der Vater nicht „hoch", sondern „klug" genannt ist, nennt als Lösung „Gott". Die erste Form ist älter, weil das Prädikat des Vaters nur eine räumliche Beziehung angibt, nicht eine geistige, die auf eine Person deuten könnte. Die uralte griechische Mythologie nennt Himmel (Uranos) und Erde (Gäa) als die Eltern finsterer gewaltiger Riesen, darunter des Typhon (des Sturmes); die Nacht ist bei den Griechen nach abweichender Denkweise eine Tochter des Chaos. Der Lette nennt den Sturm „toll", weil er Unordnung und Verwüstung anrichtet, und die Nacht „blind" im Gegensatz

zu dem allsehenden Auge der Sonne und weil sie blind macht.

Dieses eine Beispiel genüge, um auf die Volksrätsel als Quelle ältester Mythologie hinzuweisen.

3. Historisches.

Im Laufe der Jahre war meine Person und die lettisch-literärische Gesellschaft, — wir alle waren ja bei den Verhandlungen auf der Jahresversammlung, bei dem freundschaftlichen Verkehr untereinander stets in lebendigster anregend aufeinander wirkender Gemeinschaft, — von den wesentlich formalen sprachlichen, grammatikalischen u. s. w. Forschungen zu einer eingehenderen Beschäftigung mit den Volkstraditionen gekommen. Die letzteren wurden nach Möglichkeit gesammelt und veröffentlicht. Allmählich machte sich hierbei ein neues Drittes geltend. Traten die originellen Zeugnisse der lettischen Volksseele mehr und mehr vor die Augen, so besaßen wir darin eine Quelle, wie sie früher noch nicht zu Tage getreten war, eine Quelle für den realen Inhalt des inneren und des äußeren Lebens eines Volks, des lettischen, hinter welcher alle die Zeugnisse eingewanderter, fremdländischer Chroniken- und Geschichtsschreiber, durchreisender Beobachter oder Forscher, ethnographischer Dilettanten, mochten es auch Menschen- und Volksfreunde gewesen sein, in zweite Linie zurücktreten müssen. Das einzelne Volk sagt in seinen Liedern und Märchen, in seinen Sprüchen und Rätseln, in seinen Sitten und Bräuchen viel mehr und Tatsächlicheres als das Glied eines fremden Volkes über jenes zu sagen im stande ist. Auf jenen nationalen Quellen als auf einem festen Fundamente baut sich jetzt die Wissenschaft der Volkskunde und der Völkerpsychologie auf. Die äußeren Erscheinungen des Volkslebens haben ihren letzten Grund in dem Seelenleben des

Volks. Die Forschung geht allmählich in die Tiefe des Geisteslebens, das Tiefste und Höchste ist das religiöse Leben der Seele, und so arbeiten eine große Zahl hervorragender Männer gerade an der Religionsgeschichte der Menschheit mit den erst in neuerer Zeit gewonnenen Hilfsmitteln.

Bei uns waren unwissenschaftliche, kritiklose junglettische Schwärmer zu bekämpfen, welche Irrtümer und Fabeln preußischer Chronisten über den Kultus der lettischen Altpreußen am frischen Haff ohne weiteres auf die Letten an der Düna übertragen wollten und überdies einen neuen lettischen Olymp mit mehr oder weniger willkürlich erdachten persönlichen Gottheiten bevölkerten, als ob eine solche Mythologie dem lettischen Volk zur Ehre dienen könnte. Beispielsweise nenne ich hier nur die durch die lettische nationale Presse verbreitete Phantasie, der Refrain der Johannislieder: līgō, līgō sei der Name einer Göttin der Schönheit und der Liebe. Nachweisbar aber ist dieser Refrain nichts anderes als eine imperativische Verbalform, welche an derselben Stelle im Hochlettischen rūtō lautet; die beiden Zeitwörter līgōt und rūtōt (d. i. rōtāt) bedeuten schwanken, sich drehen, tanzen, und dieser Refrain in den Johannisliedern deutet auf den Volksglauben, daß die Sonne bei der Sommersonnenwende Sprünge mache. Neuerdings hat Prof. L. v. Schroeder in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien einen Aufsatz über „Lihgo“ veröffentlicht (1902 Band XXXII) und den Volksglauben betreffs des Tanzens der Sonne bei vielen Völkern auch am Osterfest nachgewiesen. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Osterschaukel der Letten mit diesem uralten Glauben in Zusammenhang steht. Dr. Wilhelm Mannhardt hat in seiner kleinen Schrift über die Sonnenlieder der Letten darauf hingewiesen, wie die lettische

Volkspoesie, die zum Teil aus dem heidnischen Zeitalter herrührt, in ihren religiösen Vorstellungen von der Gottheit viel eher auf der Stufe der indischen Veden als auf der Stufe der homerischen Dichtung steht, sofern sie durchaus keine plastisch geformten konkreten Göttergestalten kennt. Wer diesem beistimmt, wird die lettische Volkspoesie viel höher stellen, als derjenige, der sie in eine spätere minder ursprüngliche Entwicklungsstufe irrtümlich herabzieht.*)

Auf dem Gebiete der lettischen Mythologie ist noch unendlich wenig gearbeitet. Zum Druck habe ich meinerseits nur den schon oben erwähnten Essay über das Johannisfest der Letten (1874 in der Baltischen Monatsschrift) veröffentlichen können. Ich charakterisiere dort auf Grundlage der Volkslieder die Bedeutung des Festes als zunächst das eines Hirtenfestes. Die ältesten Bräuche fallen in das Gebiet des Zaubers zum Schutz der Herden und zu Erzielung reicheren Ertrages von den Herden. Daran knüpft sich allmählich allerlei Zauberbrauch zum Besten des Ackers und der Feldfrucht. Zuletzt allerdings spielen die jungen Mädchen ihre Rolle, und das Fest greift ins Menschenleben, und ein Höhepunkt desselben auf Erden ist es, wenn Herz und Herz sich findet und zur Ehe verbindet. Mythologisches ist hier vieles zu finden, Götter kaum, ein Līgō-Gott am allerwenigsten.

*) Scherzeshalber erwähne ich, wie ich im Jahre 1880 Anlaß hatte, einen angeblichen ehstnischen Götzen zu entlarven. Dr. Weske, ein geborner Ehste, hatte den Tönn, dem bei Fennern in Nordlivland Opfer gebracht wurden, für eine Gottheit gehalten. Es war aber nichts anderes, als der heilige Antonius, der Eremit, an dessen Tag im Januar auch Letten in Westkurland noch allerlei Bräuche üben; so gehen z. B. die Fischer an dem Tage nicht zum Fischfang. Die katholische Legende läßt den Antonius den Fischen predigen, weil die Menschen ihn nicht haben hören wollen.

Über meinen Vortrag „das Volksmärchen“ siehe oben S. 336.

Ungedruckt sind geblieben meine reichhaltigen Sammlungen über die lettischen Volksbräuche, zu welchen mich die Schriften des Prof. A. Kuhn früh angeregt hatten, und die ich zum Teil nach der Methode Mannhardts mit Hilfe vieler im Lande verteilter Fragebogen im Laufe von Jahrzehnten zusammengebracht habe. Zum Teil sind sie bereits in Cyklen von mir geordnet worden, wie sich nämlich die religiösen Bräuche und Vorstellungen an den Kreislauf menschlichen Lebens (Geburt und Taufe, Heirat und Hochzeit, Tod und Bestattung) oder an den Kreislauf der Jahreszeiten und Jahresfeste (Wintersonnenwende und Weihnachten, Fastenzeit, Ostern, Georgi, Frühlingsanfang, Sommersonnenwende und Johannis, Herbst und die Speisung der aus dem Leben geschiedenen Seelen, dazwischen eine Menge von besonderen Kalendertagen u. s. w.) angefügt haben. Daran würde sich noch ein Kreis mythischer Wesen schließen, die Laime (das Schicksal), für welche in römisch-katholischer Zeit das Volk selbst in seine heidnischen Lieder höchst interessanterweise die Maria eingeschoben hat, der Leetuwēns, der Alb, der Pūkjis, der Schätze bringende Drache, der Usinjsch, die Frühling bringende Sonne,*) die unter der Erde lebenden swētas meitas, heilige Jungfrauen u. s. w. Auch von dem Teufel im lettischen Volksglauben läßt sich viel sagen. Aber einen lettischen Olymp können wir immer nicht zusammenbringen, und schon die vorchristliche Religion der Letten scheint wesentlich ein primitiver Monotheismus gewesen zu sein, wie die indischen Veden ihn zeigen.

*) Über Pūkjis und Usinjsch finden sich im lettisch-literärischen Magazin treffliche Abhandlungen von Pastor R. Auning-Seßwegen.

An dieser Stelle muß ich meines verewigten Freundes Dr. Mannhardt gedenken und aussprechen, wie herzlich ich es bedaure, daß sein früher Tod (1881) ihn verhindert hat, zu seinen anderen verdienstvollen Forschungen (Baum- und Waldgeister der nordeuropäischen Völker in der urältesten Zeit, Griechische und römische Agrarkulte, mythologische Forschungen; diese letzteren herausgegeben von K. Müllenhoff und Scherer in der Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker) auch die unsrem Lande nahe liegende Arbeit über die historischen Quellen der lettischen Mythologie zum Druck zu vollenden. Alle die Berichte und Zeugnisse deutscher, polnischer u. s. w. Schriftsteller hat er zum Teil mit Hilfe von Georg Berkholz, welcher als Präsident der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands“ verstorben, zusammengebracht und kritisch behandelt. Es fehlte aber, als er selbst aus dem Leben schied, die zum Drucke notwendige Redaktion. G. Berkholz übernahm es, starb aber darüber hin. Das Manuskript kam danach in die Hände des Professor K. Müllenhoff zu Berlin, zuletzt in die des mit schon zu viel Arbeit überlasteten Professor A. Bezzenberger-Königsberg. Unterdessen hat sich die Wissenschaft rasch weiter entwickelt, und die Umarbeitung des Manuskripts erfordert jetzt viel mehr Zeit und Mühe als beim Tode Mannhardts nötig gewesen wäre, und wir vermissen noch immer den reichen Stoff, auf dessen Grund unsre Erkenntnis wichtiger Fragen betreffs menschlichen Geisteslebens weiter wachsen könnte.

Einmal hat Mannhardt meine Besuche bei ihm in Kurland erwidern können. Im Februar 1869 hielt er im Gymnasialsaal zu Mitau einen Vortrag über die Reste des Heidentums in der christlichen Welt. Den Weg nach Doblen machten wir zusammen über Hofzumberge, wo ich

meinem kleinen schwächlichen Freunde die Erdbefestigungen der alten Terwetenburg zeigen mußte trotz der Schwierigkeiten, die der Aufstieg zum sogenannten Zuckerhut durch weiche Schneemassen uns bot.

Der oben erwähnte Präsident der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen, G. Berkholz, hätte nach seiner reichen Gelehrsamkeit und nach der Feinheit seines kritischen Sinnes eine viel größere Bedeutung für die weitesten Kreise gewinnen können, wenn er mehr die Gabe des Schriftstellers gehabt hätte. Man sagt von den Kurländern, sie seien mündliche Menschen und seien rasch zum Reden und zum Handeln, aber langsam zum Schreiben. Der Rigenser Berkholz teilte leider diesen kurischen Fehler. Er hat in andrer Art in seiner Vaterstadt, in der von ihm geleiteten Gesellschaft und auf seine Freunde fruchtbar gewirkt. Als Stadtbibliothekar zu Riga spendete er wertvollen Rat und ausgiebige Hilfe, wo einer zu seinen Forschungen der Materialien und Quellen bedurfte. Einige Stunden mit ihm in seinem Hause zu verplaudern, war ein Genuß und ein geistiger Gewinn. In seinem Hause sammelten sich die hervorragendsten Kapazitäten der Stadt, und ich denke mit großem Vergnügen manchen Abends, den ich in dem Kreise verleben durfte. Berkholz war es auch, der mich in die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde hereinzog.

An meinem Lebensabend geschah es, daß ich mich fast ausschließlich zu landes- und kulturgeschichtlichen Studien wandte. Das war gewissermaßen notwendig, denn allerlei zuvor gesammelte Materialien und hier und da angeregte Interessen forderten eine Vertiefung, Benutzung und Verwendung. Heimatsliebe trieb mich zur Bearbeitung der Heimatskunde.

Schon oben habe ich meine häufigen Fahrten durchs

Land erwähnt, wo ich nebenbei immer auch die altheidnischen Burgberge aufsuchte und mit wachsendem Verständnis untersuchte. Der erste auf diesem Gebiete bin ich nicht gewesen. Der vielseitige livländische Landpastor A. W. Hupel († 1819) hat in seinen Nordischen Miscellaneen einzelne livländische Burgberge beschrieben und auch Pläne der Befestigungen veröffentlicht. Ebenso hat die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst schon in ihren Protokollen des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts ihr Auge auf dieses Stück vaterländischer Geschichte gerichtet. Aus dieser Gesellschaft, welche von Anfang an ein besonderes Interesse unsrem lettischen Landvolk zuwandte, hat sich in den 20er Jahren die lettisch-literärische Gesellschaft gewissermaßen losgelöst und eine selbständige Existenz geschaffen. Der langjährige Sekretär jenes Vereins, J. Döring, hat sich nach der Mitte des Jahrhunderts große Verdienste um die Burgbergforschung erworben. Die Studien dieses Mannes fielen übrigens schon in die Zeit der meinigen. Während J. Döring meist in den Grenzen Kurlands seine Untersuchungen machte, war es der alte Graf Sievers, der in Livland die Wohnstätten der einstigen heidnischen Bewohner und die Reste ihres Daseins aufspürte. Zum Teil begleitete ihn Pastor G. Vierhuff-Wenden und machte auch selbständig manchen glücklichen Fund. Außerdem muß ich als mitwirkende Freunde die Professoren A. Bezzenberger und L. Stieda, die mich ins Oberland begleiteten und auch besondere Touren machten, G. Kieseritzky, Professor am Rigaschen Polytechnikum, Professor R. Hausmann-Dorpat, K. von Löwis of Menar, Ritterschaftsbibliothekar zu Riga, Dr. Anton Buchholtz und cand. hist. N. Busch nennen. So hatte sich eine nicht geringe Zahl tüchtiger Männer verschiedensten Berufes in gleichem Streben gesammelt, Historiker von Fach, Philo-

logen, Mediziner, Mathematiker, Edelleute, Pastoren, dazu eine ganze Anzahl dienstwilliger Volksschullehrer. Die Protokolle und Veröffentlichungen aller unsrer gelehrten Gesellschaften zu Mitau, Riga und Dorpat geben vielfache Zeugnisse von der fruchtreichen Tätigkeit jener Männer im Lauf des letzten halben Jahrhunderts. Das Meiste floß bei mir zusammen, und meine Sorge war festzustellen: wo im Lande liegen die Burgberge, wie beschaffen sind die Befestigungen, welche Burgstellen lassen sich mit solchen, die in Urkunden oder Chroniken genannt werden, identifizieren, was für historische Ereignisse knüpfen sich an die eine oder die andere Burgstelle, welche Sagen leben an den einzelnen Orten? Mehrere Berichte über diese Fragen sind von mir in den lettisch-literärischen Versammlungen teilweise vorgetragen und in den lettisch-literärischen Magazinheften meist veröffentlicht.

Ein in der Baltischen Monatsschrift (1873, XII) gedruckter Essay „Doblen. Ein kulturhistorisches Bild aus Semgallens Vorzeit", stellt den Ort fest, wo die Heidenburg Doblen gestanden, und schildert die Ereignisse, unter welchen dieser feste Platz allmählich in die Hände des Ordens gefallen. Ein Teil dieser kleinen Schrift ist ohne mein Zutun vor den Papst Pius IX. gekommen und zwar auf folgende Weise: Baron G. v. Manteuffel in Riga, ein für baltische und polnische Geschichte warm interessierter Mann, war durch seine Arbeit über Land und Leute in Polnisch-Livland zu mir in freundliche Beziehungen getreten, und wir sahen uns seitdem öfter. Als ich ihn einmal besuche, zeigt er mir ein merkwürdiges Unikum. Er hatte nämlich im Namen seiner katholischen Glaubensgenossen eine umfangreiche Gratulationsschrift zu einem der Jubiläen des Papstes in lateinischer Sprache abgefaßt, eine große Menge von Blättern waren kalli-

graphisch geschrieben, und jedes einzelne Blatt zeigte geschmackvolle Randzeichnungen von Künstlerhand. Alle ehemals katholischen Kirchen, Klöster und Bischofsburgen in Altlivland waren nicht allein ausführlich beschrieben, sondern auch in ihrer alten oder neuen Gestalt, in ihrer Unverletztheit oder in ihren Trümmern bildlich dargestellt. Der Papst hatte das Werk in photographischen Blättern erhalten. Das Original war in des Verfassers Händen und wartet noch immer auf eine Veröffentlichung durch den Druck, wenn das Geld sich dazu einmal findet. Baron M. liest mir nun eine Partie aus dem Werk vor und fragt, ob das meinen Beifall habe. Ich spreche ihm ahnungslos meine volle Zustimmung aus. Er beginnt zu lachen und verrät mir nun, daß das Stück aus meinem Essay über Doblen einfach übersetzt sei. Nun lachten wir beide. Die Stelle, welche v. M. von mir entnommen hatte, war meine Schlußbetrachtung über die idealen Motive, welche den Orden der Deutschherren ins baltische Land geführt hatten. Es war nicht die Abenteuerlust oder der herrschsüchtige Eroberungstrieb, sondern es war der fromme Wunsch, Heidenvölker zu christianisieren unter Aufopferung von Gut und Blut, unter selbstverleugnungsvoller schwerer Mühe und Arbeit, wie der Reimchronist dem Meister Willekin von Schauerburg (V. 10305 ff.) in den Mund legt und selbst wiederholt ausspricht. —

Als zu Mitau im Jahre 1887 eine kulturhistorische Ausstellung veranstaltet wurde, lieferte ich zu derselben Gypsmodelle von den Haupttypen der Burgbefestigungen aus der Heidenzeit und konnte dieselben dem zufällig anwesenden Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch und namentlich seiner Gemahlin erklären.

Zu einer zusammenfassenden Arbeit über unsre Burgberge bin ich leider nicht gekommen, auch ist der Plan des

Herrn K. v. Löwis, mit mir eine vollständige Karte der baltischen Burgberge herauszugeben, noch nicht realisiert.

Einige kleine Spezialitäten aus diesen Forschungen möchte ich aber erwähnen. Rimbert in der Lebensbeschreibung des heiligen Ansgarius erwähnt eine Kurenburg Apulia, die von dem Schwedenkönig Olaf auf einem Kriegszuge in das Kurenland im Jahre 853 erobert sei. Dieses Apulia mit einem heute noch sichtbaren Burgberge zu identifizieren, war jahrelang das Ziel eifrigen Suchens. J. Döring vermutete den Punkt an der Grenze Littauens und Kurlands bei Grösen an der Windau. In den Pfingsttagen 1884 sollte eine Expedition nach Grösen gemacht werden um die Frage, wenn möglich, zu lösen. Selten habe ich in meinem Leben mehr Strapazen erlebt als in jenen Pfingsttagen. Am ersten Feiertag nach meinem Gottesdienst — Fahrt zu einer Haustaufe, 2 Meilen östlich von Doblen. Zwei meiner Knaben begleiteten mich. Von dem Taufhause — zur Eisenbahnhaltestelle Pfalzgrafen, von da in der Nacht 4½ Stationen weit nach Moscheiki, von da zu Wagen ins Pastorat Grösen, wo uns um 3 Uhr morgens ein freundliches Abendessen vorgesetzt wurde. Nach kurzem Schlummer — lettischer und deutscher Festgottesdienst. Nach eiligem Mittagessen — Wagenfahrt nach Bistrams-Grösen, auf welchem Wege über zwei Flüsse gesetzt werden mußte. Dort waren die Freunde aus Mitau versammelt. Die große Gesellschaft machte sich zu Fuß auf den Weg nach Polnisch-Grösen, wo ein alter in der Reimchronik genannter Burgberg, Grese, liegt. Mich traf das tragische Los, mit dem liebenswürdigen Baron Bistram ein ziemlich großes Boot, auf dem die Gesellschaft stromab heimkehren wollte, mehrere Werst stromaufwärts rudern zu müssen, wo unser Kampf gegen das dort gerade reißende Gewässer kein ganz geringer war. Die Nacht im Pastorat gab neue Kräfte, die für

den folgenden Tag sehr nötig waren, denn von früh morgens bis gegen Abend wurde ein Terrain von mehreren Quadratwersten zu Fuß abgesucht, um Apulia zu finden. Ich meinerseits wußte zuvor, daß es dort nicht gefunden werden konnte, und es ward auch nicht gefunden, und doch war der Tag in dem anregenden Kreise der werten Freunde ein schöner.

Aus den Urkunden der Mitte des 13. Jahrhunderts wußte ich, daß in der Landschaft Ceclis, d. i. ungefähr der heutige Kreis Telsch in Zamaiten (Niederlittauen) ein Ort Appule damals gelegen hat, aber es war mir noch unbekannt, wo heute der Ort zu finden sei und ob eine Burgstelle da wäre. Da machte mich die briefliche Mitteilung des Pastor Stegmann zu Gramsden darauf aufmerksam, daß 10 Werst östlich vom Flecken Schoden ein Ort Oppule vorhanden sei und dabei ein echter Burgberg. Die Mitteilung erwies sich als richtig, und die Frage war gelöst. Der lateinisch schreibende Chronist Rimbert mußte Appule in Apulia verändern. Meine Freude über diese Entdeckung, daß ein vor mehr als 1000 Jahren genannter Ort wiedergefunden war, wurde nicht gedämpft durch den Brief meines Schwagers, der mir trocken schrieb, die Entdeckung Amerikas durch Columbus habe eine größere Bedeutung für die Menschheit gehabt. Das ist ja unzweifelhaft; aber es ist eben so unzweifelhaft, daß jede Wissenschaft, also auch die historische, sich durch die Erkenntnis sehr vieler kleiner Tatsachen weiter baut, daß jedes wissenschaftliche Werk eine Mosaikarbeit ist, und daß in einer Kette das kleinste Glied, in einem Gewölbe der kleinste Stein, oft von großer Bedeutung ist, weil ohne dieselben der Zusammenhang fehlen würde.

Als im Jahre 1893 die Moskausche kaiserliche archäologische Gesellschaft ihre alle drei Jahre wiederkehrende Wanderversammlung in Wilna halten sollte, war unter den

zu behandelnden Thematen auch dieses aufgestellt: „Le village d'Apoulé dans le gouvernement de Kowno et la ville finnoise Apulia (853)", und ich fühlte mich veranlaßt eine Arbeit dem Kongreß einzusenden, in welcher ich alles zusammenstellte, was über Apulia zu wissen war, und den Wahn berichtigte, daß es eine finnische Stadt gewesen. Denn es war inzwischen ermittelt, daß die Kuren wohl mehr ein lettisches als ein finnisches Volk gewesen.

Ich komme hiermit auf mein Werk: „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert. Ein Beitrag zur ethnologischen Geographie und Geschichte Rußlands" (Petersburg 1892). Dieses Werk ist neben dem über die lettische Sprache dasjenige, an dem ich mit der größten Liebe und dem größten Zeitaufwand gearbeitet habe. Drei Jahrzehnte sind es wohl gewesen, während welcher „die Grenzen" aus den kleinen Fahrten durchs Heimatland um Burgberge zu suchen, allmählich entstanden sind. Die persönliche Bekanntschaft mit allen Teilen meines Heimatlandes ist ein äußerlicher Hauptfaktor gewesen, welcher es mir ermöglicht hat, gerade diese Arbeit durchzuführen. Mein persönliches Interesse wandte sich diesen Forschungen besonders auch deshalb zu, weil ich hier ein durchaus noch unbearbeitetes Gebiet vor Augen sah. Ich kam mir vor wie einer, der als Pfadfinder durch einen noch unbekannten Weltteil, freilich einen kleinen Weltteil, wandert, oder wie einer, der mit Beil und Hacke im Walddickicht rodet. Das gibt Mühe und Arbeit aber viel Freude, wenn man statt Gestrüpp und Baumwurzeln doch zuletzt ein fruchttragendes Feld erblickt oder auch in der terra incognita vielerlei findet, was menschlicher Betrachtung und Erkenntnis wert ist. Zahllose Historiker arbeiten mit Benutzung von zahllosen Quellen und Hilfsmitteln an der

Darstellung der Geschichte historischer Zeit. Es gibt aber auch eine prähistorische Zeit, die viel länger ist als die historische der Menschheit. Es ist nicht lange her, daß man angefangen hat, auch in die Zeit hineinzuschauen, in welcher die Menschen noch nicht daran dachten oder noch nicht vermochten, irgend etwas über die Ereignisse in ihrem Lande schriftlich aufzuzeichnen. Man hat sinnreiche Methoden gefunden, auch über jene Zeiten etwas Licht zu verbreiten. Man hat dazu mit bedeutendem Erfolge teils die Funde aus uralten Gräbern, teils mit nochgrößerem Erfolge die Sprache der Völker benutzt. Man hat Rückschlüsse zu machen gelernt, Rückschlüsse von späteren Tatsachen auf frühere. Freilich hat überall sorgfältige besonnene Kritik angewandt werden müssen, um sich nicht in Phantasien zu verwickeln. Aber die prähistorische Forschung ist nicht fruchtlos gewesen.

Seit der Knabenzeit war ich ein Freund der Geographie, und auf Landkarten war ich von früh an heimisch. Nun lockte den Mann die Frage: ließe sich nicht eine Karte des Lettenlandes entwerfen, auf welcher die in unsren Chroniken und Urkunden von den ersten deutschen Kolonisten und Eroberern genannten Landschaften richtig abgegrenzt erschienen. Die Karten von Watson, Mellin u. s. w. sind durchaus nicht genau.

Eine andere Frage, die bisher von keinem unsrer Historiker endgültig gelöst ist: was für Nationalitäten saßen einst im baltischen Lande? Wo hausten lettische oder finnische Volksstämme damals, als die Deutschen ins Land kamen, und wie erklärt sich die Siedelung der finnischen Liven an unsren Küsten? Hatten dieselben früher das Binnenland auch besiedelt und waren sie allmählich von den vorrückenden Letten an die Küsten gedrängt, oder waren diese Seeräuber und Fischer von der Seeseite ge-

kommen und hatten sie die Letten gewissermaßen von der Küste verdrängt?

Zur Beantwortung dieser Fragen dienten mir wesentlich die sogenannten Teilungsurkunden aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. In diesen werden aus den einzelnen Landschaften nördlich und südlich von der Düna eine große Menge von Ortschaften genannt, welche je nach der Vereinbarung entweder dem Bischof oder dem Orden als Besitz zufallen sollten und zufielen. Nachdem es zum großen Teil gelungen war, die damals genannten Ortschaften mit heute vielleicht oft anders genannten zu identifizieren, was häufig seine großen Schwierigkeiten hatte, war es ein Leichtes, dieselben auf eine Karte einzutragen und sichere Grenzlinien um die einzelnen Landschaften zu ziehen. Es entstand so ein klares Bild sowohl über die Einteilung des Landes mindestens vor Beginn des 13. Jahrhunderts, wie sich dieselbe ohne irgend einen Einfluß der Deutschen gemacht hatte, als auch über die Art der Besiedelung des Landes, da sich jetzt die befestigten Burgstellen der Häuptlinge und ebenso die unbefestigten Höfe oder Dörfer des Volkes unterscheiden ließen. Außer den Namen von Siedelstätten lag nun aus uralten Grenzdukten ein reiches Material von prähistorischen Fluß-, Morast- oder Waldnamen vor, die zum Teil auch sich auf die Karte einzeichnen ließen. Es mußte dazu aber nun noch eine philologische Untersuchung kommen, aus welcher Sprache die Ortsnamen stammten. Hier waren noch größere Schwierigkeiten zu überwinden, und mochte auch manches Namens Herkunft dunkel bleiben, so ließ sich doch an einer genügenden Menge von sicher zu deutenden Ortsnamen feststellen, ob Letten, bzw. Littauer oder finnische Leute (Liven, Ehsten) dem Ort den Namen gegeben, daselbst gewohnt oder mindestens geherrscht hatten.

So klärte sich die Frage, wo Liven im Lettenlande gehaust, und es zeigte sich auffallend deutlich, daß schon in der prähistorischen Zeit Letten vielfach bis an die kurländische oder lettländische Küste gesiedelt, daß, was ein bedeutsamer Fund war, die Kuren im Windau- und Abaugebiet auf Grund ihrer Ortsnamen und anderer nachweisbarer Sprachreste durchaus nicht ausschließlich Finnen, sondern ebenso auch Letten gewesen seien, daß also der Kurenname garnicht eine Nationalität, sondern sei es auch national verschiedene Leute nach dem Lande, wo sie wohnen, bezeichne.

Das Problem, woher die Liven an unsre Küsten gekommen, konnte ich auf Grund der nun nachweisbaren Siedelungsart der Liven im Kurenlande nur im Anschluß an Y. Koskinen und K. Schirren lösen; sie müssen von der Seeseite eingedrungen sein. Je weiter nach Süden, um so spärlicher werden livische Ortsnamen. An der Grenze von Zamaiten hören sie vollständig auf. Man darf daraus folgern, daß nach Littauen und Preußen zu finnische Siedelungen überhaupt niemals stattgefunden haben.

Ein statistischer Versuch, nämlich die Prozentzahl von finnischem Volk unter den Letten des Kurenlandes festzustellen, führte zu einem interessanten Resultate. Nämlich das Prozentverhältnis der Zahl entschieden finnischer Ortsnamen und entschieden lettischer Ortsnamen, einerseits in der Mitte des 13. Jahrhunderts, andrerseits am Ende des 19. Jahrhunderts, war in der Hauptsache eins und dasselbe, mochte auch die Gesamtzahl der Ortsnamen in jenem Anfang unsrer Geschichte und in der Gegenwart eine sehr verschiedene sein. Das Prozentverhältnis ließ sich für 19 verschiedene Kirchspiele Westkurlands berechnen, und wenn die finnischen Namen unter Dondangen, an der Nordspitze

Kurlands, 6,4 % betrugen, so unter Gramsden an der littauischen Grenze 0 %. Zahlen reden, und die Statistik ist auch bei der Geschichtsforschung nützlich.

Heutzutage will und muß auch die Wissenschaft alles soviel wie möglich zur Anschauung bringen. Zu meinen „Grenzen" war eine Anzahl Karten absolut notwendig. Dieselben wurden von meiner Tochter Martha unter meiner Anleitung sauber entworfen. Eine letzte, die dialektischen Isoglossen, zeichnete mein ältester Sohn.

Zum Ende der 80er Jahre lag das Manuskript druckfertig auf meinem Schreibtisch. Ich wollte aber nicht privatim meine Lust daran gehabt haben. Für die Freunde der Geschichte mußte es gedruckt werden. Aber mit solchen Büchern macht ein Verleger kein Geschäft, wie mit Romanen oder dergleichen, die beliebte Modeschriftsteller alljährlich zum Weihnachtstisch liefern. Akademiker E. Kunik zu Petersburg, mit welchem ich bereits durch einen Besuch bei ihm und durch eine kleine Korrespondenz in Berührung gekommen war, welcher als Autorität für die Erforschung der älteren Geschichte Rußlands und der uralten Beziehungen Rußlands zu den anderen nordeuropäischen Ländern und Völkern galt, hatte mir Aussicht gemacht, daß die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften den Druck vielleicht übernehmen würde. Mitte April 1890 gab ich mein Manuskript auf die Post und versicherte es, weil ich zum Teil nicht einmal ein Brouillon des Manuskripts besaß, für 1000 Rbl. Der Postmeister erschrak; noch niemals hatte er so kostbare Postsendungen durch seine Hände gehen lassen. Auf dem Perron unsres Bahnhofs soll es an jenem Tage ein humoristischer Anblick gewesen sein, wie der Postschreiber vor dem Postwaggon mit gezückter Waffe in der einen Hand und mit meinem Packet in der anderen gestanden habe.

Die Akademie übernahm den Druck unter der üblichen

Bedingung, daß der Verfasser die Hälfte der 500 zu druckenden Exemplare als Honorar bekommen sollte. Erst im Jahre 1892 wurde der mühevolle schwierige Druck beendigt.

Ich muß auch noch mittelst dieser Zeilen einen Kranz dankbarer Anerkennung auf das Grab des inzwischen heimgegangenen Akademikers Kunik legen. Sein lebhaftes Interesse für meine „Grenzen", seine fast 2 Jahre hindurch gehende beständige Fürsorge für den Druck bezüglich auch der kleinsten Kleinigkeiten, seine fortlaufende, ich muß sagen, Mitarbeit an meinem Buch, welche Berichtigungen und Vervollständigungen mir lieferte, und zwar immer unter freundschaftlichstem Gedankenaustausch und zartester Rücksichtnahme, indem er niemals auf eigner Ansicht bestand, sondern immer dem anderen Freiheit der Überzeugung ließ, seine selbstverleugnungsvolle Willigkeit, anderen und der Wissenschaft zu dienen, eigne Zeit und Kraft dabei zu opfern, kann an dem hervorragenden liebenswürdigen Manne nicht genug gerühmt werden. Während des Druckes bekam ich von Kunik wöchentlich 1—2 zum Teil kurze, zum Teil aber auch bogenlange Schreiben mit allen möglichen unsrer Sache dienenden Expektorationen und Exkursen. Als zum Ende des Jahres 1891 meine Augen mehr und mehr unbrauchbar wurden, besorgte Kunik unter ganz besonderer Mühwaltung den Druck der 123 Urkunden, die als Quellen und Belege meiner Forschungen dem Werke beigefügt wurden.

Der im ganzen über 2 Jahre erfordernde sorgfältige Druck war noch lange nicht vollendet, als mir eine ungeahnte Weihnachtsfreude zu teil wurde. Die Kaiserliche Akademie erwählte mich zu ihrem korrespondierenden Mitgliede in ihrer Sitzung am Schluß des Jahres 1890. Diese Ehrung war für mich von um so größerem Werte, als die Stelle, an welche ich trat, früher, wie Kunick mir

privatim schrieb, Jakob Grimm eingenommen hatte; es war das Fach der Linguisten, in welches ich hineingezählt worden war. Ich selbst weiß es am besten, wie groß die Kluft ist zwischen meinem Streben und den Resultaten meiner wissenschaftlichen Lebensarbeit einerseits, und dem, was andere der Wissenschaft zugut haben leisten können andrerseits, und auch bei dieser Zuzählung zu der Reihe hervorragender Größen unseres Reiches und auch des Auslandes habe ich wieder erlebt, was ich seit meiner Jugend wiederholt erfahren, nämlich, daß man mich für verdienstvoller hielt, als ich war. Übrigens helfen solche Erfahrungen zur inneren Stärkung.

Als weitere Belege erwähne ich hier zusammenfassend eine Reihe von sehr freundlichen Anerkennungen und Auszeichnungen, die ich der wohlwollenden Gesinnung meiner Landsleute, meiner wissenschaftlichen Arbeitsgenossen oder meiner Vorgesetzten zu danken habe. Bei der einen oder anderen festlichen Gelegenheit haben mich zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt: Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen zu Riga im Jahre 1869; die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst im Jahre 1877, die littauische literärische Gesellschaft zu Tilsit 1879; die gelehrte ehstnische Gesellschaft zu Dorpat 1888; die ehstländische literärische Gesellschaft zu Reval 1892; die Altertumsgesellschaft Prussia 1894; die kaiserliche Moskausche archäologische Gesellschaft (zum wirklichen Mitgliede) 1896.

Eine ganz besonders große Überraschung erfuhr ich im Dezember 1883, als bei der Jahressitzung der lettisch-literärischen Gesellschaft nach den üblichen ersten Reden und Vorträgen des Präsidenten und der beiden Direktoren Pastor G. Seesemann, damals zu Mitau, gegen die Tagesordnung um das Wort bat und mitteilte, daß die Königsberger

Universitas Albertina mich zum Dr. phil. et magister artium liberalium honoris causa erwählt habe. Das Diplom selbst erhielt ich bald danach mit einem liebenswürdigen Schreiben des damaligen Königsberger Dekans für die philosophische Fakultät, Professor Walter, eines geborenen Livländers.

Von seiten unserer kirchlichen Oberbehörde, des Kurländischen Konsistoriums, ist mir wohl wesentlich für meine Arbeit an der Emendation der lettischen Bibelübersetzung im Jahre 1878 das schöne Ehrenzeichen des goldenen Brustkreuzes erwirkt worden. An meinem späteren Lebensabend wünschte dasselbe Konsistorium mir den Ehrentitel eines Konsistorialrats zu erwirken, wie derselbe früher wohl ab und zu erteilt wurde. In Petersburg fand man das nach den Gesetzen nicht gut statthaft und erteilte mir 1896 den St. Annenorden III. Klasse. Mag ein Orden für Militär- oder Zivilbeamte des Staats seine Geltung immerhin haben, an das Kleid eines Dieners im Reiche Gottes gehören weltliche Orden eigentlich wohl nicht.

Endlich muß ich noch einer Anerkennung dankbar gedenken, die mich nach den betreffenden Erlebnissen ebensosehr überraschte als in der Tat erfreute. Am 10. November 1893 wohnte ich dem 25jährigen Jubiläum des lettischen Vereins zu Riga bei und überbrachte demselben die Glückwünsche der lettisch-literärischen Gesellschaft.

In den 80er Jahren war unser Verhältnis zu der lettischen nationalen Partei kühl geworden infolge von Ereignissen, von denen ich an einer anderen Stelle unten zu reden gedenke, und meine Person hatte mancherlei Angriffe von jener Seite erfahren. Es war aber inzwischen darüber Gras gewachsen, die Gemüter hatten sich beruhigt, die politische Lage unsrer Provinzen hatte dahin gewirkt, die nationalen Fragen besonnener aufzufassen. (Im De-

zember 1890 hatte sich gerade der lettische Verein freundlich an der Feier des Tages beteiligt, wo ich zum 25. Mal die Jahressitzung der lettisch-literärischen Gesellschaft leitete.) Und nun geschah es bei dem erwähnten Fest 1893, daß Rechtsanwalt Großwald, der Präses des lettischen Vereins, neben dem Stadthaupt von Riga, Kerkovius, und neben dem verdienstvollen Herausgeber der lettischen Volkslieder, Oberlehrer Barons, mich zum Ehrenmitgliede des Vereins proklamierte. Dazu kam, daß bei Nennung meines Namens die viele Hunderte zählende Versammlung in allgemeinen Applaus ausbrach. Ich durfte darin sehen, daß meine Bemühungen auf dem Gebiete lettischer Forschungen trotz der Anfeindungen einzelner fanatischer Nationalisten, von den gesunder denkenden Letten anerkannt wurden. Das tat mir auf meine alten Tage wohl.

Noch einmal muß ich zu meinen „Grenzen" zurückkehren und ein Nachspiel erwähnen, welches sich an den Druck derselben anschloß. Ich wurde von meinen Freunden veranlaßt, mich um die Heimburgersche Prämie zu bewerben, welche seitens der Dorpater Universität verteilt zu werden pflegte. Dabei kommen nur solche wissenschaftliche Werke in Betracht, die bereits *gedruckt* sind, und deren Verfasser in Dorpat studiert haben. Vor Ende des April-Monats mußte das Buch eingereicht sein. Es war fraglich, ob bis dahin der Druck der „Grenzen" beendet sein würde, und wenn der Termin nicht eingehalten wurde, so wuchsen die Chancen eines Rivalen, meines verehrten Freundes Professor L. v. Schröder (damals in Dorpat, nachher in Innsbruck, jetzt in Wien), dessen Werk über Sanskrit-Literatur sich um denselben Preis bewarb und ihn auch sicher verdiente. Die Aufregung der beiderseitigen Freunde, und die Spannung, wer den Sieg davon tragen würde, stieg höher und höher. Die Typographie der kaiserlichen Akademie

beschleunigte unter den Einflüssen Kuniks ihre Arbeit nach Möglichkeit, etwas von den letzten Bogen und den Karten wurde nach Dorpat in flüchtigen Abzügen, noch nicht im Reindruck in letzter Stunde befördert und siehe, das Glück wandte sich auf meine Seite. Das Komitee, welches die Entscheidung zu treffen hatte, bestehend aus den Professoren Baudouin de Courtenay und R. Hausmann votierten zu Gunsten meiner „Grenzen", und ich habe mich gefreut, wie gerade seitdem die persönlichen Beziehungen zwischen Prof. L. v. Schröder und mir sich freundschaftlich gestalteten, wo irgend unsre Lebenswege, z. B. auf dem archäologischen Kongreß zu Riga 1896 oder sonst sich begegneten. L. v. Schröders Sanskritstudien lagen mir fern, aber seine mustergültigen ethnologischen Forschungen über die Hochzeitsgebräuche der Ehsten, sein Essay über Christentum und Buddhismus und seine Dichtungen über indische Stoffe u. s. w. haben ihm allgemeine Anerkennung erworben.

Die Methode, welche ich in meinen „Grenzen" befolgt hatte, aus den Ortsnamen eines Landes dessen prähistorische Zustände hinsichtlich seiner Besiedelung durch verschieden sprechende Völker zu ermitteln, trieb mich selbst weiter zu toponomastischen Forschungen, und auch in anderen Ländern, wie namentlich in der östreichischen Monarchie, regten sich, wie ich vernahm, Bestrebungen ähnlicher Art. In Nord- und Mitteldeutschland hat man schon lange, abgesehen von anderen Gründen, aus den slavischen Ortsnamen Sachsens und Thüringens und weiter nördlich bis an den Harz auf einstige slavische Bevölkerung geschlossen. Wie viele interessante Resultate würden vor die Augen treten, wenn einmal alle gegenwärtigen und älteren Ortsnamen sprachwissenschaftlich untersucht und kritisch gesichtet aus den Donauländern und aus der Balkanhalbinsel zusammengebracht wären. Wie viel neues Licht würde sich dann

verbreiten über die Bewegung und die zeitweilige Seßhaftigkeit der gerade dort jahrhundertelang von Ost nach West oder von Nord nach Süd durchwandernden Völker, bis endlich jene Fluten zu verhältnismäßigem Stillstand kamen, bzw. in eine rückläufige Bewegung umschlugen und germanische Stämme von ihrem Wandertrieb und Tatendurst, sei es über die Elbe, Oder und Weichsel ins Preußenland oder über die Theiß in die Karpathen geführt wurden.

Ich unternahm es, wenn möglich alle Namen von Siedelstätten, Flüssen, Seen, Bergen und Wäldern aus Kurland und Südlivland zusammenzubringen, und bin auch durch die Hilfe meiner Amtsbrüder und anderer Personen fast vollständig zu meinem Ziele gekommen. Die Bearbeitung aber des großen Materials muß anderen Händen überlassen werden, wenn sich ein Mann dazu findet, der das sprachwissenschaftliche und historische Interesse dazu besitzt.

Nach Beendigung meiner Arbeit an den „Grenzen“ wandte sich in den 90er Jahren meine Feder einem neuen Stoff zu, der aber andrerseits wiederum recht alt war. Heutzutage sieht man ja mit Recht die politische Seite der Völkergeschichte nur als einen Teil der Geschichte an und man betont immer mehr und mehr neben der politischen Entwicklung mit Recht ihre Kulturentwicklung. Nun sind hier wie überall die Anfänge ebensowohl das Rätselhafteste als das Interessanteste. Man steigt heutzutage in die prähistorische Zeit hinauf um nicht allein die uralten Formen des Volksseelenlebens, sondern auch die äußeren Lebensformen eines Volks gründlich kennen zu lernen. Das innere Leben des Menschen zeigt sich ja auch wesentlich in seiner äußeren Betätigung. Der Charakter eines Volks tritt gerade hervor in der Art wie dasselbe wohnt und sich kleidet, wie es ißt und trinkt, wie es sich vergnügt oder wie es

arbeitet, welche Gerätschaften und Werkzeuge es hatte, u. s. w. Die jüngere Zeit stellt uns das alles vor die Augen; wie erfahren wir etwas hierüber aus der Urzeit?

Man hat schon bisher viel in den Gräbern aus längst vergangener Heidenzeit gesucht, und es hat sich eine tymbologische Wissenschaft herausgebildet; ganze Museen sind mit Gegenständen gefüllt, mit Gefäßen, Geräten, Waffen aus einer Periode, die uns gar keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen hat. Ich meinerseits habe mich zu diesen Forschungen nicht besonders hingezogen gefühlt und habe nur gelegentlich ausnahmsweise alte Heidengräber geöffnet, z. B. an der Abau gegenüber Candau, wo wir durch einen Grabhügel einen 5—6 Fuß tiefen Graben mit senkrechten Wänden durchgezogen hatten, und ich bei der Untersuchung der Seitenwände vom Sande bis an die Brust verschüttet wurde. Meine Freunde mußten mich buchstäblich herausgraben, denn an den Armen mich heraus zuziehen war nicht möglich.

Es gibt noch einen anderen Weg, den versuchte ich zu verfolgen, nämlich zu erforschen, was von uralten Geräten, Bauten u. s. w. bei primitiveren Völkern sich heute noch findet, und daraus Schlüsse zu ziehen betreffs der Kulturstufe prähistorischer Zeit. Indem ich diesen Weg bei den Letten ins Auge faßte, fand ich gerade hier eine auffallend geringe Benutzung oder oft gar keine Benutzung von Metallen.

Die Dichter sprechen von einem goldenen, silbernen oder eisernen Zeitalter, und das ist vielleicht nicht bloß Poesie und Gleichnisrede, denn die Bearbeitung des Eisens erfordert die größere Feuerhitze und eine geschicktere Kraft. Gold und Silber nebst Kupfer ist leichter schmelzbar, und in den damit gesegneten Ländern finden wir gerade sehr früh schon Reichtümer an edlen Metallen und an Ge-

fäßen und Schmuck daraus. Ich erinnere an Ophir (in Südafrika), Altgriechenland und Peru.

Die überhaupt an Metallen ärmeren Länder nötigten die Menschen anderes Material zu suchen, und ein solches bot der Wald, am längsten da, wo ein minder ausgedehnter Ackerbau den Wald ungestört ließ, wie das bei uns im Norden geschehen ist. Diese Gedanken leiteten mich auf die Untersuchung, wie die Letten das Holz zu ihren Lebensbedürfnissen benutzt, wie sie durch Holz das von anderen Völkern früher bearbeitete und gebrauchte Eisen ersetzten, und so entstand eine neue Arbeit, in welcher ich die Bauten der Letten, ihr Mobiliar, ihre häuslichen Geräte zum Kochen, Backen, Brauen, ihre mannigfaltigen größeren und kleineren Gefäße, ihre Geräte zu weiblicher Handarbeit (Weben und Spinnen), zum Ackerbau, zum Fahren und Reiten, zu Jagd und Fischerei, ihre Boote zu Fluß- und Seefahrt u. s. w. möglichst vollständig zu behandeln begann und zu einem großen Teil behandelt habe. Bei meinen vielen Fahrten und Reisen durchs Land hatte ich auf all diese Dinge immer geachtet, in der früheren Zeit manche Zeichnungen gemacht, in späterer Zeit viele solche Gegenstände in natura gesammelt. Auch bei dieser Untersuchung erhielt ich von vielen Seiten auf meine Fragen Mitteilungen, Beschreibungen, Zeichnungen und altertümliche Holzgeräte selbst oder Modelle davon. Es läßt sich in vielen Fällen eine Geschichte schreiben, wie sich der Hausbau und manches Gerät im Lauf der Jahrhunderte verändert, ich pflegte aber die historische Entwicklung gewöhnlich nicht von ihrem Anfange an darzulegen, sondern ging meist von dem Heutigen aus und stieg dann in die Vorzeit hinauf, so weit wie ich konnte. In vielen Fällen gelang es eine merkwürdige Reihe von Stufen nachzuweisen, welche dann auch, soweit reales Material vorlag, von meiner

Tochter Martha in anschaulicher Zeichnung dargestellt werden konnten.

Ich kann nicht umhin den Namen des Herrn Dr. Obst mit Dank zu nennen, dessen große Verdienste um die Gründung und Leitung des Leipziger Völkermuseums bekannt sind, und mit welchem ich öfter in freundschaftlicher Korrespondenz gestanden, nachdem ich dem Museum bei dessen ersten Anfängen hübsche Stücke lettischer Trachten hatte zuwenden können und nachdem wir beide bei den Studien über die Witebskischen Hochletten nur brieflich, leider nicht persönlich, zusammengetroffen waren.

Soll ich noch beispielsweise einiges von meinen Funden aus der lettischen Holzzeit, wie man sie nennen könnte, erwähnen, so nenne ich die Tatsachen, daß der Lette in den abseits gelegenen Teilen des Landes fast bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts Gebäude, selbst Wohnhäuser gebaut hat, ohne ein Stück Eisen.*) Weit verbreitet sind bei uns zum Teil bis heute ganz hölzerne sehr sinnreiche Türschlösser der mannigfaltigsten Art gewesen. Als ich dergleichen gefunden, fragte ich bei der Verwaltung des germanischen Museums zu Nürnberg an, ob im deutschen Lande ähnliches vorkomme. Man antwortete mir: nein, aber bald darauf erfuhr ich durch Prof. Bezzenberger von ähnlichen Funden in den Rheinlanden und ebenso durch P. Rosegger, daß Holzschlösser in den Alpen nicht selten seien. Gefäße aus gehöhltem Holzklotz hat es vielerlei gegeben, Wagen oder Schlitten ohne das geringste Eisenwerk; Schlittensohlen hat man um sie haltbarer zu machen,

*) Gedruckt ist aus meinem Manuskript bisher nur im Globus Bd. 72, Nr. 24 (1897): Das lettische Wohnhaus in der Mitte des 19. Jahrhunderts. (Darin findet sich eine Geschichte der lettischen Küche seit der ältesten Zeit.)

mit besonders hartem Holz statt mit Eisenschienen unten belegt. Als eiserne Kessel noch nicht so leicht käuflich waren wie heute, hat das lettische Weib in Holzgeschirren mit Hilfe glühend gemachter Steine das Essen gekocht (z. B. noch im 17. Jahrhundert), ja heute noch wird in ähnlicher Weise das Malzmehl im Maisch bei Bereitung des Hausbieres gar gekocht. Ebenso hat Baumrinde Dachdeckungsmaterial und Lindenbast den Hanf oder Flachs zu Stricken u. s. w. ersetzt. An dieser Stelle mag es mit dem wenigen sein Bewenden haben.

Wie die Sprachforschung bei kulturgeschichtlichen Untersuchungen eine wesentliche Hilfe darbietet, belege ich damit, wie auf diesem Wege sich nachweisen läßt, daß der Lette alle Böttchergeräte und alle vom Böttcher gefertigten Holzgefäße von den Deutschen nach deren Einwanderung gelernt hat und vor dem Jahr 1200 ohne dergleichen hat auskommen können.

In die Zeit dieser meiner kulturgeschichtlichen und zugleich archäologischen Studien fiel der archäologische Kongreß, welchen die kaiserliche Moskausche archäologische Gesellschaft im August 1896 nach Riga berief. Eine Frucht jener konnte diesem dargeboten werden in dem lettisch-literärischen Magazinheft desselben Jahres, in welchem Studien aus dem Gebiete der lettischen Archäologie, Ethnographie und Mythologie abgedruckt waren („die alte Waldbienenzucht der Letten“ und „die nationalen Getränke der alten Letten“, beide Stücke aus meinem Werk über die lettische Holzzeit, wo in Anknüpfung an die Holzgefäße des Volks auch allerlei damit Zusammengehöriges hineingearbeitet worden war, u. s. w.). Andrerseits wurden meine Arbeiten während der Kongreßwochen durch die vom lettischen Verein zu Riga veranstaltete kulturhistorische

Ausstellung unterstützt, indem aus allen Teilen des Landes zum Teil uralte interessante Gegenstände zusammengebracht waren, welche den Grundstock zu einem künftigen lettischen kulturhistorischen Museum bilden werden. Die liberale Municenz der Stadt Riga, die in ihrem trefflichen Dommuseum keinen Platz für diese Gegenstände hat, wird, wie in Aussicht steht, einen wertvollen Bauplatz für ein von den Letten selbst zu erbauendes Museum in der Nähe des neuen chemischen Laboratoriums und des zweiten städtischen Theaters gewähren, gerade wo 1896 die lettische ethnographische Ausstellung stattfand.

Der archäologische Kongreß von 1896 war für die baltischen Provinzen ein Ereignis von großer Bedeutung. Die geistigen wissenschaftlichen Kräfte unsres Landes wurden zu mannigfaltigster Arbeit und zu nicht geringen Leistungen angeregt. Die Achtung und Ehre der deutschen Reichsuntertanen und unsre wissenschaftliche Stellung im Reich wurde vor den Augen der russischen Intelligenz außerordentlich gehoben, das Zusammenwirken der Deutschen und Letten bei dem Kongreß war so wohltätig für unsren inneren Frieden, daß das Jahr 1896 in der baltischen Geschichte ein denkwürdiges bleiben wird. Ich erlaube mir daher namentlich aus der minder bekannten Vorgeschichte des Kongresses einiges nach meiner persönlichen Erfahrung hier zusammenzustellen. Der historische Sinn fragt mit Recht nicht bloß nach den Ereignissen selbst, sondern auch gerade *wie* sie entstanden.

Professor A. Bezzenberger hatte 1893 den Wilnaer archäologischen Kongreß besucht, kam Mitte August auf seiner Heimreise zu mir nach Doblen und teilte mir den zu Wilna gefaßten Beschluß mit, daß nach drei Jahren auf besonderen Wunsch seiner Majestät der Kongreß in Riga tagen werde. Politik sei dem Kongreß in Wilna

fremd geblieben, und die Gräfin Uwaroff, der Präsident der Versammlung, sei sehr liebenswürdig gewesen. Bezzenberger bot uns zugleich zur wissenschaftlichen Ordnung einer Ausstellung von prähistorischen Altertümern in Riga seine Dienste und Mithilfe an. Die Ausstellung in Wilna sei schlecht geordnet gewesen. Mir bewegten die Schwierigkeiten, die der Kongreß in Riga uns machen würde, Kopf und Herz; denn wir mußten sprachlich in die peinlichste Lage kommen, andrerseits aber durften wir nicht passiv der Zukunft entgegengehen, wenn uns unsre Heimat lieb war. So meldete ich sowohl bei der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zu Mitau als auch bei der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, zu deren Sitzungen Anfang September einen Vortrag an, in welchem ich den bei uns herrschenden pessimistischen Stimmungen entgegentreten und mutige Entschlüsse in Beziehung auf den bevorstehenden Kongreß wenigstens vorbereiten wollte. Mein Vortrag wurde in Mitau und Riga, am letzteren Ort nicht im Plenum, sondern in der Direktorialversammlung gehört. Ich legte klar, welche Stellung wir zum Kongreß einnehmen müßten. W e n n der deutschen Sprache Konzessionen gemacht würden, dann gälte es energische Mitarbeit viribus unitis. Alle wissenschaftlichen Vereine des baltischen Landes und auch weitere Kreise müßten zusammen wirken, auch die Letten müßten herzugezogen werden. Alle Museen und ebenso Privatsammlungen müßten ihre Schätze zur Ausstellung hergeben.

Sollten der deutschen Sprache keine Konzessionen gemacht werden (was meine schwarzsehenden Freunde eben für das Wahrscheinliche hielten nach den Erfahrungen in Wilna, nach den Paragraphen des für Wilna ministeriell bestätigten Statuts, nach den in unsrer hiesigen russischen Presse bereits geäußerten freudigen Hoffnungen über die

politischen Wirkungen eben des Kongresses), so wäre doch energischste Arbeit unsre Pflicht um 1896 dem Kongreß ein großes archäologisches Material vor die Augen zu stellen, mochten wir auch selbst notgedrungen draußen stumm stehen bleiben. Wir mußten in jedem Fall zeigen, daß wir Deutschen hier noch nicht tot wären, sondern noch lebten. In kurzem müßten deshalb Delegierte aller unsrer gelehrten Vereine hier zusammenkommen, um in dieser Richtung Beschlüsse zu fassen. Wir wären das der Ehre unsrer Provinzen schuldig und müßten offenkundig zeigen, welche Güter, die wir noch besitzen, in Gefahr ständen uns verloren zu gehen.

Die Herren in Mitau äußerten sich zunächst wenig, wollten sich aber den später in Riga gefaßten Beschlüssen anschließen. In Riga sah man dem Kongreß durchaus ohne Hoffnung entgegen und meinte, wie in Wilna würde man auch hier den Gebrauch der deutschen Sprache wohl nur Ausländern gestatten. Präsident Baron Bruiningk wollte die ganze Frage dem Verein selbst erst vorlegen, wenn sie sich mehr geklärt hätte und teilte einen Brief des Professor Stern aus Odessa mit, welcher, offenbar im Auftrage aus Moskau, sondierte, welche Stimmung bei uns herrsche und welche Bedingungen wir etwa für unsre Mitwirkung zu stellen beabsichtigten. Durchaus dunkel war auch noch, ob und wie die Letten mit uns für den Kongreß zu arbeiten bereit sein würden.

Meine damals mit A. Buchholtz und Prof. R. Hausmann geführte Korrespondenz, oder richtiger gesagt, die Antworten dieser beiden vortrefflichen Männer an mich charakterisieren die Stimmung und die Lage. Der erstere, welcher nachher die Hauptarbeit an der Ausstellung leistete und das Hauptverdienst für das glänzende Gelingen derselben sich erwarb, war damals so von Zweifeln und Sorgen

gedrückt, daß ein Entschluß zur Arbeit für den Kongreß noch garnicht in seiner Seele Raum fand. Der andere gab in dem Brief d. d. 17. September 1893 ein schönes Bild von den umfassenden stillen Studien, denen er sich zur Aufhellung der baltischen Geschichte schon lange gewidmet hatte, und von den reichen Gedanken, die er für den Kongreß in seinem patriotischen Geiste sofort bewegte. Hausmann war es, welcher zu dem meisterhaften, von A. Buchholtz verfaßten Ausstellungskatalog eine ebenso meisterhafte Einleitung geschrieben. Ende September drängte es mich, weitere Aufklärung der Situation für mich selbst zu suchen, und ich schrieb direkt an die Gräfin Uwaroff. Ich legte ihr offen unsere Hoffnungen und Befürchtungen vor und zeigte, wie wir infolge unsrer Geschichte und rechtlichen Verhältnisse auf deutschen Gymnasien und deutscher Universität die russische Sprache zu beherrschen nicht haben lernen können, daß aber unsre sieben gelehrten Gesellschaften einen Fond von tüchtigen Männern und Arbeiten besäßen, die dem Kongreß dienen könnten, wenn ein Modus der sprachlichen Verständigung gefunden würde. Nur dann würde der Kongreß hier diejenige Unterstützung finden, die er notwendig braucht, und wie er nur dann die wissenschaftliche Anregung geben kann, die wir von dem Kongreß für uns wünschen.

Noch ehe die Antwort der Gräfin kam, wurde ich Anfang Oktober zu einer überraschend schnell berufenen Versammlung der Delegierten unsrer gelehrten Vereine geladen. Mitau war vertreten durch Oberlehrer H. Diederichs, Dorpat durch L. v. Schröder, Reval durch Oberlehrer O. Stavenhagen. Wir saßen im Dom-Museum mit dem Direktorium der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde. Durch Prof. Stern vermittelt, kam die Mitteilung aus Moskau, daß es mit der deutschen Sprache gehen würde. Wir einigten uns auf die Forderung, daß in allen baltischen historischen

Fragen der Gebrauch der deutschen Sprache uns gewährt werden müsse. Gegen die Führung der Protokolle in russischer Sprache hätten wir nichts einzuwenden, wenn wir die richtige Wiedergabe unsrer Gedanken kontrollieren dürften. Würde die deutsche Sprache uns nicht zugelassen, so würden unsre gelehrten Gesellschaften Jahreshefte pro 1896 mit möglichst wertvollen Arbeiten veröffentlichen, sich selbst aber als solche am Kongreß nicht beteiligen. Die einzelnen Gesellschaftsglieder seien natürlich ungebunden.

In der zweiten Hälfte des Oktober wirkten zwei Briefe der Gräfin Uwaroff klärend und ermutigend auf die bedenklichen Gemüter. An Baron Bruiningk äußerte sie sich dahin, daß der Kongreß keine Politik, sondern Wissenschaft treibe, die Balten möchten bei der Gelegenheit auch keine Politik treiben, sie wolle alles friedlich und zur Zufriedenheit arrangieren. In dem Brief an mich äußerte sie sich direkt über die Sprachenfrage offenherzig und deutlich. Der Brief ist so liebenswürdig, daß ich ihn wörtlich hier mitteilen muß und darf:

15. Oktober 1893.

Herr Pastor!

Erlauben Sie mir, mich freundlichst für Ihren Brief und die Offenheit Ihrer Darlegung zu bedanken, ich glaube aber, da wir doch alle unsrem Kongreß einen glänzenden Erfolg wünschen, daß wir uns sehr leicht verständigen werden: wir Russen werden uns die Mühe geben, die deutsche Sprache zu sprechen und zu verstehen; Sie Deutschen werden sich die Mühe geben, so viel wie möglich das Russische zu verstehen.

In jedem Fall, da wir nur wissenschaftliche Arbeiten im Auge haben müssen und keine Politik treiben wollen,

so müßten wir uns verständigen, und ohne zu vergessen, daß wir Russen sind, wollen wir schon den baltischen Provinzen eine brillante Anerkennung ihrer Leistungsfähigkeit, die wir sehr gut kennen, geben. Ein russischer Kongreß muß russisch sprechen, aber Sie tun uns unrecht, Herr Pastor, wenn Sie sagen, daß die früheren Kongresse ausschließlich russisch gearbeitet haben. Wir haben das Recht eben so gut französisch als deutsch zu sprechen, und wir haben es auf fast allen Kongressen getan, wenn Franzosen und Deutsche da waren und Vorträge mitgebracht hatten. In Wilna haben wir zum Beispiel Ihren Vortrag über Apulia nicht lesen können, weil es zuviel Mitglieder gab, die Vorträge mitgebracht hatten, aber Ihr Vortrag wird in den Arbeiten des Kongresses gedruckt werden.

Ich habe schon dem Herrn Minister geschrieben, um seine Erlaubnis zu bekommen, uns in Moskau am Anfang Januar zu versammeln; wenn ich seine Antwort bekommen haben werde, schreiben wir allen gelehrten Gesellschaften in Rußland um sie zu bitten, wie es sich für jeden Kongreß macht, Mitglieder nach Moskau zu senden, um das Programm für den Kongreß in Riga auszuarbeiten. Wenn das geschehen sein wird, werden wir hoffentlich unsre gegenseitige Bekanntschaft gemacht haben und werden ruhiger für den Kongreß weiter arbeiten können. Etwas später, gegen Frühling, kann ich nach Riga fahren, um noch engere Bekanntschaft mit Ihren Gelehrten zu knüpfen, und so wird die Sache geordnet und ruhig und glücklich zum Schluß gehen. Ich kann sie versichern, daß ich und unsre Gesellschaft den besten Willen haben, uns zu verständigen und alles am besten und friedlichsten zu arrangieren. Ich grüße freundlichst den Herrn Pastor, hoffe die Ehre zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen und bitte mir zu verzeihen,

wenn ich zu frei und mit zu viel Offenheit gesprochen habe.

Gräfin Uwaroff.

Die Gräfin macht den feinen und artigen Unterschied, daß „die Russen sich die Mühe geben werden (auf dem Kongreß) die deutsche Sprache zu sprechen und zu verstehen, und die Deutschen werden sich dieselbe Mühe geben, so viel wie möglich das Russische zu verstehen"; sie macht also an die Balten geringere Ansprüche als an ihre eignen Landsleute, und hat in dem ganzen Brief ein freundliches Programm aufgestellt, welches sie vom Anfang bis zum Ende so fein und geschickt durchgeführt hat, daß wir Balten der verehrten Dame nicht genug Anerkennung und Dankbarkeit zollen können.

Nachdem die Sprachenfrage in der Hauptsache geordnet schien, hielt ich es für meine Aufgabe, namens der lettisch-literärischen Gesellschaft, zunächst mit dem Sekretär derselben, meinem teuern H. Seesemann (Pastor zu Grenzhof) zu beraten, wie der lettische Verein zu Riga passend zur Mitwirkung für den Kongreß herbeigezogen werden könnte. Wir hätten ja selbst versuchen können, eine lettische ethnographische Ausstellung zu veranstalten. Es schien aber richtiger, ein solches Werk den Letten zu überlassen. Sie waren nun bereits ein Faktor im Lande geworden, den zu beachten die Gerechtigkeit erforderte; sie waren nun reifer und besonnener, seitdem sie mehr und mehr erkannten, daß ihre früheren Hoffnungen, eine große nationale Rolle einmal zu spielen, in das Gebiet der Träume gehörten. Es schien der lettische Verein zu solcher Aufgabe ebensowohl die geistigen Kräfte als auch die pekuniären Mittel dafür zu besitzen. Die Ehre und die Freude wollten wir den Letten durch eine Rivalität nicht

verkümmern, wollten im Gegenteil ihnen behilflich sein, namentlich mit Ausstellungsobjekten und, wenn sie wollten, mit Rat und Tat. Ein Programm für eine solche Ausstellung entwarf ich. Unser Plan wurde von den Männern, die unsre Landespolitik leiteten und an der Spitze unsrer gelehrten Gesellschaften standen (A. v. Heyking, R. v. Hörner, H. v. Bruiningk und A. Buchholtz), durchaus gebilligt.

Der lettische Verein war damals noch ganz unvorbereitet, und Konsulent A. Waeber, mit dem wir zuerst verhandelten, wurde von unsrem Plan einer ethnographischen Ausstellung sympathisch berührt, wurde für denselben warm und versammelte eine Anzahl seiner maßgebenden Freunde, namentlich Vertreter der lettischen Presse, mit H. Seesemann und mir zu einer Abendgesellschaft in seinem Hause, wo wir in Harmonie die Sache genauer durchsprachen. Bald hiernach fiel das Jubiläum des lettischen Vereins, von welchem ich oben einiges berichtet habe. Die Letten haben die drei Jahre mit patriotischem Eifer und Fleiß benutzt, und durch ihre Ausstellung sich Ehre erworben und haben Gelegenheit gehabt, von seiten der Deutschen wohlwollende Hilfe und Freundlichkeit zu erfahren. Es war mir lieb, bei solchem Friedenswerk mithelfen zu können.

Der August des Jahres 1896 kam heran, nnd die baltische Metropole füllte sich mit über 600 Kennern und Freunden der Archäologie aus unsrem großen Reiche und auch aus dem Auslande.*)

In der ca. 500 Jahre alten Brautkammer der Großen Gilde, welche bei dem Um- und Neubau der beiden Gilden nach der Mitte des Jahrhunderts in der ursprünglichen

---

*) Aus dem Innern des Reichs 185, aus den Ostseeprovinzen und Finnland 435 (!), aus Preußen (Königsberg, Danzig, Berlin, Breslau) 7.

Form hatte erhalten werden können, saß das Büreau des Kongresses in täglicher fleißiger Arbeit. Die Kongreßsitzungen fanden in dem prachtvollen Saal der Kleinen (Johannis-) Gilde statt, und ich muß hier noch einmal die dem Kongreß präsidierende Gräfin Uwaroff erwähnen. Uns war es etwas Ungewohntes, eine Frau an der Spitze einer so großen Versammlung hervorragender Männer zu sehen. Aber die Erscheinung und das ganze Auftreten, Reden und Handeln der Gräfin verwandelte bei allen die Verwunderung in Bewunderung der ungewöhnlichen Frau. Sie ist die Schwiegertochter des Grafen Uwaroff, welcher Minister der Volksaufklärung unter Kaiser Nikolaus I. gewesen war; ihr Gemahl war bis zu seinem Tode Präsident der Moskauschen archäologischen Gesellschaft gewesen.

Die wissenschaftlichen Interessen der Gräfin müssen durch die des Gemahls gemehrt sein, sie muß an den Arbeiten desselben so sehr teilgenommen haben, daß das Vertrauen der Gesellschaft die Frau auf den leergewordenen Präsidentenstuhl berufen konnte. Der Eindruck, den wir von der Persönlichkeit der Gräfin in Riga gewannen, läßt sich in folgende kurze Worte fassen. Alles an ihr war ernst, maßvoll, würdig und edel, feinsinnig und taktvoll. Sie war den wissenschaftlichen Aufgaben gewachsen, wenn auch nicht selbst alle zu entscheiden, so doch dieselben einer geeigneten Entscheidung entgegenzuführen. Es fehlte übrigens nicht an Debatten, wo sie persönlich eingriff, und wenn sie es tat, so benutzte sie die Macht des Weibes zwischen streitenden Parteien zu vermitteln. An allen Fragen und Verhandlungen bewies sie das lebhafteste Interesse. Mit einer wunderbaren Ausdauer wohnte sie den zwei, oft drei täglichen Sitzungen (6—7 Stunden lang) bei, woneben sie täglich, schon des Morgens früh und bis zum Abend spät, zahllose Visiten empfing, geschäftliche Nebenverhandlungen

pflog und Besuche machte. Das ist ungewöhnliche Kraft; aber das Herzgewinnendste war an der Gräfin ihre humane Gesinnung, ihre unparteiliche Liebenswürdigkeit gegen jeden, selbst gegen den sie etwa verkennenden Gegner, wievielmehr noch gegen diejenigen, welche ihr mit Vertrauen entgegenkamen. Sie verstand es unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen zu verhüten, daß ein politischer oder ein konfessioneller Anstoß der einen oder der anderen Seite gegeben würde. So beschränkte sie am Eröffnungstage die geistliche Feier auf eine Hymne, welche der Sängerchor der griechischen Kathedrale in künstlerischer und würdiger Weise vortrug. Der Sinn und Geist der Gräfin verbreitete sich unmerklich und selbstverständlich auf die ganze Versammlung. Es darf wohl behauptet werden, daß sich schwerlich irgend ein Mann hätte finden lassen können, der imstande gewesen wäre, die unleugbaren Schwierigkeiten eines russischen Kongresses im baltischen Gebiet so tadellos und, wie es den Eindruck machte, so leicht zu überwinden, als wie es der Gräfin Uwaroff tatsächlich gelungen ist.

Nach der Eröffnungssitzung begab sich die ganze Versammlung aus den Räumen der ehrbaren Zünfte, der 36 Handwerksämter, in den schönen Saal der Großen Gilde, also des Sitzes der Kaufleute, die einst noch mehr als heute die Vermittler des Handels des Reichsinnern mit den überseeischen Küsten waren. Die Konkurrenz der neuen Weltteile, die jetzt Europa mit vielerlei Lebensbedürfnissen versorgen, und andere Umstände haben ja unsren Handel nicht wenig herabgedrückt.

In der Großen Gilde überraschte die gewaltige Sammlung prähistorischer Altertümer, die wir Balten dem Kongreß in zweckmäßigen Vitrinen und in mustergültiger Ordnung vor die Augen stellen konnten.

Über die Arbeiten und Verhandlungen des Kongresses

ist damals an verschiedenen Orten bereits so viel geschrieben worden, daß ich hier darauf nicht einzugehen brauche; nur einiges Wenige könnte hierher gehören. Die Vorträge der russischen Gelehrten und die der baltischen unterschieden sich, um eins zu erwähnen, wie es die Natur der Verhältnisse mit sich brachte; jene brachten meistens nur Einzelheiten, d. h. Bruchstücke aus den großen Gebieten. Wir Balten hatten uns sowohl um unsretwillen als um unsrer Gäste willen bemüht, je ein Ganzes zu bringen, was uns auch mehr oder weniger möglich war, teils wegen der relativen Kleinheit des baltischen Landes, teils weil dieses seit lange bereits gründlich durchforscht worden war.

Ich meinerseits machte Mitteilungen, das eine Mal über die Benutzung des Holzes bei den Letten von der Urzeit her, das andere Mal über die Burgberge der Letten und Liven aus der Heidenzeit. Zu beiden Stoffen stellte ich der Versammlung so viel als nötig und möglich war, Illustrationen auf großen Kartons vor, und das lebhafte Interesse der Gräfin an diesen ihr bisher fremd gebliebenen Gegenständen zeigte sich darin, wie sie nach Schluß der Sitzung die Illustrationen sich von mir noch besonders erklären ließ.

Die noble Gastfreiheit der livländischen Ritterschaft und der Stadt Riga manifestierte sich in zwei Festivitäten, welche jene im Ritterhause, diese im Schützengarten dem Kongreß gab. Bei diesen Gelegenheiten war es uns möglich, den Männern näher zu treten, Fragen zu besprechen, Gedanken miteinander auszutauschen, wie das ja während der Sitzungen und auch sonst schwer oder ganz unmöglich war. Kleinere Kreise wurden von einzelnen Rigensern freundlich zu Mittag oder zum Abend eingeladen, und besonders hübsch waren die oft humoristischen Vereinigungen der Gäste aus Preußen mit uns Balten des Abends in

den „römischen Katakomben", d. h. im Keller unter dem Hotel de Rome.

Nach der Sitte des Kongresses wurde von der ganzen Versammlung ein größerer Ausflug unternommen, nämlich in die livländische Schweiz. Die Gäste aus der Ferne sollten das anmutige Aatal, die nahe beieinander gelegenen romantischen Ruinen der alten Burgen von Segewold, Treiden und Kremon sehen und einer Öffnung von Heidengräbern unweit Treiden beiwohnen. Ein Extrazug brachte uns nach Segewold, wo die Fürstin Krapotkin uns mit einem solennen Frühstück bewirtete, dann gings auf die andere Seite des Tales, und während der größere Teil bei den langwierigen Ausgrabungen geduldig und nicht ohne Frucht ausharrte, wanderte ich mit einer Schar befreundeter Herren und Damen zu den reizend gelegenen historischen Burgstellen des Livenhäuptlings Kaupo. Auf den Wällen des magnum castrum Cauponis, jetzt Karlsberg genannt, neben Schloß Treiden, südwestlich vom tiefen Hohlweg, lagerten wir uns auf dem grünen Rasen. Die Sonne flimmerte tausendfältig durch das feine Laub der jungfräulichen Birken, welche nur hin und her einen Durchblick in die tiefen schattigen Schluchten gewährten, und Oberlehrer H. Lichtenstein, ein junger Historiker auch aus der tüchtigen Schule des Professor Hausmann, las auf meine Bitte aus der Chronik Heinrichs von Lettland die Beschreibung der harten Kämpfe vor, unter welchen die Ordensbrüder und Rigenser zu Anfang des 13. Jahrhunderts ihren Bundesgenossen, den christlichen Liven unter Kaupo erfolgreich Hilfe brachten, als diese durch ein Landheer heidnischer Ehsten von Norden und durch Ösulaner, die in zahlreichen Böten die Aa heraufgekommen waren, von Süden belagert und hart bedrängt wurden. Eben diese Burg Kaupos war es, welche der

eigne Fürst infolge von tragischen Verhängnissen eine Reihe von Jahren später selbst zerstören mußte, da er in Treue zu den christlichen Deutschen stand, während seine Treidenschen und Kremonschen Untertanen sich zum Abfall vom Christentum und den nunmehrigen Landesherren hatten verleiten lassen. Vielleicht waren es dieselben Männer, in deren Heldenkämpfe hier unter dem sonnigen Birkenschatten der Augenzeuge jener Ereignisse uns versetzte, und welche nicht weit von uns, an jenem Tage aus der stillen Grabesruhe im Sande mit ihren Schmucksachen und Waffen wieder ans Licht kamen.

Das baltische Land ist aus jenen Kongreßtagen mit Ehren hervorgegangen. Die Vertreter der russischen Wissenschaft mußten sich überzeugen, und die Einsichtigen haben es anerkannt, daß bei uns ein reiches, geistiges Leben gestrebt und geblüht hat und auch noch da ist, und daß es ein Verlust für das ganze Reich wäre, wenn dasselbe durch Herabdrückung unsres Schulwesens zu einem Siechtum oder zu einem Untergang gebracht würde, wenn wir Balten um einer angeblichen politischen Notwendigkeit willen Rückschritte in unsrer Bildung und Tüchtigkeit zu machen gezwungen würden. Ein Gewinn für die Zukunft war es, wenn der Kongreß unter Befürwortung der Gräfin sich dahin aussprach, daß historisch Denkwürdiges aus einer Provinz nicht in die Zentren des Reiches gebracht werden dürfte, sondern da gelassen werden müßte, wo es nach seinem Ursprung hingehört, und daß Urkunden und Museen nicht unter die Hände von Staatsbeamten, sondern immer unter die von wissenschaftlich gebildeten Fachmännern gestellt werden sollten. Ebenso wohltätig wirkte das Interesse der Gräfin und auch des Kongresses auf das bei uns schon bestehende Streben historische Baudenkmäler durch möglichste Restaurationen vor Verfall zu bewahren. So konnte auch in den

folgenden Jahren eine nicht unbedeutende Summe aufgebracht werden, um die größte Burgruine Kurlands, nämlich die zu Doblen, wiederum in einigen ihrer Teile zu restaurieren. Endlich kann ich nicht verschweigen, wie sehr wir alle es der Gräfin Dank wußten, daß ihr Einfluß unsrem hochverdienten Professor Hausmann in demselben Herbst die Gefahr abwandte vor Erdienung seiner Pension verabschiedet zu werden, indem sie ihm (für kurze Zeit) eine Anstellung als Professor in Odessa erwirkte. Nach diesem kurzen Provisorium konnte unser verehrter Freund in Dorpat seine landesgeschichtlichen Studien als Privatgelehrter sorgenlos fortsetzen.

Der archäologische Kongreß von 1896 war im großen und ganzen die letzte Gelegenheit, wo ich noch im Interesse und in Vertretung der lettisch-literärischen Gesellschaft etwas agierte. Schon ein Jahr zuvor in der Dezembersitzung 1895 mußte ich meiner immer schwächer werdenden Augen wegen die Gesellschaft, welche mir 31 Jahre lang liebenswürdig ihr Vertrauen bewiesen hatte, ersuchen, daß sie mir gestatte, mich zurückzuziehen. Pastor J. Sakranowicz zu Groß-Autz, einer der besten Kenner lettischer Volkssprache, wurde zu meinem Nachfolger erwählt. Mir wurde der Titel eines Ehrenmitgliedes und Ehrenpräsidenten der Gesellschaft geschenkt. Eine sehr lieb gewordene Arbeit gab ich damals aus Händen, und der Abend des Lebens trat mir nun lebendig in das Bewußtsein. Den Pflichten des geistlichen Amts habe ich dann noch eine Reihe von Jahren nachkommen können. Freundliche Hilfe ersetzte meine Augen durch Nachschreiben meines Diktats und durch Vorlesen, letzteres namentlich behufs Festigung des Gedächtnisses. Wissenschaftliche Forschungen aber, wo das Material erst von zahlreichen Stellen zusammengesucht werden muß, sind ohne eigne Augen unendlich schwer oder unmöglich. So

kam es, daß ich in den letzten Jahren des Jahrhunderts mich wesentlich auf leichtere Schriftstellereien beschränkte. Schon oben habe ich erwähnt, wie ich mich getrieben fühlte, die Summe meiner christlichen Überzeugungen, die ich in meinem Amte gepredigt und die mir in glücklichen und trüben Tagen auf meinem Lebenswege ein Leitstern gewesen, zunächst den Meinigen, sodann aber auch einem weiteren Kreise, wem's gefällt, gewissermaßen als mein Testament zu hinterlassen. Das Buch konnte, im Druck verzögert, erst im Jahre 1901 unter dem Titel „Für suchende Seelen", erscheinen. Es gibt ja suchende Seelen, und ich meine, daß, wenn auch die Gegenwart in mancher oder in vieler Hinsicht durch weltlichen Sinn, Irreligiosität und unchristliches Wesen charakterisiert ist, doch daneben auch sehr viele Herzen nicht bloß zweifelnd und spöttisch fragen: was ist Wahrheit, sondern auch wirklich sich sehnen, einen festen Grund der Hoffnung für Zeit und Ewigkeit, eine Erlösung und eine Heiligung zu finden. Viele kommen nicht zu diesem Ziele, weil vielleicht weniger die heilige Schrift selbst als die menschliche Form der Dogmatik ihnen Anstöße bietet, mit denen sie nicht fertig zu werden vermögen. Joseph v. Bunsen hat einmal gesagt, das Semitische in der Offenbarung müsse in das Japhetitische übersetzt werden, und er hat Versuche in der Richtung gemacht. Jahrhunderte vor ihm hat der niedersächsische Dichter des Heliand einen ähnlichen Versuch gemacht und dadurch gewiß in hohem Grade segensreich auf seine Volksgenossen gewirkt und der Reformation Luthers vorgearbeitet. Ich meine, der Glaubensinhalt, den das Evangelium bietet, kann unversehrt erhalten werden, aber die Sprachform muß eine andere werden, als sie in früheren Zeiten gewesen, wenn das Evangelium selbst der heutigen oder der späteren Zeit nicht fremd werden soll.

Eine andere Arbeit, auch umfangreicher, aber leichterer Art, begann ich im Jahre 1900. Die Schuld daran trägt ein lieber Freund, G. Seesemann, der mir im Januar 1900 zuredete, daß ich aus meinem langen und vielleicht auch reichen Leben einiges aufzeichnen möchte. Wenn ich's getan habe, so soll es namentlich wiederum ein Vermächtnis sein, für meine Kinder, die aus dem „glücklichen Leben" lernen mögen, worin eigentlich menschliches Glück gesucht werden müsse.

Ich muß aber noch einmal zurückgreifen und etwas berichten oder berühren, was in den letzten 50 Jahren unser baltisches Land und auch meine Person vielfach beschäftigt und auch beschwert hat, ich meine die nationalen Konflikte zwischen Letten und Deutschen.

X.

Die lettisch-nationale Bewegung.

Im Altertum galt als Hauptunterscheidungsmerkmal der Menschen auf Erden die Stufe der geistigen Bildung (Griechen, Barbaren), im Mittelalter die Stufe der sittlich-religiösen Bildung (Christen, Heiden), erst in der neueren Zeit, seit der Reformation, ist die Individualität des Volkstums zu Ehren gekommen.

Gegen das Ende der 70er Jahre erhielt ich einen Brief von einem hochbegabten damals noch jungen Landsmann, welcher nachmals Carriere im diplomatischen Dienst des preußischen Staats gemacht hat, Baron Edmund von Heyking. Er äußert sich in dem Brief über „die aggressive Haltung der junglettischen Presse, welche das Interesse für die nationalen Regungen, die heute das Lettenvolk durchzucken, bei allen Balten in den Vordergrund unsrer kommunalen Lebensfragen gestellt hat", und bezeichnet alle damals „die lettische Presse und Literatur betreffenden Fragen als die brennendsten Interessenpunkte des baltisch-deutschen Lebens". Die Anfänge dieser Regungen, das Anwachsen derselben bis zu leider nicht geringen Extremen, endlich auch das relative Herabsinken der Sturmflut zu maßvollerer Besonnenheit, alles dieses ist in die Zeit meines Lebens gefallen, und entsprechend meiner persönlichen

Teilnahme an dem Wohl des lettischen Volks und entsprechend den pflichtmäßigen Beziehungen, in welchen ich als Pastor und als Präsident der lettisch-literärischen Gesellschaft zu denselben stand, habe ich oft mit jenen Dingen aktiv und passiv zu tun gehabt. So könnte man es vielleicht von mir fordern, daß ich gerade auch über diese Dinge meine Erfahrungen und Urteile ausspreche, und ich will mich der andrerseits heiklen Aufgabe nicht entziehen, bemerke aber, daß niemand von mir eine vollständige Geschichte der nationalen Bewegung unsres Landvolks erwarten möge. An dieser Stelle fehlt dazu der Raum, und mir ist auch nicht alles Material zur Hand.

Gedruckt ist von mir über die lettisch-nationale Bewegung nur einmal eine Darstellung in der „konservativen Monatsschrift" (1886). Indem ich einiges allgemeine daraus hier wiederhole, füge ich vieles persönlich Erlebte hinzu und vervollständige jenes erste Bild durch die Ereignisse bis zur Jahrhundertwende.

Es ist bekannt, daß die Volksindividualitäten, (wir dürfen wohl sagen) bis zur Reformation, freilich von uraltester Zeit bestanden, aber nicht Geltung hatten wie heute. Den monotheistischen Hebräern erschienen die sämtlichen Weltvölker als eine durch ihr Heidentum gleichartige Masse, ähnlich im Mittelalter der christlichen Kirche die unchristlichen Völker. Der Grieche fühlte den Gegensatz seiner Liebe zur Freiheit, seines Interesses für Kunst und auch Wissenschaft gegenüber all den Barbarenvölkern, die ihn umgaben. Kein Volk drängte dem anderen seine Sprache oder Sitte auf, jedes lernte und entlehnte vom anderen, was ihm zweckmäßig erschien und gefiel. Auch die Weltreiche übten keinen Zwang an den unterworfenen Nationalitäten. Nur die Kirche fühlte sich gedrungen mit dem Christentum den sich ihr anschließenden Völkern wenigstens in gewissen Grenzen

eine fremde Sprache aufzunötigen, die römisch-katholische das Latein, die griechisch-katholische das Slavonische (das Alt-Bulgarische). Luther brachte im Gottesdienst die Individualität des Volkstums zur Geltung, und seine Übersetzung der Bibel ins Deutsche war epochemachend für das Erwachen des nationalen Bewußtseins. Die evangelische Kirche ist so überall als Pflegerin und Beschützerin der einzelnen Nationalität gewesen und hat sich als solche auch im baltischen Lande bewiesen und bewährt. Es ist nicht nötig, daß ich Beweise dafür anführe als wie z. B. die Erforschung und Darstellung der lettischen (und ehstnischen) Sprache, die Übersetzung der heiligen Schrift in die Volkssprache, die Schöpfung einer kirchlichen und weltlichen Volksliteratur, ja auch der Volkspresse durch die evangelischen Pastoren des baltischen Landes. Weder in Kirche noch Schule sind Germanisierungstendenzen unsrer Geistlichkeit laut geworden

Von hohem Interesse sind die Verhandlungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zu Mitau im Jahre 1819 betreffs unsrer Frage. Im Jahre 1817 waren die kurländischen Bauern aus der Leibeigenschaft befreit. Die Letten hatten damals eine neue Bauerverordnung bekommen, auf Grund deren Verwaltung und Justiz in erster Instanz den Händen von Gemeindevertretern, die die Gemeinde selbst aus ihrer Mitte wählte, übergeben wurde. Das war ein bedeutsamer Fortschritt in der Entwicklung des Volkslebens. In der genannten Gesellschaft, deren Glieder allen höheren Ständen angehörten, dem adligen, dem geistlichen, dem Literatenstande, wurden damals durch den Vortrag des Pastors Adam Conradi-Salgaln über die Frage: „Wäre die Metamorphose der Letten in Deutsche zu beklagen", eine lange Reihe von eingehenden Vorträgen und Debatten veranlaßt. Conradi folgert aus der neu gewonnenen bürgerlichen Freiheit

die Wahrscheinlichkeit des nationalen Unterganges und der Verschmelzung mit den Deutschen, ohne daß er eine solche persönlich gewünscht hätte. Weil ihm die Germanisierung der Letten eine als von menschlichen Intentionen unabhängige Notwendigkeit erscheint, plaidiert er für eine Germanisierung nicht aus politischen, sondern aus kulturellen Gesichtspunkten, nicht als ein Feind, sondern als ein Freund der Letten, wie nachher Georg Neiken, ein geborner Lette, es getan hat.

Es ist merkwürdig, wie damals gegen den Vortrag Conradis sechs andere hervorragende Glieder der Gesellschaft sich erhoben und mit den verschiedenartigsten Gründen von den verschiedenartigsten Standpunkten aus sich für die Bewahrung der lettischen Nationalität aussprachen, C. W. Cruse, Pastor an der reformierten Gemeinde zu Mitau und Professor am gymnasium illustre, Dr. E. Trautvetter, ebenfalls Gymnasialprofessor, seinerseits ein Schwärmer für deutsches Volkstum*), Pastor C. Fr. Watson-Lesten, der Oberhofgerichtsrat von Engelhardt, Pastor Dr. K. Elverfeld, Kreismarschall Dr. jur. v. d. Brincken.

Cruse plaidiert (5. März 1819) gegen menschliches Eingreifen in die Wege der Vorsehung. Den Deutschen liege ob, das lettische Volk und die lettische Sprache für die neuen Lebensverhältnisse zu bilden. Dazu seien lettische Schulen nötig, in denen aber auch Gelegenheit geboten werde, Deutsch zu lernen. Im übrigen sei die Zukunft der lettischen Nationalität der Hand Gottes zu überlassen.

Dr. Trautvetter stellt in derselben Sitzung zwei Grundsätze auf: 1. Jedes Volk müsse seine Sprache behalten; 2. an einem und demselben Orte können nicht zwei Sprachen herrschen. Die Lösung des Widerspruchs liege darin, daß

*) Trautvetters zahlreiche Kinder hatten alle altgermanische Namen, und als seine Frau gestorben war, wollte er die Leiche durchaus nach altgermanischer Sitte verbrennen.

jede Sprache, hier das Deutsche und das Undeutsche, ihre eigne Sphäre und Grenze habe, das Deutsche also gelte bei den Gebildeten, das Lettische bei dem Landvolk, jenes herrschend, dieses geduldet. Das echte Weltbürgertum achte das Artgemäße, die deutsche Sprache verbürge ihr eignes Dasein in Beschützung alles Stammartigen. Weder die Bequemlichkeit der Deutschen, noch die Armut und Unbedeutendheit der lettischen Sprache gebe einen Rechtsgrund zur Vertilgung der letzteren, ebenso wie man doch bei einer Mordtat nicht frage, ob der Ermordete arm oder reich, gebildet oder roh gewesen. Aus eben dem Grundsatz folge aber auch die Pflicht der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung für die Deutschen und das Recht der Existenz, welches diese durch Schaffung alles höheren Lebens in diesen Landen sich erworben haben. Bei der also unvermeidlich inferioren Stellung des Lettischen unter dem Deutschen müsse der Lette sich trösten durch die ähnliche Stellung, z. B. des Wendischen in Ostdeutschand, der niederdeutschen Mundart unter dem Hochdeutschen, ja endlich durch den Umstand, daß bei uns das Deutsche wirksam in den allgemeinen Kreis des Reiches nur vermittelst der russischen Sprache treten könne. Nicht die allgemein menschlichen, sondern auch die volksartigen Pflichten und Rechte sollten von den Deutschen heilig gehalten werden.

Noch in derselben Monatssitzung erklärte sich auch Watson gegen die Germanisierung der Letten. Ein Volk önne nur durch seine eigne Sprache gebildet werden. (Dies gilt noch nicht von kleinen Völkerschaften, wie die Letten es sind!) Die lettische Sprache sei keineswegs so arm und roh als man meine, sondern reich und geschmeidig, in kirchlicher Hinsicht bereits gebildet und in juristischer und politischer Hinsicht ebenso bildungsfähig; sie sei nach dem Zahlenverhältnis der Letten zu den Deutschen (6:1) die eigentliche

Landessprache; Ausrottung von Sprachen sei, wie die Geschichte lehre, nicht allein sehr schwierig, sondern auch sehr ungerecht und schädlich. Die Littauer unter der Polenherrschaft, die Liven am nordkurischen Strande bewahrten ihre Sprache seit Jahrhunderten, obschon nichts für dieselbe geschehen, obschon sie gar keine Literatur hätten. Das Entstehen und Verschwinden der Völker stehe in Gottes Hand; der lettische Volksstamm, mit den Littauern etwa 4—5 Millionen, habe seine Mission zwischen Germanen und Slaven; der Hang des Letten Deutsch zu lernen und seine Sprache fahren zu lassen, gehe nicht aus Liebe zur deutschen Sprache und Kultur hervor, sondern bei den wohlhabenderen aus Hochmut in der Meinung, durch die deutsche Sprache in den Herrenstand überzugehen. Wenn übrigens eine Metamorphose eintreten sollte, so sei die ins Slaventum die natürlichste. (Dieser Gedanke Watsons beruht auf seiner falschen Ansicht von dem Grade der Verwandtschaft zwischen dem Lettischen und Slavischen einerseits und dem Lettischen und Germanischen andrerseits.)

Einen Monat später (2. April 1819) sind im Mitauschen Museum die anderen drei Vorträge zu Gunsten der Letten gehalten worden. Man sieht, wie sehr die Geister und Gemüter von der Frage bewegt wurden.

v. Engelhardt und Pastor Elverfeld gehen von dem Gedanken aus, daß eines Menschen Art zu r e d e n im genauesten Zusammenhang stehe mit seiner Art zu sein, mit seinem individuellen Leben. Über den Vorzug einer Sprache vor anderen, sagt v. Engelhardt, lasse sich streiten; jede habe ihre Vorzüge; die Mannigfaltigkeit und die Stufenfolge liege in dem Plan der Schöpfung. Die persönliche Freiheit (nach Aufhebung der Leibeigenschaft) sei nicht an die eine oder die andere Sprache gebunden; für den Bauer sei durch die Germanisierung nichts gewonnen. Augenblicklich sei für

ihn das Verständnis des neuen Gesetzes (der Bauerverordnung) wichtiger als das Erlernen des Deutschen.

Elverfeld behauptet unter anderem schon Bemerkten, der Lette würde in der deutschen Sprache keinen Ersatz für seine Muttersprache haben, da er in jener weder frei noch richtig seine Gedanken auszudrücken imstande sein könne; um der geistigen Freiheit willen müsse er Lette bleiben.

v. d. Brincken macht zur Widerlegung der Conradischen Gründe darauf aufmerksam, daß die Einheit des sozialen Lebens nicht durch die Verschiedenheit der Sprache, sondern durch die der Bildung, des Berufes, der Sitten &c. gehindert werde. Die Metamorphose würde neue Sitten erzeugen und dem Volkscharakter nachteilig sein. Die Verschiedenheit der Sprache störe auch nicht die Gemeinsamkeit des Glaubens, wie schon die katholische Kirche es zeige; im Gegenteil fordere die wahre Religion und Religiosität den Gebrauch der Muttersprache. Auch der gemeinsame Patriotismus werde nicht gestört, denn hier sei die Einheit der Regierungsverfassung maßgebender als die Einheit der Sprache. Die lettische Sprache habe bisher literärisch das überhaupt Mögliche geleistet. Die Aufhebung der Leibeigenschaft habe den Letten nicht das Ende ihrer Geschichte herbeigeführt, sondern nur eine bessere, erfreulichere Periode begonnen.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß diese Vorträge einen schlagenden Beweis abgeben für das uneigennützige liberale Wohlwollen, welches diese Glieder der deutschen Stände für die Letten beseelte und zugleich eine Widerlegung der ganz falschen, unhistorischen Auffassung, daß Kaiser Alexander I. die Aufhebung der Leibeigenschaft bei uns ohne Mitwirkung der deutschen Stände und gegen ihren Willen, nur von sich aus durchgesetzt habe. Nach meiner Überzeugung und nach den Erfahrungen der Gegenwart bezeichnet die Aufhebung der Leibeigenschaft bei uns gleichzeitig die

Grundbedingung für den Anfang regeren nationalen Lebens und daneben doch auch den Anfang der letzten Periode des nationalen Lebens unsres Landvolks.

Die damals gewährte bürgerliche Freiheit drängte bald zur Gewährung und Pflege größerer Volksbildung. Die allmählich zunehmende Selbständigkeit des Bauern, die nun von ihm geforderte Mitbetätigung in Gemeindeangelegenheiten machte notwendig, daß Lesen und Schreiben nicht mehr der Vorzug einzelner bliebe, sondern daß eine Elementarbildung der Besitz des ganzen Landvolks würde. Ein kurländischer Pastor Joh. Chr. Wolter zu Zirau (von 1799—1857) veranlaßte die erste Gründung einer kurländischen Volksschule, welche in seiner Gemeinde segensreich wirkte und in welcher Wolter mit Hilfe seines in Königsberg ausgebildeten Lehrers Andr. Bergmann die ersten lettischen Volksschullehrer für Kurland bildete, bis die kurländische Ritterschaft nach Wolters Rat und Plan das Seminar in Irmlau gründete.

Das erwachte Bildungsbedürfnis und Bildungsstreben der Letten, die klare Erkenntnis, daß zu einer Carriere auch in noch so bescheidenen Grenzen die Kenntnis der deutschen Sprache in hohem Grade nützlich sei, nötigte unsre Volksschule mehr von unten als von oben dem Letten auch zur Aneignung der deutschen Sprache zu helfen.

Der Lette selbst in seinem praktischen Sinn lernte von Anfang an gern deutsch, und daß er noch heute dieser Sprache zum Vorwärtskommen bedarf, ergibt sich aus der Tatsache, daß jetzt bei der Jahrhundertwende eine auffallend große Zahl lettischer Kinder aus Elementarschulen der Stadt Riga herausgenommen sind, nur weil die jetzige russische Schulverwaltung selbst den Privatunterricht im Deutschen seitens der Lehrer in den Freistunden an lettische Kinder verboten hat. In solchen Tatsachen zeigen sich nicht Inten-

Wolter

tionen der baltischen Deutschen, sondern der spontane praktische Sinn der lettischen Eltern und deren Auffassung dessen, was ihren Kindern nützlich ist.

Dem von lettischer und auch russischer Seite oft gehörten Vorwurf, wir Deutschen hätten von jeher und namentlich seit vor der Mitte des 19. Jahrhunderts uns bemüht, die Letten zu germanisieren, stelle ich die einfachen historischen Tatsachen entgegen, daß wir lutherischen Pastoren wie einst Paulus den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche gewesen, so wir ein jeder den Letten ein Lette gewesen, und daß wir uns verwundern müssen, daß noch in der Regierungszeit Alexanders III. an höchster Stelle die Fabel hat erzählt werden und Glauben finden können, daß die als Deutsche geborenen und erzogenen Pastoren ihren Gemeinden nicht lettisch, sondern deutsch predigten. Ich kenne Fälle, daß deutsche Pastoren wie z. B. Pastor Berens-Sunzel in ihrem religiösen Leben mit ihren lettischen Gemeinden dermaßen eins geworden, daß ihre Seele in der lettischen Sprachform zu beten mehr Befriedigung fand, als in der deutschen. Eine andere Tatsache ist, daß die deutschen Verwaltungs- und Justizbeamten des baltischen Landes niemals der Dolmetscher bei dem Verkehr mit dem Landvolk bedurft haben, sondern immer imstande gewesen sind, sich der Volkssprache zu bedienen und dieselbe mehr oder weniger zu beherrschen. Als auf Grund der Justizordnung von 1864 die Friedensgerichte in den 80er Jahren bei uns eingeführt wurden, und ebenso die neuen Polizei- und Verwaltungsbehörden, die Kreischefs mit ihren Gehilfen, die Bauerkommissare u. s. w., da waren diese neuen russischen Beamten, namentlich die Justizbeamten, weder fähig, noch willig, noch berechtigt, die Volksprache zu brauchen und waren mit wenigen Ausnahmen genötigt, selbst bei den schwierigsten

Kriminaluntersuchungen, wie bei allen Zeugenverhören sich der Dolmetscher zu bedienen, die ihrerseits oft wenig ihrer Aufgabe gewachsen waren, vielmehr den Beamten über die wirklichen Tatsachen im Dunkel ließen. Ja, es ist soweit gekommen, daß nun schon seit einer Reihe von Jahren den Gemeindeverwaltungen verboten ist, Korrespondenzen in lettischer Sprache anzunehmen, obgleich bis jetzt in der Regel der Gemeindegerichtsschreiber der einzige ist, welcher die russische Sprache beherrscht, und die maßgebenden Gemeindebeamten als Letten in der Regel des Russischen noch nicht mächtig sind. Diese Bemerkungen greifen in eine spätere Zeit, und dieselben illustrieren nur beiläufig den Unterschied der Lage, in welcher die Letten sich gegen Ende des Jahrhunderts und 50 Jahre früher faktisch befanden. Damals, etwa in den 40er Jahren, schien unsre Landesregierung den baltischen deutschen Ständen und dem Landvolk gegenüber sich verschieden zu stellen. Die lettische und ebenso die ehstnische Sprache der niederen Volksmasse schien dem Reichsinteresse in keiner Weise störend. Das niedere Volk stand nicht in dem Verdacht durch eine Anlehnung an benachbarte Staaten gefährlich zu werden. Man war wohl der Ansicht, die Gemeinschaft der Abstammung, der Sprache und der Bildung, welche die baltischen Deutschen mit dem Nachbarlande teilten, könnte dem russischen Reiche einmal bedrohlich werden. So begann schon die Regierung Nikolais I. durch den Minister der Volksaufklärung, Grafen Uwaroff, die russische Sprache als Unterrichtsgegenstand in den baltischen Gymnasien und in der Universität Dorpat immer mehr und mehr einzuführen.

Anders schien man die Konfessionsfrage anzusehen. Der evangelische Glaube bei der relativ kleinen Zahl von Deutschen schien indifferent und vielleicht auch schwer ihnen zu nehmen. Mit den Letten hoffte man in diesem Stück

leichter fertig zu werden, und man glaubte, es wäre ein Gewinn für die Einheitlichkeit des Reiches, wenn das Landvolk von den gebildeten Kreisen der deutschen Bevölkerung konfessionell geschieden und mit dem russischen Volk in der Orthodoxie geeinigt werden könnte. So erklären sich die kirchlichen Ereignisse der 40er Jahre in Livland und Ehstland. Kurland blieb damals verschont. Die Geschichte jener Jahre ist bekannt. So gehe ich darauf hier weiter nicht ein und bemerke nur, wie das Regierungsprogramm für das Gedeihen des Reiches Einheitlichkeit der Sprache, der Konfession und des Rechts zu fordern begann, damals aber man doch nur Versuche machte, wie dieses Programm allmählich ins Werk gesetzt werden könnte.

Die 40er Jahre gaben gerade durch die eben besprochenen Versuche den Bestand der sprachlichen und kirchlichen Verhältnisse bei uns zu modeln neben der gleichzeitigen großen Umwandlung in den Agrarverhältnissen des baltischen Landes Anlaß und Ursache, eine neue Zeit auch in den nationalen Beziehungen der Deutschen und Letten zu begründen. Gerade damals trat in Kurland an die Stelle der uralten Frone, die die Bauerwirte den Gutsherren leisteten, die Geldpacht. Statt der landwirtschaftlichen Arbeiten begann der Bauerhofsinhaber auf Grund in der Regel 12jähriger Kontrakte eine bare Geldsumme für das von ihm benutzte Land nebst Hof und Garten zu zahlen. Erst ein paar Jahrzehnte später wurde den Pächtern gestattet ihre Bauerhöfe unter allmählicher Zahlung käuflich zu erwerben. In Livland sprangen die Gutsherren wenigstens zu einem großen Teil von der Frone sofort auf eine höhere nationalökonomisch gewiß zu erstrebende und für Herren und Bauern gleichmäßig vorteilhafte Stufe und verkauften die Bauerhöfe ohne die Inhaber derselben durch eine Pachtzeit für die moderne Geldwirtschaft zu erziehen,

zu einem persönlichen Erbbesitz. Es ist hier nicht nötig zu fragen, ob die kurländische oder livländische Methode die zweckmäßigere gewesen. Die Agrarfrage ist jedenfalls im ganzen baltischen Lande zum Segen aller Interessenten so gut gelöst wie in keinem anderen Teil des Reiches, und wenn wir unsre Agrarordnung, welche die baltischen Landtage unter Genehmigung der Regierung geschaffen haben, betrachten, so dürfen wir wohl sagen, so gut, wie vielleicht in keinem anderen Lande Europas. Denn der kleine Grundeigentümer ist in seinem Besitz für sich und seine Nachkommen bei auskömmlicher Existenz gesichert, wenn er selbst nicht faul oder verschwenderisch wird.

Diese Wandlungen und Reformen ließen unser Landvolk wachsende Schulbildung für ihre Kinder als ein immer brennenderes Bedürfnis erkennen, und sie fügten sich zum Teil ganz willig in das Schulgesetz vom Jahre 1875, welches für drei Winter den Schulbesuch obligatorisch machte und eine private Sommerschule begründete, in welcher die deutsche Sprache als Lernobjekt und als Unterrichtsmittel denen ermöglicht und freigegeben wurde, die solches im eignen Interesse etwa wünschten. Diese mehr oder weniger deutsche Sommerschule war nicht ein tendenziöses Germanisationsmittel, sondern ein Entgegenkommen der damals in deutschen Händen befindlichen Volksschulverwaltung gegenüber dem instinktiven Triebe unsres Landvolks. Dieses Entgegenkommen war besonders dadurch ermöglicht, daß die Schullehrerseminare zu Irmlau und Walk den Lehramtsaspiranten in gewissem Maß eine deutsche Bildung gaben, wiederum nicht in Germanisationstendenz, sondern infolge der Tatsache, daß es nur in deutscher Sprache pädagogische Hilfsmittel und eine den Schullehrern notwendige Literatur gab. Übrigens war gewiß auch im Lande der Wunsch lebhaft vorhanden, die Gemeinschaft

des evangelischen undeutschen Landvolks mit den evangelischen Deutschen des Landes zu festigen, um in solcher Gemeinschaft jene zur Treue in ihrer Konfession und in dem Bewußtsein der großen Bildungsmittel zu stärken, welche durch die Hände ihrer deutschen Landsleute ihnen dargeboten werden konnten.

Ein beachtenswertes Urteil über das Erwachen des lettischen Nationalbewußtseins hat Seminardirektor J. Zimse-Walk, ein geborener Lette aber ein deutschgebildeter Mann, in einem Brief an mich aus dem Jahre 1872 gegeben, welches, obschon es aus der Zeit der brennenden nationalen Streitigkeiten stammt, doch hierher gehört, wo wir von den Anfängen handeln. Er schreibt: „Soll ich die deutsche Frage beantworten und zwar ohne Rückhalt, so muß ich die Hand in ein Wespennest stecken. Die Begriffsverwirrung und das Parteitreiben ist hier zuweilen sehr groß. Ein Extrem ruft bekanntlich das andere hervor. Die Russen haben den Krawall 1845 und 1846 angefangen. Das war wohl der Grund, wie man in Livland auf die Germanisierungsidee kam. Die Germanisierung rief die nationale Partei hervor". Zimse deutet hier den Zusammenhang der drei Strömungen an, die seit den 40er Jahren durch das baltische Land gehen und es aufwühlen, indem sie gegeneinander arbeiten. Zimses Ausdruck „Germanisierungsidee" geht nach meiner Meinung zu weit. Ich würde sagen: Die Anfänge der Russifizierungsbestrebungen erweckten bei uns den Gedanken, für uns und all unsre Landesgenossen die hohen Güter evangelischen Glaubens und deutscher Bildung festzuhalten und uns nicht nehmen zu lassen. Zimse spricht in jenem Brief zunächst als Pädagoge. Doch ist das Urteil des erfahrenen Mannes und des Patrioten auch für den Historiker von großem Werte, wenn jener bezeugt, daß die Versuche der Russi-

fikation bei uns in den 40er Jahren die baltischen Nationalitäten sämtlich zu regerem Bewußtsein ihres Lebens und zu dem Wunsche weiter zu leben, gebracht haben. Es wäre ein Unrecht, den baltischen Deutschen wesentlich egoistische Interessen und Motive unterzuschieben, wenn sie dem Landvolk die besten geistigen Güter mitteilten, die sie besaßen, und humane Gesichtspunkte zu bestreiten und abzuleugnen. Daß wir uns in der Annahme der edleren Triebfedern nicht irren, dafür haben wir einen schlagenden Beweis in der Stellung des Letten Georg Neiken zu unsrer Frage. Gewiß hat Neiken weder als Schullehrer noch später als Pastor zu Dickeln für Germanisierung der Letten agitiert, obschon seine erste Druckschrift ein lange und viel gebrauchtes Schulbuch zur Erlernung der deutschen Sprache für die Letten war. Aber er war der Ansicht, daß für den Fall des vielleicht nicht zu umgehenden Untergangs des lettischen Volkstums, dasselbe sich dem Deutschen anschließen müsse und nur in diesem Anschlusse das von dem eignen Wesen noch zu Rettende sich bewahren könne. Dieser Standpunkt hat dem trefflichen Mann jenes bekannte Pamphlet von Auseklis (Pseudonym für Krogsem) zugezogen, welches vor den Augen der lettischen Nationalschwindler des verdienten Patrioten Grab und Andenken besudeln sollte. Wörtlich verdeutscht lautet das (lettische) Schmähgedicht:

Du, den ein gütig Geschick vor Tausend mit Gaben geschmückt hat,
Um zu erleuchten mit Strahlen des Lichts geknechtete Brüder,
Du, nur sklavischen Sinnes, hast selbst auf sie Knechtschaft gewälzet
Und dir bei Sklaven ein Denkmal gebaut, das im Morgenrot schwindet.*)

---

*) Das lettische Original lautet:
Laima tew puschkōja dāwanām wairāk par tūkstōscheem gareem,
Gaismōt tew wērdſībâ twīkdamus brāljus bij brīwības stareem.
Paſemīgs wērgs! tu uſ brāljeem wēl wērdſības blukenus wēli,
Peeminju, gaismības saulei kas iſgaist, pee wērgeem sew zēli.

Im obigen sind einige Hauptmomente angedeutet, welche vorbereitend dahin gewirkt haben, daß das lettische Nationalbewußtsein und nationale Streben erwachte: die Befreiung von der Leibeigenschaft, die Erweiterung des geistigen Horizonts durch die Volksschule, die ersten Versuche, welche an die Letten herantraten, die baltischen Provinzen dem Reich innerlich zu assimilieren. In der Mitte des 19. Jahrhunderts trat ich ins pastorale Amt und an all das heran, was das lettische Volk berührte und bewegte. Meine Befreundung mit R. Schulz-Mitau ließ mich hineinschauen in dieses Mannes unermüdliche Arbeit, die von Watson gegründete lettische Zeitung (Latweeschu Awises) zu einem wahren christlich konservativen Volksblatte zu erheben. Diesem Vorbild folgten die Führer der nationalen „junglettischen" Partei und gründeten in Petersburg ein lettisches Wochenblatt, Peterburgas Awises genannt, welches im entgegengesetzten Geist auf das Volk zu wirken sich bemühte. Kaum war dieses 1862 ins Leben getreten, so berichtete*) R. Schulz im Herbst desselben Jahres der kurländischen Predigersynode darüber, betonte, daß die Führer des nach Fortschritt und Bildung dürstenden Landvolks bei Adel und Geistlichkeit nicht immer die gewünschte Unterstützung und Leitung, dagegen der Hindernisse und Mißstände viele im Lande gefunden, und seien dadurch gegen die Deutschen mißtrauisch und deren Gegner geworden. Er charakterisierte das neue Blatt dadurch, daß er nachwies, dasselbe mache das Landvolk auf bestehende oder vermeintliche Mißstände aufmerksam, säe Mißtrauen und Unwillen gegen Geistlichkeit, Adel und Landesverwaltung, bringe sogar unchristliche Lehren ins Volk. Das Volk vertraue diesen Führern und begrüße

*) S. Synodalprotokoll (kurl.) 1862.

freudig die „Peterburgas Awises,“ weil sie seinen im geheimen gehegten Hoffnungen Ausdruck und Nahrung bieten.

Die Synode schloß sich einmütig dem Votum R. Schulz' und anderer Synodalglieder an, daß nicht Polizeimaßregeln gegen diese Preßausschreitungen in Anwendung gebracht, daß nicht etwa eine Unterdrückung des Blattes nachgesucht werden dürfe, sondern daß alles Mögliche getan werden müsse, um durch unser auf 4000 Abonnenten gestiegenes Blatt Widerlegung der Angriffe, Verständigung des Landvolks betreffs brennender Fragen und Beruhigung der Gemüter zu erwirken.

Zwei Jahre später wurde ich zum Präsidenten der lettisch-literärischen Gesellschaft erwählt und fühlte mich nun doppelt verpflichtet, eine bestimmte und klare Stellung zu diesen Fragen einzunehmen, die das lettische Volk und das baltische Land so tief bewegten. Ich entzog mich der Aufgabe nicht und fand sie immer darin Sorge zu tragen, daß die lettisch-literärische Gesellschaft der Nationalitätenfrage stets fern bleibe und weder für eine ausschließlich lettische oder gar deutsche, sondern in möglichster Freiheit für eine humane Kultur unsres Landvolks wirke. Dabei aber konnte ich es natürlich nicht vermeiden, von Jahr zu Jahr, namentlich in den zweiten Teilen meiner Präsidialreden, Mitteilungen zu machen über die Hauptaktionen der lettischen extremen Partei und den Geist derselben, über die mancherlei Unreifheit ihrer Urteile und Intentionen, über die dort herrschenden Mißverständnisse und über die auf jener Seite auch vorkommende unrichtige Darstellung von Tatsachen, sei es aus der Gegenwart, sei es aus der früheren baltischen Geschichte. Schon in meiner ersten Präsidialrede (1865) mußte ich den Anklagen eines Gliedes unserer Gesellschaft entgegentreten, welches öffentlich behauptet hatte, daß wir exklusive Provinzial- und Standespolitik trieben,

daß wir literärische Dinge nicht allein literärisch richteten, daß wir den verschiedenen bei fortschreitender Kultur des Volks notwendigen literärischen Richtungen keinen Raum gewährten. Politik hat die lettisch-literärische Gesellschaft niemals getrieben, Kritik an lettischer Literatur jeglicher Art haben wir, von unsren Allerhöchst bestätigten Statuten dazu berechtigt und verpflichtet, immer geübt und zuweilen auch scharfe, wenn es notwendig erschien.

Die berührten Anklagen waren noch der Nachhall der Verstimmung, die in der junglettischen Partei gegen R. Schulz ohne genügenden Grund sich festgesetzt hatten. — Dieser Mann wurde gründlich gehaßt, obschon er gerade so viel für das lettische Volk, für dessen geistige Hebung gelebt und gearbeitet hat, eine lebendige Persönlichkeit, durch und durch ein Mann mit Einsicht in das, was dem Volke heilsam, und ohne Scheu auch im Kampf nach seiner Überzeugung für das Rechte einzustehen, ein frommes Herz ohne alle Eitelkeit.

Meine Bemühungen zur Pflege des Friedens in unsrer Gesellschaft und mit der nationalen Partei schienen nicht ganz vergeblich zu sein, und ich konnte in meiner Präsidialrede von 1866 die eingetretene größere Ruhe und Harmonie aufrichtig anerkennen, unter welcher unsre literärischen Arbeiten fröhlich fortschreiten konnten.

In demselben Jahr wurde unsrem Landvolk von der Regierung eine neue Gemeindeordnung verliehen. Das war ein neuer Schritt zu größerer Selbständigkeit des bäuerlichen Standes. Die Gemeinde bekam das Recht, Vertreter aus ihrer Mitte zu wählen, einen Ausschuß, dessen Beschlüsse dem Gemeindeältesten gewisse Direktive geben sollte für dessen verwaltende Tätigkeit. Ob dieses kleine Gemeindeparlament damals oder später schon die Weisheit besaß, nicht nach persönlichen Interessen, sondern nach unparteiischen objektiven Gründen Beschlüsse zu fassen, ist eine andere

Frage. Aber es waren jedenfalls neue Rechte, die das Volk erfreuten und die ihm hin und her auch den Kamm schwellen ließen.

In jener Zeit wurde zugleich die Macht der alten Gutspolizei eingeschränkt, zum Teil aufgehoben, die Macht der untersten Polizeiinstanz, des Gemeindeältesten, erweitert, und in jenen Jahren machte ein lieber Amtsbruder die Bemerkung, wir Pastoren haben früher lernen müssen, uns auf dem Parkett zu bewegen, in Zukunft werde uns diese Aufgabe auf dem Estrich zufallen.

Jedenfalls war auch die Gemeindeordnung wieder ein Schritt, welcher das Landvolk aus den Jahren der unreiferen Kindheit in die Selbständigkeit des Mannesalters führen sollte und zum Teil auch geführt hat, nämlich wo einsichtige Gemeinden verständige und charakterfeste Männer zu ihren Beamten wählten.

Bald hiernach erlebte ich die Ironie des Schicksals. Trotz meiner lettischen Studien und Liebhabereien wurde ich meiner lettischen Gemeinde entrückt (1867) und an eine rein deutsche (zu Doblen) berufen. Diese Versetzung hat mich übrigens nicht in der Erfüllung von Arbeiten gestört, die ich nun einmal neben dem geistlichen Amt als Lebensaufgabe betrachten durfte; denn in Doblen ward mir mancherlei Muße gewährt, die ich sonst schwerlich gewonnen hätte und die ich gerade hier zunächst der sprachlichen Emendation der lettischen Bibel widmen konnte.

In der lettisch-literärischen Gesellschaft zeigte sich die Freiheit unsres Standpunktes gegenüber den junglettischen Wühlereien oder auch Forderungen darin, daß ich meine Präsidialreden fünfmal (1867—1871) in lettischer Sprache hielt. Es machte mir und ebenso auch meinen Kollegen im Direktorium ein Vergnügen zu versuchen, wie weit die lettische Sprache geschmeidig und brauchbar wäre über das Niveau

des einfachen häuslichen Bedarfes hinauszugehen. Im Jahre 1872 hatte ich aber Anlaß in unsrer Jahressitzung ein ernstes Wort gegen die Forderung eines nationalen Geistes namentlich in der lettischen Presse, zu reden (dieses Mal deutsch). Mir schien bei unsren Verhältnissen ein gebildeter und humaner Geist dem Gemeinwohl viel dienlicher als ein nationaler Geist, und ich glaubte dabei nicht, einem reinen und edlen Nationalbewußtsein entgegenzutreten, weil Bildung und Christentum wohl über dem Nationalbewußtsein stehe, aber durchaus nicht dasselbe aufhebe. In der lettisch-literärischen Gesellschaft arbeiten Deutsche als „Freunde der Letten" mit Letten zusammen, hier dürfe dem nationalen Hader kein Raum gegeben werden. Die nationale Bewegung im Lande sei leider eine solche, daß besonnene Männer innerhalb und außerhalb des lettischen Volks bedenklich den Kopf schütteln. Wenn aber ein anderer vielleicht nicht geringer Teil ihr zustimme und von ihrer Strömung sich fortreißen lasse, habe das seinen Grund nicht in rein nationalen Gesichtspunkten, sondern in vielen anderen Gründen und Ursachen, die nebenbei mitspielen und in der ganzen Welt, nicht bloß in den baltischen Provinzen ihre Wirkung üben. Ein lettisches Blatt sehe es als eine Kränkung der Letten an, daß die Latweeschu Awises den Sieg der Deutschen über die Franzosen 1870/71 mit freudiger Teilnahme besprochen! Ein anderes Parteiblatt verbreite die angebliche Äußerung eines Pastors, die Letten seien gottlos ꝛc., sofern sie nach höherer Bildung strebten und würden vom Teufel geplagt, wenn sie nicht im Knechtsstande bleiben wollten.(!) Auf meine Frage nach dem Namen dieses Pastors, habe der Verfasser des Artikels ihn zu nennen sich geweigert. Einem nationalen Geiste, der solche Verdächtigungen und Anmaßungen zu Markte bringt, könne sich unsre Gesellschaft natürlich nicht anschließen, sondern

müsse ihn zur Ehre des lettischen Volks bekämpfen. Ich betonte damals und manchesmal, unsre Gesellschaft müsse im Frieden wissenschaftliche Arbeiten pflegen und der Schulbildung des lettischen Volks schrittweise, wenn sie es vermag, die Hilfsmittel bieten, welche die jedesmalige Gegenwart brauche, müsse sich aber vor uferlosen Schwärmereien über Bildungsstufen hüten, von welchen wir heute nicht wissen, ob und wann sie erstiegen werden können. Ich wandte mich damals besonders noch an die anwesenden Redakteure und bat sie, daß sie in solchem nationalen Geiste ihr Volk belehren und führen möchten, daß die Ehre ihres Volks darunter nicht leide, dann würde kein anderer Stand verunglimpft und dann würde unser Landvolk nicht in Nationalitätsschwindel hineingeführt werden.

Von da ab sprach ich in meinen Präsidalreden um so häufiger Deutsch, je weniger ich uns die Freiheit verkümmern lassen wollte, die eine oder die andere Sprache zu gebrauchen, wie es uns passend schien.

Ich muß wiederum zurückgreifen und nachträglich die Gründung des lettischen Vereins zu Riga 1868 erwähnen. Damit hatte sich ein Gedanke realisiert, der von den „Peterburgas Awises“ angeregt worden war. Es entstand damals in unsrer Metropole ein geistiger Mittelpunkt für alle nationalen Bestrebungen. Riga war der geeignete Ort dazu, denn hier saßen bereits und mehrten sich von Jahr zu Jahr Letten, die in verschiedensten Berufszweigen und Ämtern sich eine Stellung gewonnen hatten, vermögende, mehr oder weniger gebildete, zum Teil gut geschulte und studierte Leute. Der junge Verein nahm sich in erster Linie der notleidenden Volksgenossen an, die von einem Mißwachsjahr 1867 schwer heimgesucht waren. In zweiter Linie wollte der Verein die Geselligkeit seiner Mitglieder pflegen, wie das ja auch von alten deutschen Vereinen

in der Stadt längst getan wurde. Von hier aus breitete sich die Pflege einer neuen Form der Geselligkeit und des geselligen Vergnügens über das Land aus, wozu die in vielen Gemeinden entstehenden Gemeindehäuser das geeignete Lokal boten. Andrerseits wurden oft und an vielen Orten statt der früheren Krugsvergnügungen Tanzfeste im grünen Walde gegeben, welche aber von besonneneren Gemeindegliedern durchaus nicht immer alle sittliche Billigung erhielten.

Ein drittes war die Pflege der Volksbildung, welche sich zu einem Teil in der Unterstützung junger Letten zum Universitätsstudium zeigte, dann auch mehr und mehr in Kritik literärischer Erzeugnisse, in Hilfeleistung bei Herausgabe lettischer Werke, dann auch in Begründung einer wissenschaftlichen Kommission, die im Laufe der Zeit gewissermaßen zu einer lettischen literärischen Gesellschaft sich herauszubilden schien, um auf diesem Gebiet in nationalerem Sinne zu wirken als wir es vermochten oder beabsichtigten. Der rote Faden, welcher durch die ganze Tätigkeit des Rigaschen lettischen Vereins ging, war denn auch die Pflege des nationalen Geistes, und ich muß als charakteristisch hier bemerken, daß obschon die Hauptpersonen des lettischen Vereins in der Regel Mitglieder unsrer Gesellschaft waren, dennoch jene höchst selten eine gemeinsame Beratung ihrer etwaigen Desiderien beantragten und ebensowenig gern sich an unsren Problemen oder Projekten im Namen ihres Vereins beteiligen zu wollen schienen. Jene wollten offenbar eigne Wege gehen; als einen Beleg dafür erinnere ich an den bis heute noch nicht aufgegebenen Versuch von jener Seite die littauisch-polnischen Schriftzeichen in die lettische Literatur einzuführen, obschon dieselben den Littauern, offenbar aus politischen Gründen, von der Regierung bereits verboten waren. Die Littauer wurden dadurch zum Ge-

brauch der Kyrilliza für ihre Druckschriften gezwungen. (Ich kann übrigens nicht verschweigen, daß später vorübergehend eine Verhandlung zwischen uns darüber geführt wurde, wie man sich vielleicht über gewisse Reformen betreffs der alten üblichen Orthographie einigen könnte.)

Zur Charakteristik der damaligen Bestrebungen und als Zeichen der Zeit nenne ich hier noch folgende Erscheinungen, die Entstehung und Pflege lettischen Theaters, mancherlei Versuche, die lettische Sprache in den Dienst der Wissenschaft zu stellen und das Desiderium, lettische Schulen über das Niveau der Volksschulen zu heben.

Jedes Volk hat seine Lust an Schauspielen, warum nicht das lettische. Der Lette hat auch schauspielerische Begabung, ich habe Aufführungen kleiner Komödien durch einfache Leute aus dem Gesinde gesehen und die Gewandtheit bewundert, mit welcher manche Rolle gespielt wurde, und doch mochte keiner von den Neulingen jemals ein städtisches Theater besucht haben. An sehr vielen Orten auf dem Lande wurden Theateraufführungen veranstaltet, und die Übersetzungen deutscher Komödien wuchsen wie die Pilze aus der Erde, bis allmählich auch kleinere oder größere Originaldramen ans Licht traten. Im lettischen Vereinshause zu Riga befindet sich an der Langseite des viele Hunderte fassenden Saales eine Bühne, auf welcher bald eine stehende Truppe spielte, und jetzt gibt die Stadt Riga wie den Russen, so den Letten, die jetzt gegenwärtig einen bedeutenden Teil der Einwohnerschaft bilden, eine namhafte Subvention zur Erhaltung ihres nationalen Theaters und hat ein „zweites städtisches Theater“ gerade auch für jene Nationalitäten erbaut. Gegen dieses alles war nichts zu sagen, wenn nicht etwa auch hin und her die Volksschullehrer, vielleicht unter eigener Mitwirkung, die Schulräume gegen die Schulordnung dem publiken Amüse-

ment hingaben, oder wenn nicht der Inhalt der Komödien frivolem Geist und Scherz diente. Neuerdings hat sich ein in der Tat begabtes Ehepaar an die Übersetzung des Goetheschen Faust gewagt und in hohem Grade ist anzuerkennen, welche enormen Fortschritte die Gewandtheit im lettischen sprachlichen Ausdruck bereits bisher gemacht hat.

Aber solche, wenn auch recht gelungene literärische Versuche, können bisher doch nur bei einem sehr kleinen Teil des lettischen Volks Verständnis finden, und das ist auch zu behaupten hinsichtlich der Versuche, wirklich Wissenschaftliches in lettischer Sprache zu veröffentlichen. Für Poesie findet sich Empfänglichkeit doch noch bei einer größeren Zahl; fehlt hier das Verständnis, so macht sich doch das Gefühl geltend, aber wie viele Glieder des lettischen Volks sind fähig oder willig, eine Übersetzung etwa des Tacitus oder philologische Untersuchungen oder philosophische Spekulationen auch nur zu lesen. Dergleichen drucken zu lassen, ist ein Schlag ins Wasser, ist eine Überschätzung dessen, was das Volk braucht, es ist ein Traum, daß solches dem Volk diene.

Ebenso war es ein Traum, wenn man in jenen Jahren von Mittelschulen phantasierte, die sich der lettischen Unterrichtssprache bedienen könnten. Otto Kronwald wollte diesen Gedanken 1873 an der Parochialschule zu Alt-Pebalg, die zu einem Gymnasium erhoben werden sollte, realisieren, fand aber bei seinen praktischer urteilenden Freunden Widerstand, welche voraussahen, daß diese lettisch geschulten Gymnasiasten niemals ein Maturitätsexamen behufs Eintritt in die Universität machen würden. Dem Traum ward ein jähes Ende durch die Einführung der russischen Sprache in alle Schulen bereitet.

In den 70er Jahren stieg die nationale Flut langsam aber stetig. Das Vorbild der tschechischen Bestrebungen, die

deutsche Sprache und das deutsche Volkstum aus Böhmen zu verdrängen, wirkte zu einem Teil bis hierher, zu einem anderen Teil war das Vorbild der nachbarlichen Finnen von Einfluß, denen es bereits gelungen war, ihrer Sprache im gesamten Schulwesen und im Landtage eine bedeutende Stellung neben der schwedischen zu erringen. Betreffs dieses Vorbildes wurde freilich von unsren Parteiführern die ganz andere Kulturstufe des finnischen Volkes und namentlich die ganz andere staatsrechtliche Stellung Finnlands in seinen Beziehungen zum russischen Reich verkannt.

Die Zahl der in Dorpat, Petersburg und Moskau studierenden Letten vermehrte sich von Jahr zu Jahr. In Dorpat bildete sich eine Landsmannschaft, die Lettonia, und erwarb sich allmählich eine Stellung neben den alten deutschen Korporationen. Diese jungen Leute wurden zu allermeist von ihren eignen eben nicht mehr unbemittelten Eltern und höchstens durch einige Stipendien seitens des lettischen Vereins in den Studienjahren erhalten bei eigner oft sehr großer Sparsamkeit. Ich kenne einen Fall, wo ein lettischer Knabe durch wohlwollende Unterstützung eines deutschen Herrn Schule und Universität absolvieren konnte, und in die Heimat als Kapitalist zurückkehrte. Eine namhafte Summe hatte er von seinem mäßig großen Stipendium erübrigen können. Die studierten Letten rückten in alle Branchen des bürgerlichen Berufes und des Staatsdienstes ein, wie zuvor schon und immerfort die minder geschulten in die subalternen bzw. mittleren Ämter der zahlreichen behördlichen Kanzleien, wo sie eine um so einflußreichere Rolle spielen konnten, je mehr im Laufe der Zeit die höheren Stellen in den Staatsbehörden durch Russen besetzt wurden, die mit den Landesverhältnissen völlig unbekannt waren und durch ihre Untergebenen darüber sich erst orientieren lassen mußten. Es verstand sich

von selbst, daß alle jene Leute mit wenigen Ausnahmen der nationalen Partei angehörten und ihrerseits vielen jüngeren Volksgenossen auch halfen emporzuklimmen und sich schmeicheln konnten, allmählich die baltischen Deutschen zurückzudrängen. —

Meine Präsidialrede von 1872 wirkte wie ein Funken ins Pulverfaß und war die Ursache zu einer langen Reihe von Anfeindungen sowohl meiner Person, als auch der lettisch-literärischen Gesellschaft seitens der nationalen Partei. Die lettische Parteipresse veröffentlichte eine Menge von Anklagen gegen die angeblich feindselige Gesinnung, die ich gegen das lettische Volk hegete, und gegen den angeblichen unlettischen Geist, den wir Deutsche in die Volksschulen brächten. Man behauptete, daß ich seit dem Jahre 1870, wo ich bei Einweihung des neu erbauten lettischen Vereinshauses zu Riga mich sympathisch über die lettische Nationalbewegung geäußert hätte, nun ein ganz andrer geworden, ein Gegner derselben. Die handgreiflichen Mißverständnisse, die unlogischen Folgerungen, ja auch die Verdrehungen, nötigten mich zu mancher Antwort, es lohnt sich aber nicht, darauf hier genauer einzugehen. Aber meinen Konflikt mit Otto Kronwald kann ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen; denn er ist zu charakteristisch für den damals in den extremen Köpfen herrschenden Geist. Wir mochten sagen, was wir wollten, und tun, was wir wollten, man faßte es immer mit einem Vorurteil auf.

Im Juni des Jahres 1873 fand das erste allgemeine lettische Sängerfest in Riga statt. Die Anregung dazu hatte das schön gelungene Doblensche Sängerfest gegeben, welches von dem Direktorium der lettisch-literärischen Gesellschaft im Jahre 1870 veranstaltet und geleitet worden war. Man hatte auch mich als Ehrengast nach Riga eingeladen. Die Leistungen der 43, teils ge-

mischten, teils Männerchöre aus beiden Provinzen unter der Oberleitung der beiden Musiklehrer Sihle-Walk und Behting-Irmlau, waren höchst erfreuliche, und ich werde es niemals vergessen, mit welchem grandiosen Beifall die trefflichen Vorträge lettischer Volkslieder nach dem vierstimmigen Satz von Zimse im Kaiserlichen Garten von dem Rigaschen Publikum belohnt wurden. Niemals zuvor war dergleichen bei uns gehört worden. Bei dem Festmahl im Vereinshause fühlte ich gerade als Freund der Volkspoesie mich zu einer Tischrede veranlaßt, welche ins Deutsche übersetzt, nach einer anerkennenden Besprechung des geistlichen Konzerts vom ersten Tage, so lautete: „Das besondere Verdienst des gegenwärtigen Gesangfestes besteht darin, daß es zum erstenmal das lettische Volkslied in künstlerischer Weise zum Vortrag bringt. Das Volkslied war einigermaßen beiseite geworfen, es war an manchem Ort mißachtet. Jetzt wird es wieder ans Licht und zu Ehren gebracht. Über das Volkslied könnte man viel reden, und ein Herz, welches das Volkslied liebt, fühlt sich dazu gedrängt. Aber die Zeit ist kurz. So gestatten Sie mir wenigstens ein kurzes Wort dem Volkslied zur Anerkennung, warum es eine gewisse Zeit in Siechtum verfallen gewesen. Das Volkslied ist nicht in der Gegenwart entstanden oder gedichtet, sondern in der grauen Vorzeit, in den ersten, sozusagen Kindheitszeiten des Volks, denn so dürfen wir doch die ersten Anfangsperioden, seien es Jahrhunderte oder Jahrtausende, bezeichnen. Wir finden in den Liedern wohl aller Völker die lieblichsten und tiefsten Gedanken, aber doch nicht als Ausdruck klügelnder Reflexion, sondern als einen Erguß der unmittelbaren Herzensempfindung. Den tiefsten Schatz des Herzens legt das Volk in seine Lieder hinein und offenbart es darin, nicht aus der Kraft des Verstandes, aber aus der des Gemüts, ebenso wie in den Jahren der Kindheit

einen jeden von uns noch nicht der Verstand, sondern das Gemüt geleitet hat.

Wie aber dem einzelnen Menschen, so kommt auch dem Volk die Zeit, wo es anfängt zu reflektieren. Dann legt es nebst manchem kindischen Wesen auch manches kindlich Schöne ab. Dann haben die Völker auch ihre alten Lieder beiseite geworfen und mit Unrecht auch vergessen, und haben sie für Kindereien gehalten, und doch sind's nicht Kindereien, wenn auch ein kindlicher Sinn und ein kindliches Herz darin lebt.

Wenn ein Mensch sich normal entwickelt, so entwickelt er sich ebensowohl nach seinem Denken und Urteilen, wie nach seinem Fühlen und Empfinden. Dann genießt auch noch der Greis mit geweihter Freude die Erinnerungen der Kindheit. Wenn ein Volk sich normal entwickelt, dann entwickelt es sich auch ebensowohl nach seinem Denken und Urteilen, wie nach seinem Fühlen und Empfinden, und so vergißt es nicht seine Vergangenheit und seine Anfänge, und ehrt die Lieder seiner Vorfahren, und in denselben seiner Vorfahren Seelenleben.

Im lettischen Lande sind die Volkslieder niemals durchaus beiseite geworfen und vergessen worden. Es ist nicht wahr, was manche behauptet haben, daß die Volkslieder bei uns verstummt seien, seitdem fremde Machthaber ins Land gekommen und es beherrscht. Auch in den schwersten Zeiten hat das lettische Volk gesungen und singt bis zum heutigen Tage. Verstummt sind die Lieder freilich in der Umgegend der Städte und in den Gegenden, wo die Leute besonders verfeinert und geschult sind. Dort hat die Reflexion überhand genommen, und die Güter des Herzens sind verkommen und verloren. Jetzt werden die Regungen des Herzens wieder lebendig, und warme Gemüter wenden sich wieder zu den Volksliedern und werden singend und

lauschend von der innern Gewalt der Lieder bewegt und ergriffen.

Anderen freilich ist es anders ergangen, sie haben nämlich den Wert des Volksliedes allzuhoch geschätzt. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß in unsren Volksschulen alles in Ordnung wäre, wenn nur die Kinder das Volkslied zu singen und zu ehren gelernt hätten. Es wird wohl noch einiges andere zur Blüte unsres Schulwesens erforderlich sein.

Doch wollen wir uns hierbei nicht aufhalten. Wollen wir weiter gehen und fragen, welche Männer dahin gestrebt und sich gemüht haben, daß das lettische Volkslied wiederum, wie es sich gebührt, zu Ehren gekommen. Der erste, den ich nennen will, ruht schon unter dem grünen Rasen. Das ist der heimgegangene Vater Ulmann. Der besaß so recht den kindlichen Geist; so hat er schon vor 50 Jahren die Schönheit und den Wert des lettischen Volksliedes erkannt und ist wohl der erste gewesen, der es in Rede und Schrift gepriesen und aus dem Munde des Volks gesammelt hat. ...*)

Der andere hier zu Erwähnende lebt noch, und wir sehen sein greises Haupt hier unter uns. Der hat sich das Verdienst erworben, die Melodien des Volksliedes vierstimmig zu setzen nach den Gesetzen der Kunst, ohne doch den nationalen Charakter verloren gehen zu lassen. Ohne seinen Kunstsinn, ohne seine Mühe und Arbeit wäre unser heutiges Fest nicht zu stande gekommen, und euch Sängern sind Zimses Noten, während ihr singt, vor den Augen. Er hat euch die Lieder in der höheren Kunstform dargereicht, und er hat euch Livländern eure Volksschul- und Gesangslehrer erzogen und ausgebildet.“ —

*) Meine hieran geknüpfte Erwähnung des Liedersammlers Büttner-Kabillen ist an dieser Stelle nicht nötig zu wiederholen.

Nach diesen Worten brachte ich Zimses Hoch aus. — Diese meine Tischrede, welche wohl kein etwas unbefangen denkender Beurteiler als eine Schmähung des lettischen Volksliedes wird ansehen können, wurde dennoch von O. Kronwald als solche aufgefaßt. Er bestieg bald nach mir die Rednertribüne, kehrte meine Worte wie einen Handschuh um und behauptete, ich habe das lettische Volkslied als kindisch und wertlos verunglimpft. Auf solchen Unverstand zu antworten war natürlich nicht möglich, aber ich hätte den Tisch und den Saal sofort verlassen, wenn mein Tischnachbar C. Woldemar, der Gründer der baltischen Seemannsschulen und der Urheber lettischer Kolonien im Gouvernement Nowgorod, mich nicht von einem solchen Aufsehen erregenden Schritt zurückgehalten hätte. Aber freilich ich habe nachher meinen Fuß in das lettische Vereinshaus nicht wieder gesetzt, bis nach zwei Jahrzehnten die Stimmungen gewechselt hatten und eine ähnliche Behandlung, wie ich sie 1873 erfahren, nicht mehr möglich war.

Wenn ich vielleicht zu ausführlich über meine aktiven und passiven Beziehungen zu der nationalen Partei im Obigen berichtet habe, so hat das seinen Grund darin, daß ich auf diese Weise Urteilen habe entgegentreten wollen, die mein Wollen und Streben falsch darstellten. Man hat mir vorgeworfen, daß ich der Urheber der nationalen Bewegung unter den Letten gewesen sei. Meine Schriftstellerei ist wesentlch eine wissenschaftliche gewesen, und Grammatiken, die durchaus für das Bedürfnis der Deutschen oder gar nur für Philologen von Fach geschrieben waren, können unmöglich auf die Gemüter der Volksmasse einen Einfluß geübt haben. Wo ich aber wesentlich redend, sei es in der lettisch-literärischen Gesellschaft oder sonst wo einmal auch zu den Letten gesprochen, habe ich in so objektiver und unparteiischer Art wie nur möglich es zu tun mich bemüht;

die obigen Mitteilungen werden es dem Vorurteilslosen hoffentlich gezeigt haben. Die Billigkeit fordert es, daß wir an einem kleinen Volke nicht tadeln, was wir an einem großen Volke loben. In den lettischen Zeitschriften meine Feder zu beschäftigen, dazu habe ich nie eine Neigung verspürt, weil es meiner Naturanlage nicht entsprach, und habe es nur dann getan, wenn ich groben Irrtümern oder sittlich unstatthaftem Gebaren entgegenzutreten mich verpflichtet fühlte, und wenn ich so einige Male dem Parteitreiben einen Halt zuzurufen gewagt habe, so bin ich eben zeitweilig von der Partei für einen Feind des Volks erklärt, aber niemals als ein Parteigenosse angesehen worden.

Ein werter Freund, der Seminardirektor C. Heinr. Ed. Sadowsky zu Irmlau, pflegte auch gerade diesen Vorwurf mir zuweilen zu machen, und andere haben auch ihn wiederum angeklagt, daß er es zu verantworten habe, wenn seine Schüler zum Teil nationale Schwärmer und Agitatoren geworden. Freilich hat Sadowsky mit Treue und Liebe sein ganzes Leben den Letten geweiht. Aber er war ausschließlich Pädagog und allen nationalen Träumen abhold. Die Tatsache darf nicht verkannt werden, daß gleich wie die Wissenschaft, ebenso die elementare Schulbildung ein zweischneidiges Messer ist. Man kann alles mißbrauchen und auch das in Fluch verkehren, was ein Segen ist.

Durch alle auch üblen Erfahrungen, die ich in jenen Jahren machte, ließ ich mich nicht beirren, namentlich in meinen Präsidialreden, wo ich immer auch mehr oder weniger maßgebende Vertreter der lettischen Presse vor mir hatte, die offenherzigsten Urteile bzw. auch Verurteilungen verkehrter Wege laut werden zu lassen. Im Dezember 1875 expektorierte ich mich ausführlich über die literärischen

Kritiken der lettischen Blätter und fand mich gedrungen zu rügen, wie äußerlich diese Kritiken sich an oft nur vermeintliche Mängel in der Orthographie oder in der Sprachform hielten und wie inkompetent die Kritiker in der lettischen Presse für die Beurteilung des positiven Inhalts und auch der Sprachform der lettischen Literatur waren. Die Leser kamen dadurch in Gefahr, Nebensächliches für sehr wichtig und die Hauptsache für Nebensächliches zu halten. Das Volk bedarf bei der Wahl seiner Lektüre viel mehr eines Hinweises auf den wahren, guten, schönen, oder aber unwahren, schlimmen, häßlichen Inhalt der gedruckten Sachen, als eines Hinweises auf etwa mangelhafte Formalien. Dazu kommt, daß ungenügend gebildete Kritiker oft weder ihre Muttersprache noch eine andere Sprache beherrschen und kein rechtes Bewußtsein von dem genuinen Wesen der eignen Sprache haben und doch zu gleicher Zeit sich das vollkommene Urteil darüber anmaßen. So gefährden denn auch solche Leute, wie sie selbst es kaum ahnen, den Bestand ihrer eignen Literatur und Nationalität.

Mein damaliger Appell an die Redakteure der lettischen Blätter war wieder einmal eine Lanze, die ich zu Gunsten des lettischen Volks brach und doch zugleich manchem seiner Spitzführer ein Ärgernis gab.

In derselben Rede erörterte ich das kritisierende Wesen unsrer Zeit nach der Seite der wachsenden Parteiung. Bei fortschreitender geistiger Kultur differentiiert sich das Urteilen und Wollen der Menschen. Es ist auch an sich kein Unglück, wenn Parteien im Lande entstehen, sie müßten aber nur nicht vergessen, daß sie Teile eines zusammengehörigen Ganzen sind. Das sittlich-religiöse Bewußtsein und die Liebe zur Wahrheit müßte immer die leicht auseinander fahrenden Köpfe und Herzen doch zu einer Union drängen.

Die Konfessionalität wird heute oft getadelt und doch hat jede Partei ihr religiöses oder politisches oder soziales Bekenntnis und schreibt es hoch auf ihre Fahnen. Ein Ausgleich sollte aber gesucht und angebahnt werden, damit man die schlimmste Beschränktheit dieser Selbstgefälligkeit vermeide. Die Konsequenz aus den allgemeinen Gedanken ziehend, wünschte ich, daß unsre Gesellschaft, sofern hervorragende Personen beider Volksgemeinschaften hier miteinander arbeiten und verkehren, eine Gelegenheit bieten möchte zu wechselseitiger Würdigung und Verständigung.

Wir erfuhren damals den öffentlichen Vorwurf, daß wir (die lettisch-literärische Gesellschaft) das lettische Volk und seine Sprache ꝛc. nur als ein Forschungsobjekt ansähen und das Resultat unsrer Forschungen der internationalen Wissenschaft darböten, aber nicht des lettischen Volks Kenntnisse, Bildung und geistiges Wohlergehen förderten. (Diese Anklage widersprach merkwürdigerweise anderweitigen Beschwerden, welche unsre Tätigkeit nach mißverstandenem Wortlaut unsrer Statuten auf die Formalien der Grammatiken und des Lexikons beschränken wollten!) Ich muß es ja anerkennen, daß meine Person besonders für die internationale Wissenschaft hat arbeiten wollen, aber ich bin mit ganzer Energie zugleich dafür eingetreten, daß unsre Gesellschaft in dem Namen der „Lettenfreunde" (Latweeschu draugi) mehr als einen bloß leeren Titel führe, und daß letzteres nicht der Fall ist, beweist unsre Fürsorge für die Latw. Awiſes, die langdauernde und mühsame Arbeit an der Emendation der lettischen Bibel und mancher anderen dem kirchlichen Gemeindeleben dienenden Bücher. Wenn wir aber Philologisches, Historisches, Archäologisches, Ethnologisches, Mythologisches, Traditionelles deutsch besprochen oder schriftlich bearbeitet haben, so sind zwei Gründe dafür maßgebend gewesen: zunächst die Unzulänglichkeit der lettischen

Sprache zur Behandlung solcher Dinge, das Nichtvorhandensein ausgeprägter, klar verständlicher, fest bestimmter termini technici für die Begriffe eines gereifteren Denkens, und der tatsächlich wohl nicht widerlegbare Zweifel, ob es sich lohne Manneskraft daran zu setzen, um solche termini neu zu schaffen zur Emporhebung unsres lettischen Volks auf eine wissenschaftliche Kulturhöhe. Damit versagen wir unsre Teilnahme durchaus nicht denjenigen, die das Zeug dazu haben oder die den Zug dazu in sich fühlen, ihre Muttersprache zum Gebrauch für höhere Gebiete auszubilden.

Ein zweiter Grund ist der, daß jeder Schriftsteller Leser zu haben wünscht und zwar möglichst viele und möglichst kompetente hinsichtlich des Urteils. Und gilt heute der Wunsch und das Streben, das Wissenswürdige für weitere auch nicht wissenschaftlich gebildete Kreise zu popularisieren, so muß ja das Streben wohl anerkannt werden, aber bei der Popularisation des Wissenswürdigen, namentlich des noch nicht recht Erforschten und Erkannten, werden oft viele irrige Ansichten verbreitet, auch bei uns, z. B. über lettische Mythologie, Landesgeschichte u. s. w. Jedenfalls haben einen pädagogischen Beruf an unsrem Landvolk die höheren Stände des Landes, die weltlichen und auch der geistliche, die gebildeteren Glieder des lettischen Volks und nicht an letzter Stelle die lettisch-literärische Gesellschaft auszuüben.

Im Sommer des Jahres 1880 wurde ein zweites allgemeines lettisches Sängerfest in Riga veranstaltet und leistete, wenn man an die einfachen Landleute nicht den Anspruch der höheren künstlerischen Schulung stellte, sehr Erfreuliches. Natürlich war es, daß sich bei und nach der Feier viel Selbstgefühl äußerte über die Leistung, aber charakteristisch war es auch, daß sich in der Presse nirgends

darüber eine Äußerung kund tat, wodurch solche Sängerfeste gerade im baltischen Lande möglich geworden waren. Die Letten klagten immer über den Druck, der jahrhundertelang durch die Herrschaft der Deutschen im Lande auf ihnen gelastet hätte. Aber sie beachteten nicht den Segen, den die deutsche Herrschaft in denselben Jahrhunderten den Letten in kultureller Hinsicht gebracht. Von dem Ostufer des Peipussees bis Archangel und Odessa und bis an den Ural und darüber hinaus waren solche Sängerfeste, wie wir sie im baltischen Lande hatten, ein Ding der Unmöglichkeit. Aus sich selbst hatte das lettische Volk sein Schulwesen und den Sinn für dergleichen Kunstleistungen nicht hervorgebracht.

Es war ein tragisches Verhängnis, daß trotz aller Bemühungen der Friedensfreunde die Agitation der lettischen Presse, die feindselige Stimmung der nationalen Partei sich immer mehr zuspitzte und die Sympathie der Deutschen im Lande für die Letten nicht vermehrte, sondern verminderte. Diesen letzten Umstand kann ich durch eine Anekdote charakterisieren. Eine Libausche Hausfrau hatte auf dem Markt ein Ferkel gekauft. Als die Köchin es sah und seine Farbe, schwarz und gelb gefleckt, bemerkte, äußerte sie ihr Mißfallen über die Häßlichkeit des kleinen Tieres: „Pflegen will ich ihm wohl, aber lieben kann ich ihm nicht.“ Der Ehemann jener Hausfrau wandte das Wort der Köchin in einem Brief an mich auf das Verhältnis der Pastoren zu dieser Partei an, deren Einfluß auf das Volk dessen Liebenswürdigkeit nicht wenig minderte.

In der lettisch-literärischen Jahressitzung von 1881 nahm ich in meiner Eröffnungsrede Anlaß, von dem Unterschiede der Tendenzen zu reden, welche einerseits in der lettisch-literärischen Gesellschaft, andrerseits in dem lettischen

Verein zu Riga und in dem ehstnischen literärischen Verein (eesti kirjameeste selts) zu Dorpat obwalteten. Wir wollen für humane Kultur arbeiten, die anderen für nationale. Wir streben nach Einigung. Die Natur unsres Strebens ist einigend, versöhnend, ohne einem Volkstum zu nahe zu treten; denn human und national sind keine kontradiktorischen Gegensätze, und die Humanität achtet jedes Volkstum; das Streben der anderen ist scheidend und befehdend.

In derselben Sitzung hielt ich es für meine Pflicht zur Sprache zu bringen, daß ein Mitglied unsrer Gesellschaft in dem von ihm redigierten Blatt (Balss) habe drucken lassen, daß die lettisch-literärische Gesellschaft Waffen geschmiedet und dahin gearbeitet habe, die Existenz des lettischen Volks zu untergraben, das geistige und materielle Gedeihen des lettischen Volks zu hemmen. Es sei nun, sagte ich, die Frage, ob es einem Gliede der Gesellschaft gestattet werden könne, derartig öffentlich gegen die Gesellschaft aufzutreten, solange es derselben noch angehöre. Die Gesellschaft sei es ihrer Ehre schuldig, hierüber sich klar zu werden und einen Entschluß zu fassen. In der hieran sich schließenden Debatte kam es zu einer Erregung der Gemüter, wie sie niemals zuvor oder nachher bei unsren Sitzungen erlebt ist. Das Glas war voll, und es fehlte nur ein Tropfen, so mußte es überlaufen. Es gelang trotzdem noch einmal, einen gewissen, scheinbaren Frieden herzustellen, indem Redakteur A. Waeber in einer ad hoc gewählten Kommission von drei Gesellschaftsgliedern sich bereit erklärte, eine bestimmte Erklärung als Satisfaktion in der Balss zu veröffentlichen. Es war ein Friede, aber nach dem Gefühl und der Überzeugung der Beteiligten ein fauler Friede. So war es eine gewisse Notwendigkeit, daß in der Sitzung des folgenden Tages das Feuer wieder emporloderte. Es

war ja nicht gelöscht, sondern glühte unter der Asche immer fort. Redakteur Waeber stellte den Antrag, daß aus dem Tags zuvor gegebenen Bericht des livländischen Direktors, Th. Döbner-Kalzenau, diejenigen Stellen im Protokoll der diesjährigen Sitzung nicht gedruckt werden sollten, welche wegen ihrer scharfen Kritik gegen die lettische nationale Presse schon eine mündliche Kontroverse und eine Erbitterung der Gemüter hervorgerufen haben und weiterhin Kontroverse in der Presse hervorrufen könnten. Mit diesem Antrag schien der Tags zuvor mühsam geschlossene Friede in Frage gestellt oder aufgehoben, und Pastor Ulmann-Luhde-Walk forderte deshalb, daß unsre Gesellschaft, da sie die kritischen Urteile ihres Direktor Döbner als wohlbegründet ansehe, daß die Gesellschaft auf den vollen uneingeschränkten Abdruck seines Berichts dringen müsse, und daß der Antrag des Pastor Bergmann sofort zur Abstimmung gebracht werde, wenn Redakteur Waeber seine Tags zuvor zugestandene öffentliche Erklärung zurückziehe. Herr Waeber zog seine Erklärung zurück, hob also damit den Friedensschluß vom Abend zuvor auf und erklärte folgerichtig seinen Austritt aus der Gesellschaft. Der Antrag Bergmanns wurde danach mit großer Majorität angenommen, daß nämlich der Redakteur des Baltijas Wehstnesis, Hofrat Dihrik, auch nicht mehr als Gesellschaftsglied angesehen werden solle, weil sein Blatt dieselbe Farbe habe wie die Balss. Am Abend zuvor hatte Advokat Kalning sich mit Waeber und Dihrik für solidarisch verbunden erklärt und war in der Debatte in einer Weise aufgetreten, daß die Gesellschaft sich dergleichen Vorgängen in Zukunft nicht mehr aussetzen wollte und mit großer Majorität auf dem Ausschluß auch dieses Gliedes bestand. Damit war nun allerdings ein Riß geschehen, der in gewisser Hinsicht bedauerlich war, in andrer Hinsicht nicht vermieden

werden konnte. Ehescheidungen sind immer ein Unglück, aber sie werden doch einmal notwendig, wenn zwischen Ehegatten die innere Harmonie so gestört ist, daß sie füglich sich nicht wieder herstellen läßt. Es kann auch zugestanden werden, daß bei Ehescheidungen beide Teile, sei es mehr oder weniger, Schuld tragen. Man hat der lettisch-literärischen Gesellschaft vorgeworfen, sie hätte bei den Beschlüssen in der Dezembersitzung 1881 formale Fehler begangen. Das ist möglich, aber wer die Verhältnisse aus eigner Erfahrung gekannt hat, wird zugestehen, daß wenn der Ausschluß jener Männer nicht erfolgt wäre, doch nur zusammengeleimt worden wäre, was in kurzem wieder brechen mußte; bei den Stimmungen, die eben herrschten, war ein Zusammenarbeiten eben ein Ding der Unmöglichkeit.

Welche Folgen dieser bedauerliche Zwischenfall vom Dezember 1881 auch für meine Person haben sollte, trat hervor, als ich dem Auftrag des Justizministers Nabokow zufolge die Übersetzung der Justizordnungen von 1864 gemacht und dem Ministerium eingeliefert hatte.

Die Sache trug sich also zu. Im Oktober 1880 war ich vom kurländischen Generalsuperintendenten nach Petersburg delegiert, um dort am Jahresfeste unsrer Unterstützungskasse zu predigen. Bei jener Anwesenheit forderte mich der Senator Gerhard von Reutern, damals Präsident des evangelisch-lutherischen Konsistoriums, bei Gelegenheit einer Abendgesellschaft im Hause des Oberpastor Findeisen auf, die erwähnte Übersetzung zu machen. Das geschah unter einem Palmbaum, der in dem Salon stand, und ich erlebte, daß man unter Palmen nicht ungestraft wandle. Ich versuchte den Auftrag abzulehnen, da ich mich weder in der russischen Sprache genügend stark fühlte, noch in der Jurisprudenz bewandert war. Senator Reutern meinte dagegen, ich könnte „die schwarze Arbeit“ von einem andern machen

lassen, und nannte mir zu diesem Zweck den cand. jur. Sterste, welcher dem Ministerium von lettischer Seite für die ganze Arbeit empfohlen worden war. Senator Reutern veranlaßte danach einen Besuch Herstes bei mir, wo mir dieser schon die von ihm angefangene Übersetzung der Justizordnungen vorlegte. Unser Gespräch zeigte mir bald, daß wir beide in Harmonie nicht zusammen arbeiten könnten, weil ich glaubte, eine möglichst genuine Lettizität der Übersetzung fordern zu müssen, und weil ich nicht zugeben konnte, daß die etwa schon üblich gewordenen juristischen termini technici alle tadellos seien. Ich meinte, die lettische juristische Sprache sei erst in ihren Anfängen und könne und müsse noch im Interesse des Verständnisses gebessert werden. Daß ich an Sterste vorüberging, ist mir von der Partei schlimm angerechnet worden. Ich suchte nun als Beirat in sprachlichen Fragen meinen lieben Nachbar und Freund, Pastor C. Wilpert-Sjuxt, und in juristischen Fragen den Beirat von Fachleuten, und machte mich an die Arbeit. Als ich sie dem Ministerium vorgelegt, ließ dieses mein Manuskript in gutem Vertrauen drucken. Da vereinigten sich die lettischen Juristen in Riga zu einer scharfen Kritik meiner Arbeit. Sie verteilten unter sich die einzelnen Abschnitte, jeder begutachtete einen besonderen Teil der Justizordnungen und um dem Urteil Nachdruck zu geben, stellte sich der Prokureur Mjässojedow-Riga an die Spitze, zog die Summe aus den einzelnen Noten, und das Schlußurteil fiel dahin aus, daß meine Übersetzung ebenso hinsichtlich ihrer Lettizität sehr angreifbar, als auch wegen ihrer juristischen Mißverständlichkeit durchaus ungeeignet sei. Nachdem der Minister die umfassende Anklageakte gegen mich erhalten hatte, sandte er mir dieselbe zu und erwartete von mir natürlich eine Gegenäußerung.

Was die Lettizität anlangt, hatte ich das Vergnügen,

meinen Anklägern in den allermeisten Fällen nachzuweisen, daß sie die Feinheiten ihrer Muttersprache infolge der Aneignung der russischen und deutschen Sprache in vieler Hinsicht nicht mehr im Bewußtsein hätten. Sie hatten z. B. volkstümliches Lettisch ausmerzen wollen und unlettisches Deutsch-Lettisch dafür vorgeschlagen, wie wir letzteres in neuerer Zeit in lettischen Schriften gerade aus lettischer Feder oft finden. Was die juristischen termini technici anlangt, so waren die Ausstellungen meiner Ankläger vielfach begründet. Das war aber weniger meine Schuld als die der lettischen Sprache selbst, welche eben noch garnicht im stande war und noch nicht im stande ist, die feinen Nüancen juristischer Begriffe entsprechend der Forderung der Wissenschaft auszudrücken. Das Justizministerium befand sich in der schwierigen Lage einen Entschluß zu fassen, da ihm selbst die sprachlichen Fragen vollständig fern lagen. Es übergab also die strittige Sache gewissermaßen einem Schiedsgericht, einem Komitee von 3—4 deutschen, der lettischen Sprache kundigen Juristen (zum Teil städtischen, zum Teil Saatsbeamten), welche nach unbefangener Prüfung ihr Urteil abgaben, auf Grund dessen meine Übersetzung in gewissen Punkten umgearbeitet wurde, ich weiß es nicht von wem und ich weiß es nicht in wie weit. Persönlich ließ mich die Sache kalt, aber für unser Parteiwesen war sie charakteristisch.

In den 80er Jahren entwickelte sich der lettische Verein zu Riga und seine wissenschaftliche Kommission (finibu komisija) rührig weiter und weiter, und der rote Faden, der durch alle Aktionen sich hindurch zog, war und blieb das Streben, die lettische Nation als solche zu heben. So veröffentlichte der Verein 1884 einen Bericht, welcher bedauerte, daß dem lettischen Volk noch immer „ein Mittelpunkt fehle, um den die Schriftsteller, die Männer der

Wissenschaft, die Dichter sich sammeln und wo jeder strebende Geist Belehrung, Ermunterung, Förderung seiner Arbeit finden könnte". Die lettisch-literärische Gesellschaft ist, meine ich, seit langen Jahrzehnten ein solcher Mittelpunkt in gewisser Beziehung gewesen. Alle Desiderien der nationalen Partei zu realisieren wäre sie niemals weder fähig noch willig gewesen, schon aus dem einfachen Grunde, daß sie damit aus dem Rahmen ihrer Statuten herausgetreten wäre. Die Verfolgung nationaler Ziele mußte billig den Letten selbst überlassen bleiben, wenn sie die Kraft dazu besitzen. Wird diese Kraft überschätzt und gehen die Bestrebungen ins Extrem, so geht den Provinzen der Segen der Einigkeit und des Friedens zwischen den Bevölkerungsgruppen verloren, und die Zersplitterung hemmt den Fortschritt.

In dem benachbarten Preußisch-Littauen traten gerade auch in dieser Zeit unter anderen Verhältnissen ähnliche Erscheinungen auf. Der Byruta-Verein wollte ebenso die Littauer wie unsre Nationalen in Riga die Letten mehr und mehr zum agierenden Subjekt machen, und wollte sich nicht dabei begnügen, das Volk bloß ein Objekt der Forschung oder der Fürsorge und Pflege bleiben zu lassen. Solche Erscheinungen und Bewegungen sind ja ganz natürlich, aber es liegt auch in der Natur, daß auf der einen Seite mehr kühle besonnene Sachlichkeit, auf der anderen mehr Gefühlserregtheit, ja auch Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit waltet und daß hieraus wieder Täuschungen und Phantasien erwachsen, die mit der Zeit im Winde zerflattern.

Das Jahr 1885 bezeichnet nun gerade für das lettische Volk eine Epoche, wie dasselbe niemals zuvor eine solche erlebt hat. Ob die lettische Presse damals eine Ahnung gehabt oder geäußert, ist mir entgangen, aber ein ehstnisch-nationales Blatt (der Olewik) fing im Oktober des Jahres

an zu fragen, ob das ehstnische Volk sich erhalten oder mit einem anderen verschmelzen werde. Diese Frage war ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit. Es dämmerte das Bewußtsein auf, daß den Nationalen im baltischen Lande eine viel ernstere Gefahr von Osten drohe, als die Deutschen im Lande ihnen in sieben Jahrhunderten gebracht hatten. Die Gründe seiner stillen Besorgnis nennt das ehstnische Blatt damals nicht, aber dem Einsichtigen waren sie ebensowenig fremd als wie die Sonne am Mittagshimmel oder wie die heraufziehenden Abendschatten. Gerade 1885 wurde von seiten der Reichsregierung der nationalen Bewegung ein Halt geboten. Die tatsächlichen Momente waren folgende: 1. Der Kurator des Lehrbezirks begann sogenannte Ministerschulen in den Landgemeinden zu gründen, in welchen die Unterrichtssprache wesentlich die russische sein mußte, die unter dem Ministerium der Volksaufklärung standen und somit aus dem Organismus der evangelischen Kirche des Landes losgelöst wurden. Bald danach geschah schrittweise Ähnliches mit unsrem gesamten Volksschulwesen. 2. Die russische Sprache wurde erforderlich in der Geschäftsführung der Gemeindeverwaltungen und Gemeindegerichte. Diese Anfänge zeigten deutlich genug, daß die lettische Sprache keine Aussicht mehr hatte im Lande, in den Schulen oder Behörden sich auszubreiten. Ex ungue leonem. Eine Konkurrenz mit der deutschen Sprache war möglich, mit der Reichssprache unmöglich. Das Jahr 1885 machte einen Schnitt durch die lettischen Wünsche und Hoffnungen. Die obligatorische russische Unterrichtssprache drohte unzweifelhaft Folgen zu haben in ganz anderen Dimensionen als das wenige Deutsch, welches fakultativ getrieben wurde. Die provinziellen sprachlichen Sonderheiten waren von den Nationalen unaufhörlich angefeindet worden, jetzt wurden sie ernstlich beseitigt zu Gunsten nicht der

lettischen, sondern der Reichssprache. Es wurde eine historische Notwendigkeit, die bisherige Flagge der viel im Munde geführten tautiski zenteeni (nationale Bestrebungen) niedriger zu hängen und wenn nicht den Kurs zu ändern, so doch nicht mehr mit Volldampf zu arbeiten.

Zu den zwei erwähnten sprachlichen Momenten kam ein drittes, nämlich die Erneuerung des zwanzig Jahre lang sistiert gewesenen Gesetzes, daß von Brautpaaren gemischter Konfession ein Revers betreffs Erziehung der zu erwartenden Kinder in der griechisch-katholischen Konfession zu fordern sei. Der nun also wieder in Wirksamkeit kommende Revers trat ebenso dem Bestande der evangelischen Konfession wie die russische Unterrichtssprache in den höheren und auch niederen Schulen, dem bisherigen Bildungsstande ebensowohl der Deutschen wie der Letten, entgegen.

So begann mit der Mitte der 80er Jahre, sei es auch nur ganz allmählich, ein gewisser Umschwung in der Stimmung der Letten. Die nationale Partei wurde kleinlauter, aber vielleicht um so mehr machte sich das schon immer dagewesene soziale Emporstreben geltend und gewann wohl gerade eine besondere Kraft, bei einzelnen wenigstens durch williges Eingehen auf die Russifikation. Dabei half die wissenschaftlich nicht zu haltende, aber von manchen aus sozialpolitischen Gründen gepredigte Meinung mit, die Letten und die Russen seien so nahe verwandt, daß die ersteren fast als ein slavischer Stamm könnten angesehen werden. Das Nationalgefühl konnte immerhin als ein ideales Moment zur Geltung gebracht werden. Das sozialpolitische Interesse, welches dahin zielte immer mehr Besitz und Vermögen, Stellung, Rang, Ansehen und Einfluß im Lande zu gewinnen, war und ist ja natürlich und an sich durchaus nicht tadelnswert, aber es pflegt mehr den materiellen als den idealen Sinn der Menschen und

wirkt heutzutage wohl bei allen Völkern und in allen Ländern leider auf die Erniedrigung der Gesinnung, auf die Schädigung christlicher Religiosität hin.

An dieser Stelle erwähne ich eine Erscheinung, die zuerst ganz im stillen keimte, aber erst in den 90er Jahren teils bei der lettischen Fabrikbevölkerung in Riga, teils in einzelnen Landgemeinden unweit der größeren Städte häßlich vor die Augen trat. Das waren nihilistische, antikirchliche, irreligiöse, ja staatlich bedenkliche Bewegungen; mehr mündlich als schriftlich wurde davon gesprochen. Das Volk selbst bezeichnete diese Erscheinungen mit dem Namen „neue Strömung" (jauna strāwa) und die Anhänger derselben schlechthin als strāwneeki. Die Seelsorger litten unter derselben und mußten ihr entgegentreten, die Geheimpolizei machte sich mit ihr zu schaffen. 1899 kam es in Riga zu Blutvergießen, aber Pulver und Blei sind auf den ersten Stufen noch nicht die rechten Heilmittel gegen Begriffsverwirrung und Sittenverwilderung. —

Es war selbstverständlich, daß das Präsidium und Direktorium der lettisch-literärischen Gesellschaft nach dem kritischen Ereignis von 1881 gegenüber der lettischen Partei alles vermied, was die Gemüter weiter erregen konnte. Man mußte Gras wachsen lassen, und es wuchs Gras über jenen Konflikt.

Architekt Baumann, ein Lette, machte auf der lettisch-literärischen Jahressitzung zu Riga den Vorschlag, die 1881 ausgeschlossenen Gesellschaftsglieder Konsulent Kalning, Konsulent Waeber und Hofrat Dihrik zu rehabilitieren oder sie als nicht ausgeschlossen zu betrachten. Der Vorschlag wurde aus verschiedenen Gründen in dieser Form als unannehmbar befunden, die friedliche Intention aber anerkannt und eine Kommission erwählt, bestehend aus Pastor H. Seesemann-Grenzhof, Pastor R. Auning-Seßwegen, Schulrat Guleke-Riga, Pastor J. Boettcher-Blieden und

Architekt Baumann, die den Versuch machen sollte den Baumannschen Gedanken eine annehmbare Form zu geben. Eine Reihe von Konferenzen und Besprechungen kam zu dem Resultat, daß bei der nunmehrigen Sachlage die Tatsache von 1881 füglich sich nicht mehr ändern ließ, erreichte aber, daß von beiden Seiten, d. h. von der lettisch-literärischen Gesellschaft und vom lettischen Verein zu Riga für die Zukunft ein kollegiales Zusammenwirken erstrebt und in die Wege geleitet würde.

Meine persönlichen Beziehungen zu der Partei wurden zu meiner Freude nun auch allmählich andere. Das zeigte sich bei drei Gelegenheiten, zuerst bei dem Fest, welches die lettisch-literärische Gesellschaft mir gab, als ich 25 Jahre lang ihr Präsident gewesen war. Die Delegation des Advokaten Waeber seitens des lettischen Vereins zeigte, daß das Jahr 1881 vergessen war. Danach kam das Jubiläum des lettischen Vereins 1893 (cf. oben S. 366 f.), wo die allgemeine Stimmung mir offenbarte, daß ich nicht mehr für einen Feind des lettischen Vereins gehalten wurde und wo eine Anzahl von Gliedern des (S. 427) genannten Konsortiums freundliche Artigkeiten mir gegenüber äußerten. Das letzte war der archäologische Kongreß von 1896, wo ich ins Privatleben zurückgetreten, nicht mehr als Präses der lettisch-literärischen Gesellschaft bei der hübschen ethnographischen Ausstellung der Letten mit den Häuptern derselben auf diesem neutralen Boden mich freundlich vielfach berühren konnte.

Aber wie gesagt, die lettische Frage war für unser Land natürlich nicht begraben, sie ist nur in eine andere Phase getreten. Die sprachliche Fehde ist in der Hauptsache beseitigt, die soziale Konkurrenz und Rivalität blüht weiter, und hier ist von Wichtigkeit, wie sich im Kreise der Letten selbst ein Auseinandergehen der Jungen und der

Alten in den 90er Jahren immer mehr und mehr zeigt. Eine ähnliche Parteiung ist in der Welt oft hervorgetreten, und der Weltlauf pflegt hier zumeist sich selbst zu korrigieren, indem die jungen Brauseköpfe älter und besonnener werden, oder aber freilich wieder andere Junge Sturm und Drang hervorrufen.

Die Zukunft liegt vor unseren Augen dunkel da, und es ist unnütz über ihre möglichen Gestaltungen zu phantasieren. Mit den Tatsachen der Gegenwart müssen wir rechnen, und es kann uns nicht verborgen bleiben, wieviel die Letten in Berufsklassen bereits eingedrungen sind, die bisher die baltischen Deutschen allein eingenommen hatten. Mancherlei von dem, was hier hergehört, ist oben beiläufig von mir hier und da erwähnt. Es ließe sich Genaueres darüber angeben, wenn die Resultate der letzten Volkszählung vom Jahr 1897 fertig gemacht und veröffentlicht worden wären. Ein Teil der baltischen Handwerker und Kaufleute besteht jetzt aus Letten. Man merkt es nicht viel, da der Lette vielfach deutsche Familiennamen führt und in den Städten trotz der nationalen Träume aus praktischen Gründen doch deutscher Sprache, Sitte und Bildung sich anschließt. Die Universität und das Polytechnikum liefern mehr und mehr Juristen, Mediziner, Pastoren und Staatsbeamte verschiedenster Art, Techniker, Fabrikanten u. s. w. lettischer Herkunft. Ein kleines Erlebnis aus einem Eisenbahncoupé muß ich hier einschieben. Unweit von mir saßen zwei lettische Väter, Bauerhofseigentümer, und debattierten über die Wahl eines Berufs für ihre Söhne. Der eine von ihnen verwarf das Studium der Theologie, weil es doch wohl zu wenig einträglich sei und zu wenig Ehre bringe. Auch der juristische Beruf war ihm nicht sympathisch. Er pries aber die Zukunft eines Arztes und sagte: Macht er gute Kuren, so hat er Ruhm die Fülle,

gehts schief, so wird Sand darauf gestreut. — Den neusten Kampf, der von Jahr zu Jahr lebhafter wird, führt man um die Macht in den Stadtverwaltungen. Die lettische Bevölkerung der Städte wächst nicht allein in der Schicht der Arbeiter durch das Anwachsen der Industrie und der Fabriken, sondern auch in der Schicht der Hausbesitzer, also der Stimmberechtigten, so daß in kleinen Städten eine lettische Majorität Stadtverordnete und Stadthaupt bereits aus ihrer Mitte gewählt hat. So weit ist es in den größeren Städten Riga, Mitau, Libau noch nicht, aber die Letten hoffen einmal so weit zu kommen. Jedenfalls muß konstatiert werden, die nationale Carriere ist für den Letten gehemmt, aber die sozialpolitische ist offen. Denen aber, die in ihr vorwärtsstreben, steht nur eine einzige Wahl frei, nämlich entweder sich von Generation zu Generation (in kurzem geschieht das ja nicht) dem russischen Volkstum in Sprache und Sitte, vielleicht auch in der Konfession anzuschließen, oder aber dem deutschen Volkstum, solange sich dieses, sei es auch in engeren Grenzen in der Familie, im Privatleben und trotz der großen Erschwerung auf seiner germanischen Bildungsstufe erhält. Wer dem Evangelium treu bleibt, sei er Lette oder Deutscher, wird trotz verschiedener Sprache in Heimatsliebe das Band des Friedens halten und pflegen.

XI.

Haus und Familie.

Der ist am glücklichsten, er sei ein König oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist. (Goethe.)

Ein glückliches Leben habe ich als Erinnerung für meine Kinder und diejenigen, welche es noch außer diesen interessieren könnte, auf diesen Blättern schildern wollen. Da kann ich unmöglich ein Kapitel ganz fortlassen, in welchem nach dem oben vorangestellten Worte des Thoas von dem größten irdischen Glück, nämlich dem häuslichen, die Rede wäre. Bisher habe ich manches von meinen persönlichen Lebensereignissen, von meiner Erziehung, von meinen Arbeiten für das geistliche Amt oder die Wissenschaft, von meinen Beziehungen zu der durchlebten Geschichte meines baltischen Vaterlandes und zu manchen werten oder auch hervorragenden Freunden, auch von manchen geistigen Kämpfen und Widerwärtigkeiten berichtet. Schweres und Trübes ist auch dabei gewesen, aber ich kann nicht sagen, daß ein Solches mich unglücklich gemacht hätte. Dergleichen habe ich niemals als ein Sonderliches angesehen, das mir mit Unrecht widerführe, gehört das doch auch immer und immer zu der Art des irdischen Lebens und in die Welt-

ordnung Gottes, und habe ich doch so oft erfahren dürfen, wie auch Disharmonisches zuletzt sich in befriedigende Harmonien aufgelöst hat oder wie wenigstens die Hoffnung immer einen festen Grund hat, daß das letzte Ende, wenn wir es auch nicht auf Erden erleben, sich gut gestalten werde.

Ein Leid kann ich hier namhaft machen, das war seit der Mitte der 90er Jahre die fast völlige Erblindung meines rechten Auges und die schwächer werdende Sehkraft des linken infolge des grünen Stars. Die Folge war, daß von da ab das Lesen und Schreiben allmählich mir unmöglich wurde und ich in den amtlichen Funktionen mich einzig und allein auf mein Gedächtnis verlassen mußte. Man lernt ja vieles und gewöhnt sich am Ende an alles. Die treue Hilfe der Meinigen und besonders einer lieben Nichte ersetzte mir von da ab Auge und Hand. Ich konnte das Leid ertragen, und ein trefflicher Arzt verwunderte sich sehr über meinen völligen Gleichmut, als er mir den Zustand meiner Augen und die drohende Gefahr der Erblindung offen mitteilte. Er hatte solchen Gleichmut offenbar bei vielen seiner Patienten nicht erfahren. Ich äußerte mich dahin: Wenn man so reichlich gute Tage genossen wie ich, so müsse und könne man auch die schwereren ganz geduldig hinnehmen. Ich meine, Blindheit sei ein viel leichteres Unglück als Taubheit, weil jene den geistigen Verkehr mit der Umgebung garnicht hindert, während die letztere ihn fast unmöglich macht.

Ein Leser der vorangehenden Blätter könnte aber nun fragen: wie hat es denn im Bielensteinschen Hause ausgesehen? Davon ein Bild zu geben, ist sehr schwer. Der Charakter einer Häuslichkeit, das Glück des Familienlebens hängt zum größten Teil von der Hausfrau, von der Hausmutter ab, nicht so sehr von dem Hausherrn, dem leitenden

Kopfe, als vielmehr von dem Herzen, dessen Liebe und Milde das wesentlich Beglückende für den ganzen Familienkreis ist. Schiller sagt richtig:

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste Frau kennst, — daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

Ebenso ist die Gesundheit dann die vollkommenste, wenn man gar keinen Anlaß hat an die Beschaffenheit eines seiner Leibesorgane zu denken. Erst die Schmerzen erinnern an den Zahn oder die Lunge u. s. w. Von dem Unwohlsein wird geredet; fühlt man sich wohl, so ist man fröhlich, aber spricht nicht davon.

Es gehört auch das innerste Glück des Hauses so sehr nur dem engern Familienkreis, es ist so sehr ein privates, stilles Heiligtum, daß man es der Öffentlichkeit weder gern zeigt, noch auch eigentlich zeigen kann. Wo sich dieses häusliche Glück in Wahrheit findet, kann es dem Fremden nur in der Stimmung gezeigt werden, die in dem Hause herrscht. Wo die Familienglieder bei und miteinander in der wechselseitigen Zuneigung und Hilfeleistung, in der Einheit des Geistes sich wohlfühlen, fühlt auch der Fremde, der Gast sich wohl und weiß vielleicht garnicht warum, und in Worte läßt es sich kaum fassen, wodurch das Wohlgefühl etwa entstanden, man könnte es am Ende immer nur in einem Bilde ausdrücken, es ist das Gefühl der Gesundheit in dem ganzen Organismus, es ist das Gefühl der Harmonie und der Einheit sämtlicher Glieder in ihren normalen Lebensbeziehungen und Lebensäußerungen. Der Mittelpunkt des leiblichen Lebens ist das Herz, der Mittelpunkt des häuslichen Lebens die Hausmutter.

Wie ließe sich das Ideal einer Hausfrau, einer Hausmutter schildern? Das erste Charakteristikum wäre wohl christliche Frömmigkeit. Es gibt nichts Häßlicheres als

ein ungläubiges, unchristliches Weib, schon deshalb, weil es ja zur Natur des Weibes gehört, sich auch gerade in Demut an den Herrn im Himmel anzuschmiegen und bei ihm einen Halt zu suchen. Die widerwärtigste Form der Emanzipation ist die Lossagung von diesem Halt, und es ist ja eine bekannte und natürliche Tatsache, daß das Christentum in den Herzen der Frauen immer mehr einen guten Boden gefunden hat als in denen der Männer. Es ist merkwürdig, daß im Neuen Testament keine einzige Frau, weder eine Jüdin noch eine Heidin erwähnt wird, welche als Feindin gegen Christum aufgetreten wäre. Wie wollte eine Frau ihr Haus regieren, ihre Kinder erziehen ohne ein christlich Herz?!

Wahre christliche Frömmigkeit muß sich in der Gesinnung und in der äußerlichen Erweisung der Liebe bezeugen, einer Liebe, welche nicht das Ihre sucht und nicht müde wird. Solche Liebe ist allein das Merkmal rechter Christen, und Selbstverleugnung, selbstverleugnungsvolle Hingabe zum Dienst anderer, des Mannes, der Familie, ist wiederum ein Zug in dem Charakter der Hausfrau, wie sie sein soll. Das ist eine ganz andere Liebe, eine höhere und eine heiligere, als wie sie uns in der modernen Literatur so oft gezeichnet und dargestellt wird, oft recht niedrig und erniedrigend, weder für das eigne Herz noch für das des anderen beglückend. Dienstwillige, fürsorgende Liebe in dem Leben der Frau ist nicht denkbar ohne Demut. Hochmut und Herrschsucht passen nicht in ein Frauenideal hinein.

Aus Glaube, Liebe und Demut erwächst die Geduld, welche Herzeleid und alles Schwere zu ertragen vermag, die Geduld, in welcher sich die Kraft des sogenannten schwachen Geschlechts erweist, die Geduld, hinter welcher so manchen Mannes Kraft weit zurücksteht. Und diese Geduld vermag auch anderer Fehler zu ertragen. Das ist

eine Liebe, die nicht bloß gibt, sondern auch vergibt, eine Liebe, welche die Grundlage häuslichen Friedens ist, eine Liebe, die sanftmütig und freundlich ist und es versteht, das Böse mit Gutem zu überwinden, nicht bloß in dem eignen Herzen, d. h. in den Beziehungen desselben zu der Umgebung, sondern ebenso auch die Verstimmungen zwischen anderen zu heilen, ja Konflikte zu verhüten bemüht ist und so die zahlreichen Gefährdungen und Störungen des häuslichen Glücks zu beseitigen.

Ein wesentliches Stück in diesem Bilde des Frauenideals ist der zarte Takt, dieses wunderbare Gefühl oder ahnende Bewußtsein von allem und für alles das, was irgendwie verletzen könnte und was also vermieden werden muß, damit die Harmonie der Lebensbeziehungen nicht verdorben werde.

Bedarf es noch einiger Linien zur Vervollständigung des Bildes? Mancherlei wäre noch zu nennen. Bildung darf der Frau nicht fehlen, entsprechend dem Maß der Bildung des Mannes, den sie beglücken will und soll. Diese Bildung braucht aber garnicht eine Masse wissenschaftlicher Kenntnisse zu sein, wie sie heute von den auf Universitäten studierenden „Damen" gesucht wird. Die wünschenswerte Bildung wird wesentlich in dem lebendigen Interesse für alles Wissenswürdige bestehen und in der geistigen Teilnahme an all dem, was den Mann gerade auch in seinem Beruf interessiert und beschäftigt. Zu der wahren Bildung der Frau gehört auch der Sinn für das Schöne, der gute Geschmack, der sich in ihrer eignen Kleidung und in der Ordnung und Pflege des ganzen Hauswesens äußern wird. Es ist nicht nötig, daß die Frau Künstlerin sei, aber Empfänglichkeit für die Werke und die Übung einer Kunst ist ein Schmuck der Frau. Soll ich noch das Schillersche Wort anführen: Sie rühret ohn' Ende

die fleißigen Hände. Soll ich noch die persönliche Genügsamkeit, die wirtschaftliche Sparsamkeit neben der freigebigen Milde und der opferwilligen Hilfsbereitschaft gegenüber den Notleidenden erwähnen?

Nicht unwichtig ist der glückliche Sinn für Scherz und Humor, mit welchem leichter Sinn, nicht Leichtsinn, über so manches Schwere hinweghilft. Dahin gehört auch die Lebensweisheit, die Sprüchlein und Verslein bei der Hand hat, den rechten Weg zu zeigen. Aber ein Höheres und Tieferes muß zuletzt gefordert werden und ist so schön, wenn es in dem Reden und Handeln, wenn es in dem lauten Zeugnis und ein andermal in dem bedeutungsvollen Schweigen der Frau sich findet, ich meine die Weckung des Gewissens in jedem Gliede des häuslichen Kreises. Diese Wirkung kann nur von einer reinen edlen Seele ausgehen, Vor einer solchen muß alles Unreine und Unedle beschämt zurückweichen. Gesegnet ist das Haus, in dessen Mitte eine solche Frau, eine solche Mutter waltet. Bösen Geistern ist der Eintritt in ein solches Haus unmöglich, auch wenn die Türen nicht verschlossen sind. Gesegnet ist das Volk, welches Frauen solcher Art besitzt und ehrt, und wehe dem Volk, dessen Frauen von solcher idealen Stufe herabgesunken sind oder mehr und mehr herabsinken. Der Untergang des Gemeinwohls und der Nationalehre ist die unzweifelhafte Folge. Dieses Wenige mag an dieser Stelle genügen, wenngleich noch vieles über ein Frauenideal sich hinzufügen ließe.

Das Glück des Hauses ist wesentlich dadurch bedingt wie die Ehe geschlossen ist und wie sie geführt wird, auf deren Grundlage sich die Familie aufbaut.

Das sind ganz allgemeine Gedanken und sie mögen mir ersparen, ein Lob meiner Frau an dieser Stelle zu schreiben. Jedenfalls habe ich wesentlich ihr es zu danken,

wenn ich selbst mich in meinem Hause wohlgefühlt, wenn unsre Kinder am Elternhause mit ihren Herzen gehangen und wenn viele Freunde an Stunden oder Tage gern zurückgedacht haben, wo sie unter unsrem Dach geweilt. Was mir meine Frau in einem Zeitraum von einem halben Jahrhundert gewesen, kann ich am kürzesten und vollständigsten mit den Worten des Liedes von Rittershaus wiedergeben:

Ich fragte die Sonne: was ist die Liebe?
Sie gab keine Antwort, nur goldenes Licht.
Ich fragte die Blume: was ist die Liebe?
Sie gab nur Düfte, eine Antwort nicht.
Ich fragte den Ew'gen: was ist die Liebe?
Ist's heilger Ernst, ist's Tändelei?
Er gab ein Weib mir, ein treues, gutes,
Und ich fragte nie mehr, was Liebe sei.

Die kurzen Worte des Dichters sind so tief und inhaltschwer, weil sie so ganz anders das Wesen beglückender Liebe andeuten, als wie das in der Welt und in der realistischen Literatur unsrer Zeit zu geschehen pflegt. Die Vieldeutigkeit ein und desselben Worts ist eine unabänderliche Tatsache, und diese liegt in der Natur der Sprache. Es ist aber ein Unglück für ein Volk, wenn die höhere Bedeutung eines Worts sozusagen herunterkommt und fast vergessen wird oder auch nur in den Schatten zurücktritt. Rittershaus in seinem kleinen Liede greift weit hinaus über den Realismus, der nur die sinnliche Welt, aber nicht den Ewigen kennt, und der nichts von der Treue und Güte der Liebe weiß, die sich in einer christlichen Ehe findet.

Einer Familiengeschichte müßte eigentlich eine Ehegeschichte zu Grunde gelegt werden.

Es ist ein Wahn, wenn Bräutigam und Braut meinen, einander zu kennen. Dazu hilft erst ein längeres gemein-

sames Leben, und bei dem festesten Vertrauen, in welchem zwei Herzen sich zur Ehe verbinden, sind gewisse kleinere oder größere Enttäuschungen unvermeidlich. Charaktereigentümlichkeiten oder Fehler, Welt- und Lebensauffassung des einen, die dem andern nicht immer sympathisch sind, treten allmählich ans Licht und können die Harmonie stören. Aber hier zeigt sich der Segen der wahren Liebe, die da Selbstverleugnung ist und Nachsicht, daß jeder Teil dem andern Geduld erweist und an sich selbst arbeitet, auf daß allmählich eine Harmonie sich gestalte, bei welcher die Freiheit und die Individualität nicht aufzuhören braucht, beide Ehegatten aber immer wachsen in allem, was edel, gut und heilig ist. Dieser friedliche Entwicklungsprozeß wird nicht in dem Scherz der Flitterwochen zu Ende geführt, es gehören dazu wohl ernste Jahre der Arbeit und des Gebets. Glücklich das Ehepaar, welches diesen Prozeß des Sichineinanderfindens so durchgemacht hat, daß das Ziel dauernder wechselseitiger Achtung und stets wachsender treuer Zuneigung erreicht ist.

Eine Klippe, an welcher manches Eheglück scheitert, liegt nicht in der Beziehung zwischen Mann und Weib selbst, sondern in dritten Personen, die in nahen Beziehungen zu dem Ehepaar stehen. Ich darf hier das heikle Kapitel von den Schwiegermüttern erwähnen. Die bösen Zungen haben hier oft Bittres gesagt und Unrecht getan. Es gilt hier wie überall die Wahrheit und das Tatsächliche zu erkennen und zu würdigen, um sich vor ethischer Schuld zu hüten. Ein Bibelspruch und das Wort einer Schriftstellerin scheinen mir maßgebend. Jener lautet: „Der Mensch, d. i. der Mann, wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen“; das andere lautet: „Der Sohn bleibt Sohn mir, bis daß er freit, die Tochter bleibt Tochter mir in alle, alle Zeit.“ Elise Polko hat nicht Unrecht mit

dem Verslein. Die Mutter des Mannes, zumal wenn sie Witwe ist, verliert unzweifelhaft, wenn der Sohn ein Weib heimführt, welches fortan naturgemäß und notwendig die erste Stelle in dem Herzen und in dem Hause des Mannes einnimmt. Die Mutterliebe kann ein Opfer bringen und bringt es, aber das Opfer muß als solches anerkannt werden und an eine unedle Eifersucht darf nicht gedacht werden. Meine eigne teure Mutter hat das Opfer gebracht, und nachdem sie fast vier Jahre Herrin des Hauses seit dem Tode meines Vaters gewesen, wurde sie ein Gast in demselben, freilich ein lieber und treuer. Bei ihrem tiefen Gefühl trug sie vom Beginn ihres Witwenstandes an ein beständiges Weh in ihrem Herzen; dieses blieb sich gleich, mochte sie bei der Tochter oder bei der Schwiegertochter weilen. In meinem Hause erblindete sie, gewann auch das Licht noch einmal wieder, bis sie bei uns in Doblen (12. März 1874) die Augen schloß, um sie erst wieder im Lichte des Himmels zu öffnen.

Die Wahrheit des oben erwähnten Gotteswortes habe ich auch erlebt. Es scheint eine Paradoxie, daß der Mann die Seinen verläßt, um sich dem Weibe anzuschließen. Der Augenschein ist ein ganz anderer. Die Braut wird aus dem Elternhause zu dem Ehemann gebracht und erfährt am frohen Hochzeitsfest gerade Abschiedsschmerzen, und doch ist es wahr, daß der Mann nicht weniger, sondern oft mehr in die Familie seiner Frau hineinwächst als die Frau in die Familie ihres Mannes. Wie kommt das? Die Ursache liegt doch wohl in dem bedeutenden Einfluß der Frau auf das Leben des Hauses. Der selbständig gewordene Mann hat sich bereits mehr aus den Beziehungen zum Elternhause losgelöst als die eben verheiratete Frau aus denen zu den Ihrigen. Der junge Mann ist vor und nach seiner Verlobung in der Regel schon lieb Kind in dem

Hause geworden, aus welchem er sich die Braut erwählt. Die Braut ist oft noch völlig fremd in dem Familienkreise, in den sie als Frau eintritt. Die Verwandten der Frau fühlen sich, wenn sie Gäste bei der Tochter oder Schwester u. s. w. sind, selbstverständlich ohne weiteres heimisch. Die Verwandten des Mannes bedürfen erst der Zeit, um bei der jungen Frau sich einzuleben und wechselseitige Zuneigung, Vertrauen u. s. w. zu gewinnen.

So hat sich auch mein Leben reich und glücklich gestaltet durch die innigen Beziehungen zu meinen trefflichen Schwiegereltern und den zahlreichen lieben Geschwistern meiner Frau. Die Entfernung von mindestens zwei Tagereisen zwischen Neu-Autz und Doblen einerseits und Bächhof-Sackenhausen am Strande nördlich von Libau andrerseits hinderte uns nicht, öfter einander zu besuchen. Das väterliche Gut bewahrte seinen poetischen Reiz für uns immer, und es gab kaum eine größere Freude als wenn wir und die Großkinder ein paar Sommerwochen die Liebe der Unsern, den blumen- und fruchtreichen Garten, das erquickende Seebad, die Spaziergänge durch die sandigen Dünen oder den duftigen Kiefernwald genießen konnten, oder wenn die Mutter oder etwelche der Schwestern eine Zeit bei uns weilen konnten in geistig erfrischendem Beisammensein, welches niemals durch irgend eine Disharmonie gestört wurde. Eine Frucht und Folge dieser innigen Bande zwischem meinem Hause und dem meiner Schwiegereltern war, daß die letzteren, als ihr zunehmendes Alter den Verkauf des Guts wünschenswert erscheinen ließ, in das Amt Doblen übersiedelten.

Eine Periode glücklichen Verkehres beider Familien folgte nun und ging auch vorüber. Die kleinen Enkel wuchsen heran, und die Alten legten sich allmählich zum letzten Schlummer. Auf dem Friedhof zwischen dem Flecken

und dem lettischen Pastorat unter den Nadelbäumen an der Ostseite mit dem Blick zu meinem Pastorat wurde ein Grab nach dem andern gegraben für die Eltern meiner Frau, zwei Tanten und einen lieben Bruder.

Eine kinderlose Ehe braucht nicht gerade unglücklich zu sein, aber ebensowenig begründet Kindersegen an sich das Glück einer Ehe. In gewissem Sinn ist dort Armut, hier Reichtum, aber keine Art von äußerer Armut oder äußerem Reichtum bedingt hier Glück, dort Unglück. Die Ursachen des Unglücks und des Glücks liegen niemals in den äußeren Dingen oder Verhältnissen, sondern immer nur in den inneren geistigen.

Unser Haus war ein kinderreiches. Von 6 Söhnen und 3 Töchtern schlafen freilich zwei kleine Kinder und eine erwachsene Tochter unter dem Rasen in Gottes Frieden. Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, der Name des Herrn sei gelobet. Keins hat uns Sorgen und Trübsal gebracht. Von der Erziehung der Töchter habe ich oben einiges berichtet. Zu unserer Freude war es uns möglich die Knaben bis zum 15. Jahr im Hause zu behalten. Bis zu dieser Altersstufe kann für die Festigung des Charakters wenigstens die Grundlage gewonnen werden, und das ist ein großer Segen, daß dann der heranwachsende Jüngling nicht ein Spielball der Versucher in der Welt werde. Wir hatten es nicht nötig, den leider so oft unvermeidlichen Wechsel von Hauslehrern zu erfahren. Eine Privatschule (Progymnasium) mit guten Lehrkräften bei dem Flecken Doblen wurde von unsren Knaben der Reihe nach fast 25 Jahre lang besucht, und sie alle von dem Ältesten bis zum Jüngsten hatten ihre Kameraden in einer langen Reihe von Pensionären, die uns anvertraut waren, und die nun täglich mit ihnen die lustige Schulfahrt machten, und dem Leben in unsrem Hause so lange Jahre hindurch

ein besonderes Gepräge gaben. Da gab's Arbeit die Fülle für die Kleinen und Großen, da gab's auch fröhliche Abende, Geselligkeit mit den Nachbaren, mannigfaltige Beziehungen zu vielen Familien im Lande und Befreundung mit diesen, und dann zog der eine Sohn nach dem anderen hinaus, der älteste nach Schulpforta, zwei Brüder nach Mitau, der vierte in die treffliche Landesschule nach Birkenruh bei Wenden, der fünfte nach Dorpat und für die oberen Klassen der Realschule nach Reval. Immer wurde nach Möglichkeit eine Schule mit den besten Lehrkräften erspäht und immer eine möglichst gute, ehrenwerte Familie, um gerade da den Jungen unterzubringen, denn der Einfluß, das Vorbild eines gebildeten und christlichen Hauses, eine immer noch fortlaufende tägliche häusliche Erziehung ist wichtiger und maßgebender für die Entwickelung eines jungen Gemüts als der bloße Unterricht in der Schulstunde, und wir haben es erfahren, mit wie herzlicher Dankbarkeit und mit wie treuer Anhänglichkeit wohl ausnahmslos unsre Söhne an den Pflegevätern und Pflegemüttern hängen, in deren Obhut sie sich jahrelang befunden haben.

Bei der Wahl der Schulen wuchs die Schwierigkeit für uns, wie für das baltische Land, von Jahr zu Jahr. Seit den 80er Jahren hielt es die Regierung für notwendig, die russische Unterrichtssprache in unsere Mittelschulen einzuführen. Es sollte dem Wohl des Reiches dienen. Die Bildung des Ostseegebiets mußte dabei herabsinken. Der Grund dafür lag in der russischen Unterrichtssprache nur zu einem Teil, wenn auch zu einem bedeutenden. Neue Kenntnisse mit Hilfe einer noch garnicht geläufigen Sprache aufzunehmen, erfordert bei dem Knaben eine ungeheure Geistesanstrengung, welche nur wenige leisten können. Zu einem andern Teil mußte der Grund des Rückgangs darin liegen, daß für die reorganisierten Schulen Lehrer aus

dem Innern des Reiches berufen werden mußten, da im baltischen Lande nach seiner bisherigen Geschichte sich solche in genügendem Maße nicht fanden. Diese Lehrer aus dem Innern des Reiches brachten mit dem dort gültigen hier nun einzuführenden bedeutend geringeren und minderwertigen Unterrichtsprogramm und Schulreglement eine völlige Unkenntnis der Bildungsstufe und der Bildungsansprüche, welche das baltische Land hatte und hat, mit sich und zugleich auch kein Verständnis für den bei uns hochgeschätzten Wert humanistischer, also klassischer und historischer Bildung. Diese Tatsachen haben dahin geführt, daß mit dem Eintritt des neuen Jahrhunderts auf unsren Gymnasien und unsrer Universität das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und der Geschichte herabgemindert oder fast verschwunden ist. Es gehört zu dem Glück meines Lebens, daß meine Söhne dem Schicksal solcher geistigen Verarmung noch entgangen sind. Mathematik, Naturwissenschaften und alle der technischen Vorbildung dienenden Fächer bieten nie und nimmer einen Ersatz für jene dem idealen Leben dienenden Bildungsmittel. Es ist ein Unglück für ein großes Land und Reich, wenn der einseitige Realismus zur absoluten Herrschaft kommt.

In diese zu einem Teil trübe Schulzeit, wie ich sie eben angedeutet habe, fielen aber immer auch wunderfrohe Tage, wenn die Kinder ins Elternhaus für die Ferien heimkehrten und es dann oft ein unerwartetes Wiedersehen gab unter der mächtigen 200 Jahre alten Linde neben der Veranda, mochte auch immer wieder ein Abschiedsgruß folgen an dem Brückchen zur Landstraße unter den Silberweiden.

Die Abiturienten-Examina waren gemacht, ein Beruf mußte erwählt werden, um gerade zu diesem oder zu jenem auf einer Hochschule sich vorzubereiten. Es ist eine große

Torheit, wenn die Väter den Söhnen Vorschriften geben oder gar eine Nötigung ausüben. Hier muß der Jüngling Freiheit haben, eine Lebensarbeit sich auszusuchen, die seiner eignen Anlage und Neigung entspricht. Nur dann kann er Zufriedenheit finden und Tüchtiges leisten. Selbstverständlich aber wird die richtige Erziehung dahin gewirkt haben, daß nicht eine unvernünftige Wahl getroffen werde.

Europa hat kein indisches Kastenwesen, doch ist es natürlich und begreiflich, daß wenn ein Vater in seinem Berufe sich wohlgefühlt hat, der Sohn wohl auch denselben Lebensweg mit Vertrauen geht, und es dürfte ein schlimmes Zeichen sein, wenn kein Sohn den Beruf des Vaters für sich wählt. Mir ist's eine Freude gewesen, daß drei meiner Söhne Theologie studiert haben und mit Lust und Liebe Pastoren geworden sind. „Das ist je gewißlich wahr, so jemand ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstliches Werk."

Ein vierter meiner Söhne hatte andere Neigung. Die Wissenschaft lockte ihn weniger, die Kunst mehr. Erst in Leipzig, dann in Weimar, wo einst die deutsche Poesie die höchsten Blüten entfaltete, nun aber besonders die Malerei gepflegt ward, suchte er seine Ausbildung. Die Heimatliebe trieb ihn dann aber ins baltische Land zurück, um sich in unsrer Metropole einen dauernden Wirkungskreis zu schaffen. Bei uns hatte gerade in jüngster Zeit viel für die Kunst zu geschehen begonnen. Ein neues Gebäude für das Provinzialmuseum zu Mitau, und das herrliche Dommuseum zu Riga waren erstanden; neben den Altertümern wurden auch Gemälde zusammengebracht. Das gebildete Publikum fand mehr und mehr Freude an der Malerei zum Schmuck des Hauses, wie es schon lange an der Pflege und Übung des Gesanges und der Musik Freude gefunden hatte. Großartige Restaurationen unsrer alten Kirchen wurden ins Werk gesetzt, Künstlervereine entstanden und gediehen.

Auch den jüngsten meiner Söhne muß ich noch erwähnen. Bei ihm vereinte sich in glücklicher Weise der moderne faktisch allgemeiner gewordene Trieb zu einem realistischen technischen Beruf mit der dauernden Wertschätzung klassischer Bildung. Er hatte es gemerkt, daß die klassische Bildung auch dem Techniker einen höheren Wert und eine gründlichere Tüchtigkeit verleihen kann und äußerte als Studiosus des Polytechnikums, wo er sich zum Architekten ausbildete: wenn er Söhne haben würde, die sollten ordentlich Lateinisch und Griechisch lernen. Auch ich habe es an Schulpforta erfahren, wie aus dieser erzklassischen Anstalt auch hervorragende Naturforscher erwachsen sind.

Meine drei Theologen verließen nacheinander die Universität. Der älteste ward sofort zum Religionslehrer an einer Realschule berufen und bald darnach in ein Pfarramt, nachdem er kaum in den Lehrerberuf sich hineingearbeitet hatte; und wiederum nach wenigen Jahren rief ein freundliches Vertrauen ihn in einen außerordentlich schwierigen Dienst an einer Gemeinde, die ohne eine vorhandene Rechtsgrundlage selbst den Pastor zu wählen prätendierte und dem Gewählten — freilich nicht um seiner Person willen — feindselig Opposition machte; Parteileidenschaft und eine gewisse Geistesstörung veranlaßten ein Individuum aus einer benachbarten lettischen Gemeinde auf den milde und treulich arbeitenden Pastor von der Altarbrüstung zwei Revolverschüsse zu richten, die durch Gottes Gnade ihr Ziel verfehlten. Von da ab vollzog sich in der Gemeinde ein geistiger Umschwung, und sie begann ihren Pastor zu ehren und zu lieben. Derselbe hatte in Pforta das Ideal einer klassischen Unterrichtsmethode und Erziehung kennen gelernt. Besondere Anlage und Neigung ließ schon den Gymnasiasten auf den waldigen

Höhen im Westen Doblens in jugendlicher Phantasie einen romantisch gelegenen Punkt suchen, wo er in späteren Jahren einmal ein Alumnat nach dem Muster Pfortas bauen und leiten könnte. So nun erfüllten sich seine Wünsche nicht, aber in andrer Weise, als ihm in seinem zweiten Pfarramt mit Munifizenz die Hilfsmittel gewährt wurden eine immer fröhlicher sich erweiternde Pensions-anstalt, entsprechend den vier unteren Gymnasialklassen zu schaffen, welche er, allerdings unter viel Aufopferung von Zeit und Kraft, leitete. Solche pädagogische Neigungen sind nicht jedermanns Ding. Ein bienenliebender Freund äußerte, er möchte lieber sechs Bienenschwärme um den Kopf haben als einen Schwarm Schuljungen in seinem Hause.

Der zweite Sohn kam nach dem Studium während des sogenannten praktischen Jahres in das Haus und unter die Leitung des vortrefflichen Generalsuperintendenten J. Boettcher, der ihm ein Segen für das ganze Leben geworden. Er wurde zuerst Nachfolger seines Bruders in dessen Amt und empfing danach ein größeres, wo die Gemeinde auch noch nicht so sehr von den Torheiten und Unsitten beherrscht oder berührt war, wie das in der Nähe der Städte der Fall zu sein pflegt und wo demnach das seelsorgerische Wirken ein gedeihlicheres und erfreulicheres ist.

Der dritte Sohn konnte sich nach Beendigung seiner Dorpater Studien eines besonderen Glücks erfreuen. Es wurde ihm ein Stipendium gewährt, mit dessen Hilfe er noch ein Jahr im Auslande seine Studien vervollständigen konnte. In Erlangen saß er nun zu den Füßen so trefflicher Männer wie Zahn und R. Seeberg, und die Osterferien führten ihn nach Venedig, Rom und Neapel. Den Heimgekehrten nahm Generalsuperintendent Panck zum Adjunkten, und als dieser seines Amtes wegen in die Stadt übersiedelte,

wählten die Patrone ihn zum Nachfolger im Pfarramt. — Das Glück der Kinder ist das Glück der Eltern.

Nun begann und hatte begonnen eine ganz neue Periode des Familienlebens im deutschen Pastorat zu Doblen. Der evangelische Pastor steht nicht unter dem Cölibatszwang und ist nicht ausgeschlossen von dem Segen des Familienlebens. Die Söhne hatten Lebensgefährtinnen gefunden, die zu ihnen paßten und die uns liebe Töchter wurden, und da geschah es denn, daß Großvater und Großmutter Enkel und Enkelinnen auf dem Arme wiegen und ein neues junges Geschlecht fröhlich heranwachsen sehen konnten.

Die Söhne kamen nun alle nur als liebe Gäste in das Elternhaus. Ein Kind blieb treu daheim, die einzige überlebende Tochter, und fand ihre Lebensaufgabe zu dienen und zu helfen, wo man der Hilfe bedurfte, der Mutter im Hause, dem Vater bei manchen wissenschaftlichen Arbeiten und Schriftstellereien, namentlich auch mit der geschickten Zeichenfeder, wie schon oben von dem einen oder anderen Werk erwähnt ist, den Brüdern und den Schwägerinnen bei Hauseinrichtungen und Gartenpflanzungen, in gesunden und kranken Tagen.

Meine Erinnerungen, die Erinnerungen an ein sehr glückliches Leben sind bei der Gegenwart angekommen, und ein Schluß muß gemacht werden. Die Zukunft, die eigne und die der nun zahlreich gewordenen Familienglieder mußten der Phantasie, der Hoffnung, dem Glauben und dem Gebet überlassen werden. Doch noch eins ließe sich berichten. Dieses wäre ein Abschluß der obigen Mitteilungen, wie ich es auch als einen schönen Abschluß meines ganzen Lebens ansehen möchte und wohl auch ansehen darf, nämlich die Feier meines 50jährigen Amtsjubiläums im Juni 1902. Der Rest der Tage, die Gott mir noch gewähren sollte,

möge mehr und mehr zu einem stillen Feierabend sich gestalten, wie er nach einem bunten und bewegten Leben wünschenswert ist. Ein kurzes Bild aber von dem Fest am 14.—15. Juni könnte einem befreundeten Leser ebenso eine Freude bereiten, wie alle eine Freude empfunden haben, die der Feier beiwohnten.

Mein Haus und meine Person hat sehr viele und schöne Gedenktage erlebt, die zum Teil oben erwähnt oder auch mit Stillschweigen übergangen sind, mein 25 jähriges Amtsjubiläum, unsre Silberhochzeit, die Hochzeit meines zweiten Sohnes, dessen bereits elternlose Braut uns ein liebes Hauskind geworden war. Das Fest des letzten Sommers überstrahlte alle Freudentage, die wir bisher erlebt hatten.

Die Schilderung des Festes selbst kann ich mir am besten ersparen, indem ich den Bericht folgen lasse, welchen Dr. W. Schlüter, Universitätsbibliothekar zu Dorpat, d. Z. Präsident der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft, in der Nordlivländischen Zeitung Nr. 133 veröffentlicht hat.

Die Bielenstein-Feier in Doblen.

Die Feier des 50 jährigen Amtsjubiläums des Pastors Dr. August Bielenstein vollzog sich am 14. Juni in würdigster, der Bedeutung des Jubilars angemessener Weise und wird gewiß allen Teilnehmern in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.

Die offizielle Feier, die hier von einem Teilnehmer geschildert werden soll, fand erst am Nachmittage statt; der Morgen war der häuslichen Begehung des festlichen Tages gewidmet. Von seinen Hausgenossen, zu denen sich die fünf dem väterlichen Hause bereits entwachsenen Söhne

und aus der Nähe und Ferne herbeigeeilten Verwandte gesellt hatten, wurde der Jubilar zuerst begrüßt, dann durch ein Ständchen eines Gesangvereins erfreut und durch Überreichung von mancherlei Gaben überrascht, in deren Darbringung die Liebe und Hochachtung seiner Eingepfarrten sich erwies.

Am Nachmittage strömten von allen Seiten einzeln und in Gruppen die ferner stehenden Gratulanten im gastlichen Pfarrhause zusammen, das, mit Kränzen und Fahnen in Kurlands Farben geschmückt, festlich aus dem dichten Laube der sein Dach beschattenden mächtigen Kastanien einladend hervorlugte. Vom rüstigen Jubilar und seiner an Frische ihm nicht nachstehenden Hausfrau aufs liebenswürdigste empfangen, zerstreute sich die immer mehr wachsende Gesellschaft in den traulichen Zimmern, auf der Veranda und in den schattigen Gängen des parkartigen Gartens zu munter plaudernden Gruppen, in denen das ernste Schwarz des geistlichen Rockes oder des festlichen Frackes mit den hellfarbigen Gewändern der zahlreich erschienenen Frauen und jungen Mädchen sich zu harmonisch wohltuender Wirkung vereinte, während das Grün des Gartens und die strahlende Bläue des heiteren Juni-Himmels wie ein festlicher Rahmen das fröhlich bewegte Bild einschlossen.

Etwa um ½ 7 Uhr versammelte sich die ganze etwa 130 Köpfe zählende Menge im Gastzimmer und in den daran stoßenden Gemächern, um dem eigentlichen Festakt, der Begrüßung des Jubilars durch die zur Feier erschienenen Abordnungen, beizuwohnen. Von seinen nächsten Familiengliedern, der Hausfrau, einer Tochter, den fünf Söhnen und mehreren Enkelkindern umgeben, stand Pastor Bielenstein in bewunderungswürdiger Frische

da, um die Glückwünsche der Deputationen entgegenzunehmen.

Nach dem gemeinsamen Gesang des herrlichen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ trat als Erster der kurländische Generalsuperintendent Panck vor, um dem Jubilar den Dank des kurländischen Konsistoriums abzustatten. Ihm folgte der Kreismarschall v. Hoerner mit einer Dankadresse der kurländischen Ritterschaft; dann der Privatdozent Dr. Otto Seesemann mit dem Glückwunsch der theologischen Fakultät der Landesuniversität, an der Bielenstein von 1846—50 studiert und zwei Preise gewonnen hat. Der Kreismarschall v. Bach überreichte als Patron, Baron Vietinghoff im Namen früherer Konfirmanden wertvolle Geschenke; dann sprachen dankend, anerkennend und glückwünschend die Vertreter der einzelnen Diöcesen Kurlands — als Erster Propst H. Seesemann-Grenzhof im Namen des Doblenschen Sprengels, dem Bielenstein während der ganzen Zeit seiner 50jährigen Amtstätigkeit angehört hat; ihm sich anschließend Propst Schulz für Bauske, Pastor Bock für Grobin, Pastor E. Bielenstein für Kandau, Propst Welzer für Selburg, Propst Grüner für Goldingen, Pastor Urban-Hasenpoth für Pilten. Ihrer Reihe hatte sich der Vertreter der livländischen Geistlichkeit, Pastor Auning-Seßwegen, angegliedert.

Hatten diese Vertreter des geistlichen Standes in ihren Ansprachen und Adressen das Wirken des Jubilars als Seelsorger, als Amtsbruder, als Synodalmitglied, als Präses der Kommission für Verbesserung der lettischen Bibelübersetzung ins Auge gefaßt, so kam in den nun folgenden Ehrungen Bielensteins Verdienst als Gelehrter zum Ausdruck. Den Reigen eröffnete der jetzige Präsident der lettisch-literärischen Gesellschaft, Pastor Sakranowicz-Groß-

Autz, der dem hochverdienten langjährigen Vorsitzenden und jetzigen Ehrenpräsidenten Bielenstein den Dank der Gesellschaft übermittelte. Oberlehrer Diederichs-Mitau brachte den Dank der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst; Oberlehrer Fr. Keußler-Petersburg verlas in Vertretung die Adresse der Rigaschen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen; Bibliothekar Dr. Schlüter überbrachte die Grüße und Glückwünsche der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft, Rechtsanwalt Großwald-Riga den Dank des Lettischen Vereins in Riga, cand. Weißmann den der „Latw. Awises“ und zugleich des Mitauer Lettischen Vereins; Pastor Kählbrandt schloß die Reihe der Glückwünschenden mit einer Adresse der Bibelgesellschaft. Zu den offiziellen Begrüßungen kamen noch die von Propst Seesemann verlesenen Telegramme des Herrn kurländischen Gouverneurs, des Herrn Bischofs Freifeldt im Namen des St. Petersburger Generalkonsistoriums, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und der königlichen Landesschule Pforta, das dem so berühmt gewordenen Zögling einen herzlichen Glückwunsch sandte. Als allerletzte wurde dem Jubilar noch eine völlig überraschende und besonders erfreuende Ehrung zu Teil, indem ihm vom Senior der „Curonia“, stud. jur. Wiebeck, im Namen des Konventes die Farben der Verbindung überreicht wurden.

Der Jubilar hatte allen diesen Reden, die ihn nach seinem eigenen Ausdruck wie eine Sturzwelle nach der anderen überschüttet hatten, gleich einem Fels im Meere Stand gehalten. Wie er stehend die Begrüßungen empfangen, so beantwortete er nun, ohne auch nur einen Augenblick der Sammlung oder der Ruhe zu bedürfen, alle Ansprachen zum Teil sie gruppenweise zusammenfassend; aus seinen Worten sprach die helle Freude über die ihm von so vielen

Seiten entgegengebrachte freundliche Gesinnung, der Dank gegen Gott und die ihm im Leben zur Seite gestellten Helfer, die tiefgegründete Frömmigkeit und die an ihm bekannte, so edle Bescheidenheit, seine Begeisterung für die Arbeit, sein unermüdlicher Forschungstrieb und seine herzliche Liebe zur Heimat, in der er alle ihr Zugetanen mit gleicher Wärme umfaßt. In dieser Erscheinung des pflichttreuen Seelsorgers, des fleißigen und feinsinnigen Forschers, des glücklichen Familienhauptes, des warmherzigen Patrioten, verkörperte sich in diesem Augenblick eine in unserer Zeit und in unseren Verhältnissen so seltene und darum so wohltuende Harmonie, daß Jeder, dem es vergönnt war, einen solchen Höhepunkt eines Menschendaseins mitzuerleben, davon einen bleibenden, ihn selbst tief beglückenden Eindruck davontragen muß. Mit „Segne und behüte“ schloß dieser Hauptteil des Festes.

Aber rührige Feenhände hatten bereits für die nach dieser geistigen Anspannung einer Kräftigung bedürftige materielle Hälfte unserer Existenz gesorgt. Neben dem langgestreckten Pfarrhause erhob sich ein schmucker Zeltbau, dessen Architekt wohl bei Fritz Reuters „Timmerling“, Herrn Schulz, seine Studien gemacht hatte, da von der Konstruktion sogar mehrerer „verzahnter Träger“ Gebrauch gemacht war. Durch geschickte Anordnung der Tische war für die ganze große Gesellschaft bequemer Platz geschafft; und bald fand jeder seinen zugewiesenen Platz und neben seinem Gedeck eine künstlerisch entworfene Tischkarte mit dem wohlgetroffenen Reliefportrait des Jubilars. Wände und Gebälk des Zeltes waren überall mit Laubwerk und Zweigen verdeckt, aus deren Grün ein festlicher Duft aufstieg — die Einleitung zu einem vielversprechenden Laubhüttenfest. Die gerade nicht junimäßige Temperatur zwang zwar zur Beibehaltung von wärmenden Kleidungs-

stücken, aber war durchaus nicht im stande, das vorhandene innere Feuer herzlicher Feststimmung, das übrigens auch durch treffliche Speisen und Getränke unterhalten wurde, zu dämpfen.

So blitzte es denn auch alsbald in ernsten und heiteren Tischreden, in launigen Einfällen und gutgemeinten Neckereien auf und erfreute und wärmte mit seinem Scheine und seiner an dem Brennpunkt des Festes entzündeten Glut aller Herzen. Die Reden hatten doch meist ihren Ausgangs- oder Zielpunkt in dem Mittelpunkt des Festes, dem „goldenen" Jubilar, der in seinem nagelneuen grün-blau-weißen Deckel so fröhlich unter den Fröhlichen saß. Und wenn auch die anderen, zum Gelingen des Festes tätigen Kräfte oder die von dem Jubilar untrennbaren Bestandteile seines häuslichen und geistigen Lebens und die Krone des kurischen Landes, seine Frauen, zum wohlverdienten Rechte eines vollstimmigen Lebehochs kamen — der reiche Akkord der in allen Tonarten angeschlagenen Stimmen führte doch immer auf den einen Grundton, der das ganze Fest so harmonisch beherrschte, zurück: den des Dankes, der Anerkennung und der Liebe für den Jubilar.

Es war gewiß Mitternacht — nach der Uhr haben sicherlich nur die Unglücklichen gesehen, die die unbarmherzige Pflicht vorzeitig den Reihen der Glücklichen entriß, denen diesmal keine Stunde schlug — als sich die Hochflut der Reden verlaufen hatte, es wollte eben „der letzte, den die Hunde beißen", immer noch nicht kommen. Da bot sich eine neue Überraschung: in den Bäumen vor dem Hause, in den Gebüschen des Parkes, den Abhang zum Teiche hinunter, überall erglühten Hunderte und aber Hunderte von bunten Laternen, die kurze Mittsommernacht erhellend und zu einem Erholungsgange einladend. Besonders reiz-

voll erschien die sich in scheinbare Unendlichkeit verlierende Perspektive der Anfahrt-Allee.

Aber bald finden sich die zerstreuten Gruppen wieder in der Halle zusammen. Riesige Bowlen, Utgardloki's Bierkessel vergleichbar, fordern zu mannhafter Tat auf. Jetzt heißt es, seine Jugenderinnerungen zu Hilfe zu nehmen, um mit ihrem Beistande wieder mit der Jugend wetthalten zu können. Aber täuschen uns die Sinne? Plötzlich sitzen ehrbare Häupter im Silberhaare — darunter manche, denen sonst wohl das schwarze Käppchen die sparsamen Locken zusammenhält — im dreifarbigen Deckel da, unter ihnen der „jüngste Bursch", unser goldner Jubilar! Und da erklingt auch schon, von wohltönender Stimme gesungen, das ewig junge Lied unseres Hinze: „Brüder, sagt mir, sind wir jung?" Und an dem kräftigen Refrain merken wir's: Nein, wir sind nicht alt, nein wir sind die Alten! Und nun kommt ein Lied nach dem anderen: „Gestern saß ich still beim Wein." Ja, nun wird's erst Wahrheit, wenn ein Hochehrwürdiger, der gewiß seine 85 Semester zählt, mit klangvollem Bariton es uns aus der Seele zittern läßt:

„Als die alte Stadt entlang
Zog der helle Haufen,
Fühlt ich über meine Wang
Heiß ein Tränlein laufen;
Als ich's mit dem Finger schnell
Aus dem Bart gerieben,
Ist ein Haar mir silberhell
In der Hand geblieben."

Aber nur keine Sentimentalität! Die gedeiht auf kurischem Boden nicht. Denn „Wer seines Leibes Alter zählet Nach Nächten, die er froh durchwacht", — der läßt auch wohl der „Lindenwirtin, der jungen", sein Lob er-

tönen, und alle vereinen sich im kräftigen Chorus zu der Weise des kurischen Farbenliedes. — Und die Damen? Sie harren aus, sie freuen sich ihrer junggewordenen Männer oder der Söhne und Brüder, und dem goldnen Ritter vom Rhein im grünen Glase sind sie auch nicht abhold:

Und selber die Mädchen im Kreise,
Sie küssen ihn heimlicher Weise.

Und so tönt in der Halle der Becherklang, bis wirklich die Sterne sich neigen, bis man endlich denn doch am hellen Saum des östlichen Himmels und an dem kühlen Hauche vom taufrischen Rasen her merkt, was die Glocke geschlagen hat. Die Bursche mögen die Sonne erwarten! Wir lassen anspannen und verabschieden uns von dem noch immer unter den Gästen weilenden Paare des Jubilars und seiner treuen Hausfrau. „Aber morgen erwarten wir Sie zum Frühstück“ —, heißt's einladend zum Schluß. Der Wagen fährt vor und um $^1/_2$3 Uhr liegen wir müde, aber tiefbefriedigt im Bette.

* * *

Ein zweiter Sonnentag, wie ihn uns der heurige Juni leider nur so wenige beschert hat, ist über Doblen angebrochen. Ein Morgenspaziergang durch den herrlichen Park beim lettischen Pastorate, unter dessen gastlichem Dache wir ein freundlich gewährtes Quartier gefunden haben, erquickt Leib und Seele, und gegen 12 Uhr treffen wir wieder im deutschen Pastorat ein, wo die Familie und die noch gebliebenen Gäste bei einem Glase Wein versammelt sind. In ungeschwächter Frische, voll Humor und fröhlichster Stimmung kommt uns der Jubilar entgegen, und nun gruppiert sich eine intime Runde noch zu

einem traulichen Plauderstündchen auf dem geräumigen Altan im Schatten der hochaufragenden Kastanien. Bewährte Sänger erfreuen uns mit ausgewählten Perlen ihres Repertoires und machen uns den Abschied schwer. Unter den Klängen „Und nun, Ihr Brüder, sei's, weil's muß, das letzte Glas, der letzte Kuß!" und „Leb' wohl, leb' wohl, es schlägt die Abschiedsstunde" — reißen wir uns los, die Pferde ziehen an, wir schwingen den Hut, und da sind wir schon auf dem Wege zur Landstraße, während die zurückgebliebene Jugend in toller Jagd hinter den Büschen verschwindet, durch deren Grün die hellen Kleider der Mädchen aufleuchten.

Kaum sind wir in raschem Trabe an der Ecke des Parkes angelangt, so trifft uns aus schönen Händen eine wohlgezielte Ladung rasch im Laufe abgerissener Gräser und Blumen: Gundermann, Männertreu, Löwenzahn — wie die Hand es erhaschte. Und dazu tönt es wieder: „Lebt wohl, lebt wohl!" Das war der letzte Gruß aus dem gastlichen Pastorat. Als ich aber meine zusammengeraffte Beute mustere, um sie an den Hut zu stecken, finde ich ein Vergißmeinnicht. Das lege ich ins Notizbuch zum Andenken an die unvergeßlichen Tage im deutschen Pastorate zu Doblen, an die kurische Gastfreundschaft und Herzlichkeit, an Kurlands tüchtige Männer und edle Frauen und vor allem an den würdigsten, rüstigsten, liebenswertesten aller Jubilare, die Zierde unseres baltischen Landes, den Pastor Dr. A. Bielenstein.

* *
*

Das Fest und die Festfreude war gar schnell vorübergerauscht, aber mochte im Pastorat das alltägliche Leben auch bald wieder seinen gewohnten Gang gehen, die Herzen hatten Eindrücke gewonnen, die dauernd blieben. Solch Fest gab seiner Natur nach zwingenden Antrieb auf den ganzen langen Lebenslauf zurückzuschauen, dann aber auch der kurzen Spanne Zeit zu gedenken, die dem Alten noch auf Erden gegönnt sein dürfte. Goldne Abendsonnenstrahlen waren auf einen glücklichen Lebenstag gefallen. Was steht noch bevor, ehe die Nacht einbricht? Das Menschenleben wird ernster und ernster, je mehr es seinem Ende sich nahet, ernster freilich, aber deshalb noch nicht unglücklicher, wenn es an dem inneren Frieden und an der Hoffnung nicht fehlt, wenn die Erfahrung gemacht ist, daß die gütige Hand Gottes unsre Geschicke von Anfang an geleitet hat, und der Glaube unbeweglich fest steht, daß die Hand des Vaters von seinen Kindern auch im Tode und nach dem Tode sich nicht abwenden kann, daß die Verheißung sich erfüllen wird: „Was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Im Frühlingsmorgenglanz taucht vor meinem Auge die Kindheit im Elternhaus, die Jugend in Schulpforta auf, der Eintritt in das Mannesalter und in den amtlichen Beruf. Sehr einsam trat ich in diese Periode des Lebens, wie der Erzvater Jakob einsam über den Jordan ging in die Fremde hinein, nur einen Stab in der Hand. Aber er hatte den Himmel offen gesehen und Engel herab- und hinaufsteigen. Ähnlich ging es mir. Eine gute Mutter geleitete mich damals noch eine Weile und bald gesellte sich zu mir eine treue gute Lebensgefährtin und nicht einmal, sondern oft sah ich den Himmel offen. Wie der Erzvater Jakob heimkehrt, heißt es von ihm, er sei zwei Heere geworden. Das konnte ich

auch an meinem Jubiläumstage sagen, als mich einerseits Kinder und Enkel umgaben und andrerseits eine so große Schar von Freunden. Der Kinder Häupter konnte ich zählen mit Freuden, denn siehe, es fehlte kein teures Haupt. Denn keins war verdorben oder verloren, auch die lieben Entschlafenen nicht.

Die ganze Rückschau auf das vergangene Leben läßt sich nur in das eine Wort zusammenfassen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei), Naumburg a/S.

Von DDr. A. Bielenstein im Druck erschienen:

Die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen, erklärend und vergleichend dargestellt. 2 Bde. XVI u. 485 S., VIII u. 428 S. 8°. 1863 u. 1864 (Berlin).

Lettische Grammatik. XXII u. 432 S. 8°. 1863 (Mitau).

Die Elemente der lettischen Sprache. 132 S. 1866 (Mitau).

Latweeschu tautas dſeesmas. 2 Lfrgn. 384 S. 1874 u. 1875 (Leipzig). [In Kommission bei F. Besthorn-Mitau.]

1000 lettische Rätsel, übersetzt und erklärt. 125 S. 1881 (Mitau).

Latweeschu mihklas. 48 S. 16°. 1883 (Mitau). (Auszug aus 1000 lett. Rätsel.)

Vndeudsche Psalmen vnd geistliche Lieder oder Gesenge, welche in den Kirchen des Fürstenthums Churland vnd Semigallien in Liefflande gesungen werden. Königsperg bey George Ostenbergern. 1587. Zur Feier des 300j. Jubiläums der lettischen Literatur herausgegeben von Prof. Dr. A. Bezzenberger und Dr. A. Bielenstein. XXXIV u. 85 S. 4°. 1886 (Mitau und Hamburg).

Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert. Ein Beitrag zur ethnologischen Geographie und Geschichte Rußlands. (Mit einem Atlas von 7 Blättern.) XVI u. 548 S. 4°. 1892 (St. Petersburg). Preis: 9 Rbl. = 22 M. 50 Pf.

Für suchende Seelen. Licht, Kraft und Trost aus dem Evangelium. XVI u. 588 S. 1901 (Riga).

Im „Magazin der lettisch-literärischen Gesellschaft":

Über lettische Volkspoesie. 1855. X, 3. S. 97—124.
Über die lettischen Substantiva reflexiva. 1856. XI, 2. S. 31—51.
Bericht über die Steinringe von Groß-Autz, Elisenhof und den Götzenberg am Sebbersee. 1866. XIII, 3. S. 1—14.
Die lettische Sprache und die christlichen Begriffe. 1866. XIII, 3. S. 27—48.
Die altlettischen Burgberge Kurlands. 1869. XIV, 2. S. 12—142.
Bericht über die Heidenburgen an der livl. Aa. 1873. XV, 2. S. 26—53.
Das angeblich altpreußische Vaterunser des Simon Grunau. 1874. XV, 3. S. 14—22.
Über die Satire im lettischen Volksliede und im Baltijas Semkopis. 1879. XVI, 1. S. 102—127.
Rede, gehalten zum 300j. Jubiläum der lettischen Literatur. 1887. XVIII. S. 1—34.
Berichtigungen und Nachträge zu den Grenzen u. s. w. 1894. XIX, 3. S. 147—154.
Die alte Waldbienenzucht der Letten. 1896. XIX, 4. S. 1—34.
Die nationalen Getränke der Letten. 1896. XIX, 4. S. 35—61.
Manuductio ad linguam Lettonicam . . . a. J. G. Rehehusen . . . Riga 1644. Neu herausgegeben mit Erklärungen und Erläuterungen. 1901. XX, 2. S. 1—59.
31 Präsidialreden in den Protokollen der lettisch-literärischen Gesellschaft von 1865—1895.

In A. Bezzenbergers „Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen" (Göttingen):

Über Umlautserscheinungen im Lettischen. 1877. I, 3. S. 1—10.

In der altpreußischen Monatsschrift:

Gegen einen Aufsatz Beckenstedts (über die heidnischen Burgberge im lettischen Lande). 1886. XXIII, 5 u. 6. S. 472—476.

In den Göttingischen gelehrten Anzeigen:

Rezension: Lettische Dialektstudien, von A. Bezzenberger. 1885. Nr. 9. S. 361—370.

Rezension: Über die Sprache der preußischen Letten, von A. Bezzenberger. 1888. Nr. 10. S. 393—404.

In den „Bulletins der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg":

Zur topographischen Onomastik des Lettenlandes. 1894. XXXVI, 4. S. 1—11.

In der „Balt. Monatsschrift":

Doblen. Ein kulturhistorisches Bild aus Semgallens Vorzeit. 1873. XXII. S. 1—25.

Das Johannisfest der Letten. 1874. XXIII. S. 1—46.

Das Volksmärchen. 1874. XXIII. S. 334—360.

Über die lett. Orthographie. 1877. XXV. S. 472—482.

Reiseskizzen aus dem Oberlande. 1882. XXIX. S. 569—590, 611—644, 707—743.

Einiges zur Geschichte der Doblenschen Kirche. 1896. XLIII, 1. S. 1—44.

(Dobeles basnizas 400 gadu wehsture. 27 S. 1895 (Mitau). Lettische Bearbeitung des Vorhergehenden.)

Der X. archäologische Kongreß (zu Riga). 1896. XLIII. S. 625—650.

Art und Geschichte lettischer Siedelung. 1897. XLIV, 6. S. 273—288.

Waren die Burgberge Alt-Livlands ständig bewohnt oder nicht? 1897. XLIX, 7 u. 8. S. 403—413.

In der „konservativen Monatsschrift":

Die lettisch-nationale Bewegung und die kurländische Geistlichkeit. 1886 (Leipzig). S. 1—60.

In den „Zeitfragen des christl. Volkslebens":

Vaterland, Volkstum und Staat. Streiflichter auf die gegenwärtige Nationalitätenfrage. 1891. XVI, 2. S. 1—52. (Unter dem Pseudonym Augurti (Druckfehler für Augusti).

Im „Globus" (Braunschweig):

Eine Fahrt nach Runö im Rigaschen Meerbusen. 1897. LXXI, 7. S. 1—7.

Das lettische Wohnhaus. 1897. LXXII, 24. S. 1—8.

In den Protokollen des archäol. Kongresses:

Le village d'Apoulé dans le gouvernement de Kowno et la ville finnoise Apulia (853). 1894. S. 1—19.

Die lettischen Burgberge. 1896. S. 20—34.

Die Holzzeit der Letten. 1896. S. 35—41.

In den „Mitteilungen und Nachrichten für die ev. Kirche Rußlands":

Zur Geschichte der lettischen Bibelemendation 1866—1877. 1877. XXXIII. S. 481—528.

Warum enthält die διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων nichts Lehrhaftes? 1885. XLI. S. 1—7.

Die Kirchensiegel Kurlands und Südlivlands. 1900. Dezemberheft. S. 529—550.

Die theologische Facultät zu Dorpat 1846—1850. 1902. LVIII. S. 448—457.

Von **DDr. A. Bielenstein** ist ferner erschienen:

Für suchende Seelen.

Licht, Kraft und Trost aus dem Evangelium.

Elegant gebunden Rubel 3.—.

Ursprünglich aus Konfirmandenkursen entstanden, richtet sich das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt an erwachsene Christen, an Alle, die das Getriebe der Welt nicht befriedigt und die suchen, wie das Herz fest werde und sie Stärkung finden in den Kümmernissen dieses Lebens.

Die Religion der Gebildeten.

Harnacks „Wesen des Christentums"

beleuchtet von

Johannes Neuland,

Pastor zu Wolmar.

Preis: 60 Kop.

Mag. theol. **T. Hahn.**

Ist die Forderung eines modernen Christentums und einer modernen Theologie berechtigt?

Vortrag, gehalten im Bethabara=Verein.

Brosch. 40 Kop.

H. Adolphi,

Pastor in Adsel.

Am Fuße der Bergriesen Ost-Afrikas.

Geschichte der Leipziger evang.-luth. Mission in Deutsch-Ostafrika.

Mit 32 Bildern und 2 Karten.

Elegant geb. mit vierfarbiger Deckelpressung 90 Kop.

Gustav Keuchel.

Goethes Religion und Goethes Faust.

Eleg. geb. Rubel 4. - .

Gregor von Glasenapp.

Essays.

Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Religionsgeschichte.

Eleg. geb. Rubel 4.—.

Constantin Mettig.

Geschichte der Stadt Riga.

Mit zahlreichen Abbildungen, Ansichten und Plänen.

Eleg. geb. Rubel 5.80.

Carl Hunnius.

Gedichte.

Elegant gebunden Rubel 2.—.

„Man findet tatsächlich kein Gedicht, das nicht empfunden, erlebt wäre; tiefe, edle Gedanken sind harmonisch mit vollendeter Form verbunden". So und ähnlich lauten die allgemein überaus schmeichelhaften Besprechungen über diese Dichtungen.

Dr. Wilhelm Neumann.

Baltische Maler und Bildhauer des XIX. Jahrhunderts.

Biographische Skizzen mit den Bildnissen der Künstler und Reproduktionen nach ihren Werken.

4°. 180 Seiten mit 259 Illustrationen.

Eleg. kart. mit Goldschnitt **Rubel 7.50,** eleg. geb. **Rubel 8.50.**

Zum ersten Male ist hier der Versuch gemacht worden, die baltische Kunsttätigkeit des XIX. Jahrhunderts zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen, und mit Recht erregt das Werk die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde. Der Verfasser, als Autorität auf dem Gebiete der heimischen Kunst bekannt und geschätzt, hat seine Aufgabe glänzend gelöst und verstanden, zu seinem mühevoll zusammengetragenen Material einen anregenden und ansprechenden Text zu schaffen.

ufpr. 3.

d.

ischen Adels-
n. Geistvoll
tischen Adels.
porelle Leben
bonia". Die
a mater so
Voller Ab-
en der Er-
schicksalsschläge
n zum Ver-

beck. Eine
ch. Brosch.

Brosch. Mk.

g aus den
Mk. 1.50,

ingeraffte Ver-
deren Ruf weit
gen ist, so daß
schlands. „Die
chlung „Feuer"
interessant ge-
üben Genusses

liche Zeitung",
ehlen wir:

is und

Herzogskrone",

eb. Mk. 2.–.